LITERARISCHE IMAGINATION
UND SOZIOLOGISCHE ZEITDIAGNOSE
IM WIEDERVEREINIGTEN DEUTSCHLAND
Untersuchungen zur Funktion von ›Welthaltigkeit‹
im deutschsprachigen Gegenwartsroman
am Beispiel von Ingo Schulzes Simple Storys

von

Uwe Schumacher
Staatsexamen in den Fächern Deutsch und Geschichte
Freie Universität Berlin, 1994

Submitted to the Graduate Faculty of
Arts and Sciences in partial fulfillment
of the requirements for the degree of
PhD in German Literature

University of Pittsburgh

2008
This dissertation revitalizes the sociological approach to literature in the light of the ‘cultural turn’ in sociology represented by Pierre Bourdieu, Ulrich Beck, Gerhard Schulze and others – and demonstrates its potential for contemporary German-language literature. Advocating the decisive role of the social functions of cultural products, my investigation starts from the thesis that, with the electronic mass media acquiring a dominant role in the cultural sphere, a functional differentiation has taken place, forcing authors of artistic aspiration to focus on the media-specific strengths and benefits of literature as text while at the same urging them to adjust to the consumption patterns of mass entertainment – not least because literature as institution is increasingly permeated by the laws of a globalized market. The result is, as I argue, a neo-realism which appeals on the surface to readers looking for intense, authentic experiences of “reality” and shifts its more challenging artistic dimensions to a deeper level of symbolism, allusions and structural constellation.
My inquiry into the social functions of this new realistic paradigm is carried out by exposing the literary representation of the transforming East-German society after reunification, as represented in Ingo Schulze’s novel *Simple Storys*, to a comparison with the sociological diagnosis of it. This comparison does not subjugate the novel to external, non-literary criteria; instead, it demonstrates the specific features of the literary “grip on reality” as opposed to the scientific one and relates them to the competition with the mass media.

On the individual level, two main social functions of contemporary literature-as-art finally emerge: to work through the cultural knowledge of its readers and their modes of experience, to test their limits and to transcend them partially – and to do the same with the elements of identity bound up with this cultural knowledge, thus facilitating a partial self-transcendence which gives room for suppressed needs. On a more general level, these functions keep reader’s cultural knowledge and personal identities flexible enough to adjust to an ever-changing social environment. At the same time, they provide the subjective basis for critical distance and creative innovation.
## INHALTSVERZEICHNIS

### I. Einleitung:

| A. Problemstellung und Erkenntnisinteressen | 1 |
| B. Theoretisches Konzept | 29 |
| 1. Ein literatursoziologischer Ansatz | 29 |
| 2. Ästhetische Vorannahmen | 55 |
| C. Methode und Vorgehensweise | 70 |

### II. Ingo Schulzes Roman ›Simple Storys‹

| A. Formale Grundzüge der literarischen Darstellung | 94 |
| B. Allgemeine inhaltliche Selektionskriterien | 110 |
| C. Systemwechsel und politische Identität | 187 |
| D. Arbeitswelt und ökonomische Lebensbedingungen | 211 |
| E. Der Umgang mit der Bürokratie | 274 |
| F. Konsum | 294 |
| G. Liebe und Partnerschaft | 308 |
| H. Familie: Kinder und Alte | 411 |
| I. Wertewandel, Welt- und Menschenbild | 432 |

### III. Zusammenfassung der Ergebnisse

| 450 |

### IV. Zitierte Literatur

| A. Primärliteratur: Texte Ingo Schulzes | 478 |
B. Sekundärliteratur ........................................................................................................... 479

1. Rezensionen und Wissenschaftliche Sekundärliteratur zu ›Simple Storys‹ ........ 479
2. Sonstige Sekundärliteratur ........................................................................................... 481
I. Einleitung:

A. Problemstellung und Erkenntnisinteressen:


\(^1\) Vgl. die kurze, aktuelle Darstellung dieser Selektionsprozesse bei Karpenstein-Éßbach (1995, 7-9).
\(^3\) Vgl. Liessmann (1995, 94): „Ein Buch, das nicht in den ersten Wochen vor und nach seinem Erscheinen zum Medienereignis wird, hat in der Regel verspielt; und außer bei ganz seltenen Longsellern liegt die Durchschnittszeit, in der ein Buch wenn nicht vom Markt, so doch aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwindet, mittlerweile wohl schon bei einem halben Jahr, Tendenz sinkend.“
Strategien und flüchtigen Zeitgeist die Schwierigkeiten kritisch-objektivierender Abstandnahme nicht eben erleichtert.


Dass sich Literaturwissenschaftler und Studenten, Schüler und Lehrer in den letzten Jahren verstärkt der Gegenwartsliteratur zugewandt haben, hat all diese Schwierigkeiten keineswegs behoben, sondern hat sie eher noch virulenter gemacht. Viele Veröffentlichungen zur Gegen-
wartsliteratur strotzen von unreflektierten Bewertungs- und Selektionskriterien, teils eigenen, teils aus dem Feuilleton übernommenen. Wenn sie nicht hinter wissenschaftlicher Objektivität versteckt werden (und dann meist ihre Selektionskriterien nicht ausweisen), schwanken die Urteile ebenso wie in der Literaturkritik zwischen pauschaler Abqualifizierung und undifferenzierter Begeisterung. Tatsächlich hat das gewachsene Interesse an der Gegenwartsliteratur vor allem das Problem literarischer *Wertung* mit erneuerter Schärfe ins Bewusstsein gehoben. Die alte herme-
neutische Erkenntnis, dass Literaturinterpretation auch bei höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen unvermeidlich von Wertungen beeinflusst ist, gewinnt dort ein besonderes Gewicht, wo die Bewertung, wie bei der Gegenwartsliteratur, unter erschwerte Bedingungen gestellt ist, während zugleich ein erhöhter Selektionsbedarf besteht. Dabei kommt jedoch letztlich nur zum Vorschein, dass sie allgemein zum Problem geworden ist, weil sich jeder allgemeinverbindliche literarische Wertmaßstab endgültig aufgelöst hat: Die literaturwissenschaftliche Orientierung an einem etab-
lierten literarischen Kanon, bei der die wertende Selektion stilschweigend vorwissenschaftlichen Prozessen überlassen wurde, hat eine Zeit lang noch notdürftig verdecken können, dass nach dem Zerfall des Bildungsbürgertums und seiner kulturellen Hegemonie, nach der Differenzierung der Gesellschaft in kulturelle Milieus sowie nach der Diversifizierung des literaturtheoretischen und –methodischen Feldes die offene Pluralität und Widersprüchlichkeit der kursierenden Wertehier-
archien auch die normative Grundlage literaturwissenschaftlichen Arbeitens zersetzte hatte (Hey-
debrand und Winko 1996, 324). Eine „scheinbar totale Individualisierung und Kontextgebunden-
heit des Wertens“ (a.a.O., 325), die sich nicht mehr durch eine allgemeinverbindliche Meta-
Wertsprache ordnen lässt (a.a.O., 330), stößt auf die wachsende Notwendigkeit, in vielfältigen Situationen Literatur zu bewerten und Selektionsentscheidungen zu treffen – nicht nur, aber eben in besonderem Maße bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Gegenwartsliteratur. Dennoch wäre diese „postmoderne“ Pluralität an sich eher ein Fortschritt als ein Verlust, wenn sie
(wie in den theoretischen und methodischen Debatten) zu einer Steigerung der Reflexivität, zu offenen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und zu einer generellen, anspruchsvollen Begründungspflicht literarischer Wertung geführt hätte; davon sind wir jedoch nach meinem Dafürhalten derzeit noch weit entfernt.\(^4\)

Wie weit, zeigt das Feuilleton deutlicher als die Literaturwissenschaft, weil die Wertung hier explizit das Hauptziel der Literaturbetrachtung ist. Die – allesamt literaturwissenschaftlich ausgebildeten, ja zum Teil sogar literaturwissenschaftlich arbeitenden – Autoren des Feuilletons sind mehr als jeder Universitäts germanist gezwungen, mit den kursierenden Kategorien, Begriffen und Kriterien literarischer Wertung zu arbeiten. Der mit ihrer Anwendung verbundene Eindruck zunehmender Beliebigkeit zeigt die fortgeschrittene Erosion ihrer fraglosen Legitimität. Der immer auffälligere Dezisionismus der Kritiker legt die mangelnde Reflektiertheit dieser Begriffe und Kriterien offen, die vor allem ihre Angemessenheit oder Unangemessenheit in Bezug auf die Intentionen der Autoren, die spezifische Leistungsfähigkeit literarischer Texte und die Bedürfnisse ihrer Leser im Unklaren belässt. Das mag auch an dem wachsenden Zeitdruck des beschleunigten Literaturbetriebes liegen (Greiner 2000, 233f), aber spätestens die nach der Wende wiederholt aufflammmende Debatte um den Wert und das vermeintliche „Ende“ der deutschen (besonders der ostdeutschen) Nachkriegsliteratur hat deutlich gemacht, dass die Definition dessen, was „gute Literatur“ ist, neu gestellt wird und in ihrer Offenheit Gegenstand kultureller Machtkämpfe ist. Diese Debatte hat aber zugleich mit quälender Deutlichkeit vorgeführt, wie sehr die Auseinandersetzungen des Feuilletons selbst in den führenden Blättern durch die unreflektierte Verwendung überholter Begriffe, Dichotomien und Argumente einen gespenstischen


6 Das gilt im Übrigen auch für die politischen Kategorien, die häufig in die Debatte hineinspielten und die sich zu meist in einem längst obsoleten Links-rechts-Schema bewegten (Harder 2001, 16).

7 Vgl. zum Folgenden auch Parkes 2002, 8f.

---

⁸ Sein Kollege Martin Hielscher fordert in ähnlichen Ton, dass sich die Gegenwartsliteratur „aus theoriebesessener Abstraction, aus sprachexperimenteller Virtuosität, aus nabelschaubefangener Monomanie oder aus spätmmoderner Verfinsterung“ befreie (1998b, 37).


Diese Tendenz zum Realismus wird mit einem neuen Mut zum Erzählen verbunden, was zusammen jene „Neue Lesbarkeit“ ergeben, die (endlich!) auch das Unterhaltungsbedürfnis der Leser wieder anerkennen würde (Politycki 1998, 7). Als langersehnte Ablösung der postmodernen Spieler und Bastler der 80er und der ewiggestrigen Anhänger der Avantgarde begrüßte man nun eine „Rückkehr des Epischen“, einen neuen Ernst und eine wiedererwachten Suche nach dem Authentischen in der mediengedebübelten Welt (Köhler 1998, 175ff; Radisch 1998, 187f) – ja „die


Ganz abgesehen von der Validität der Diagnose, deren extrem verkürzender Charakter etwa von Siegfried Unseld an vielen Beispielen belegt worden ist ( Unseld 1998, 105ff)11, sind die im Realismus-Paradigma operierenden Erklärungen der Feuilletonautoren für die vormalige Misere der deutschen Gegenwartsliteratur und den folgenden Umschwung zum Besseren freilich zumeist äußerst dürftig – ob man sie nun in souveräner Ignoranz moderner und postmoderner Erfahrungs- und Produktionsbedingungen in der Mediengesellschaft als eine bloße Frage des Talents, des Willens zur Authentizität oder der Einstellung zur Avantgarde behandelt (Sprang 1995, 57), mit dem Machtkampf intellektueller Eliten um kulturelle Hegemonie in Verbindung bringt oder mit der staatlichen Literaturförderung sowie der Nähe oder Ferne zum Markt (bzw. zu

---


11 Vgl. hierzu auch die Beiträge in Döring 1995.

12 Kaum mehr als Ignoranz oder Demagogie ist es, wenn postmoderne Theoreme zunächst aufs äußerste simplifiziert werden, um sie dann um so leichter als „bloß ressentimentbehaftete oder von vordergründigen anthropozentrischen Erkenntnisinteressen geleitete Thesen“ zurückweisen zu können, weil sie nur „die Weigerung“ ausdrückten, „sich auf eine kompliziertere Weise mit unserer tatsächlichen Lebensrealität zu beschäftigen“ (Hielscher 1998b, 43).
„dem Leser“).13 Die entscheidende Frage nämlich, warum eine unmittelbare („naive“) narrative Gestaltung der äußeren Erfahrungswirklichkeit besser sein soll als ein selbstreflexives, fragmentiertes und sich selbst in Frage stellendes Erzählen, wird erst gar nicht gestellt – jedenfalls nicht als qualitative Frage, sondern allenfalls als Frage eines quantitativen (Verkaufs-) ›Erfolgs‹.14


13 Sogar der „deutsche Selbsthass“ und die unbewältigte deutsche Vergangenheit wurden als Ursachen für die „Unfähigkeit zu erzählen“ verantwortlich gemacht, ohne auch nur ansatzweise auf die starken Argumente einzugehen, mit denen in der Tradition Adornos immer wieder vor einer Banalisierung und Trivialisierung der unfassbaren NS-Verbrechen durch ein traditionelles Erzählen gewarnt wurde (Hielscher 1998b, 40).


Die vermeintliche Wirklichkeitsnähe der Prosa ist ein Effekt ihrer [...] eingängigen Machart. Wenn die Schablone, die Gestaltbildung, die sich im Sprachalltag bewährt hat, auch den Text weitgehend erschließt [...], wird der Text selbstverständlich als ›realistischer‹ (im plattesten Sinne) eingestuft: Was sich leichter entschlüsseln lässt, wird für wirklicher gehalten, während das Schwierige, Ungewohnte per definitionem das ist, was sich von ›Wirklichkeit‹ entfernt. (Bode 2005, 148)


In jedem Fall zeugen die qualitativen Mängel der jüngeren Literaturdebatten nicht nur von einer tiefgreifenden Verunsicherung ästhetischer Maßstäbe im deutschsprachigen Feuilleton (Steiner 128), sondern auch von einer ebenso tiefgreifenden Verunsicherung über die eigene Rolle. Dass der vollendete Siegeszug der neuen AV-Medien und die Eventkultur die Rolle der Literatur in der Öffentlichkeit endgültig marginalisiert haben, gefährdet natürlich auch die Stellung des literarischen Feuilletons daselbst (Enzensberger 1988b, 55f; Rutschky 1990, 877), und in dieser Situation ist die Versuchung groß, die Ästhetik- bzw. Autonomiekonvention des Sozialsystems Literatur aufzuweichen und einer Popularisierung das Wort zu reden, welche die so erfolgreichen ästhetischen Konzepte von Film und Fernsehen (vor allem den ›Realismus‹, aber auch das „legitime Unterhaltungsbedürfnis“, „Vergnügen“, „Spaß“, „Spannung“, „Drive“, widerstandslose, „rauschhafte“ Rezipierbarkeit etc.) auch für die Literatur nutzbar macht – zumal gerade die Auflösung eines verbindlichen ästhetischen Wertekanons oder doch einer überschaubaren Anzahl von klar getrennten, opponierenden Wertsystemen (wie U und E) die trotzige Wiederbelebung noch älterer ästhetischer Konzepte für ein geschichtsvergessenes Publikum ermöglicht. Dabei geraten sie allerdings in das Dilemma, „dass hier die Unverzichtbarkeit der Literatur mit Argumenten behauptet wird, die ihre Abschaffung legitimieren könnten“ (Willemsen 1998, 84) – denn die ästhetische Angleichung an die so mächtige Konkurrenz der AV-Medien erodiert ihre Daseinsberechtigung erst recht (Kronauer 1998, 232; Moritz 1998, 242). Als Teil der Unter-
haltungsindustrie sinken die Überlebenschancen einer Literatur, die über den Tag hinaus Geltung beansprucht, womöglich noch weiter (Sprang 1995, 86).


keit" ihre Freiheit zu "dysfunktionale(n) Beobachtungen" ab und aus ihrer medienhistorischen Überholtheit die Fähigkeit zu "unzeitgemäßen Betrachtungen" (Hörisch 1995, 31f). Die Funktion einer funktionslos gewordenen Literatur bleibe also, "alternative Wirklichkeitsversionen zur Diskussion bereitzuhalten" – zumindest für eine Minorität von Gebildeten (a.a.O., 45). Und wieder andere sehen in Medienkonkurrenz und Funktionswandel der Literatur gerade eine Bestätigung moderner Standards von subjektiv perspektivierter Reflexivität und ein Argument gegen jede konventionellere Form von Realismus, denn nicht nur "wird der realistische Roman täglich im Fernsehen gegeben" (Bohrer 140), auch ist der "Erzählern als Weltenschöpfer" [...] angesichts von journalistischer Reportage, Soziologie und Zeitgeschichte dem ehrgeizigen, auf Imagination setzenden Schriftsteller bedeutungslos geworden [...]" (a.a.O., 141f). Ähnliches gilt für "literarische[] Zeitthemen" (Rathjen 1995, 1116) und mehr noch für die Funktion der Unterhaltung.17


17 Vgl. das treffende Zitat aus Reinhold Badbergers Buch Pirckheimers Fall bei Döring 1995, XIf: "Ich verstehe es nicht, dass sich Schriftsteller, Dichter, Literaten mehr oder weniger freiwillig zum Schlusslicht der Unterhaltung degradieren lassen [...] ich kapiere bis heute nicht, dass sie sich freiwillig als Unterhaltungs-Künstler zu verstellen scheinen, und fortgesetzt betonen oder betonen lassen, ihre Literatur sei unterhaltend. Anstatt froh zu sein, dass ihnen endlich eine hochentwickelte und aggressive Industrie die Unterhaltung abgenommen hat, sie endlich befreit sind von der Unterhaltung; jetzt könnten sie doch loslegen..."

Schon ein erster Blick auf die literarischen Texte der genannten Autoren zeigt allerdings, dass sie sich – vielleicht mit Ausnahme von Josef Haslinger und Alexander Osang – nicht auf das Etikett eines Neo-Realismus festlegen lassen. Bei aller ›Welthaltigkeit‹ zeigen sie – wenn auch meist in subtilerer Weise – sowohl subjektive und gebrochene Perspektivierung als auch eine Reflexivität ihrer ästhetischen Mittel bzw. narrativen Verfahrensweisen, sie imitieren Stile und verwenden Formelemente und Motive aus dem Arsenal der Literaturgeschichte als Bausteine, ohne damit noch provozieren zu wollen (Das alles gilt bei näherer Betrachtung übrigens auch für die US-amerikanischen Autoren, die man dem deutschen Nachwuchs immer wieder als Vorbilder angedient hat). Noch weniger greift der Begriff des Realismus, wenn man den Blick auf alle wichtigen Jung-Autoren der Neunziger ausweitet: Autoren wie Thomas Lehr, Thomas Hettche und Reinhard Jirgl gestehen dem Traumhaften, Visionären und Grotesken breiten Raum zu, Jirgl, Ulrich Peltzer und Ingo Schramm arbeiten mit den Mitteln des Bewusstseins-Romans, Jan-Peter Bremers allegorische Miniaturen wirken äußerst surreal, Marcel Beyer setzt in seinen Texten me-
dientheoretische Einsichten um und die längerfristig etablierten Autoren der Pop-Szene wie Rainald Goetz, Thomas Meinecke und Kathrin Röggla spielen auf formal anspruchsvolle Weise mit den verschiedensten Diskursen von der feministischen Theorie über die Rave-Szene bis zur Sprache der Werber und Designer. Dabei wird überdeutlich, dass der Einsatz realistischer Erzählweise kaum irgendwo „naiv“ geschieht – und dass die Alternative zum Realismus weder Realitätsferne noch Weltlosigkeit oder gar sinnenfeindliche Abstraktheit sein muss.

Die Literaturwissenschaft trägt zur Klärung dieses kontroversen Wirklichkeitsverhältnisses der Gegenwartsliteratur bislang erst wenig bei. Wegen der zeitlichen Nähe ist die Forschung noch an ihrem Anfang und setzt sich vorwiegend aus dispersen Aufsätzen und Einzelbetrachtungen zusammen (Bremer 2002, 25), wobei sich die Nähe zum Feuilleton schon personell zeigt.18

Es hat sich noch „kein Gesamtbild, kein ordnender Überblick, kein durchgreifendes Deutungsmuster ergeben“ (Roberts 2001, xi).19 Zwar ist die im engeren Sinne mit der ›Wende‹ beschäftigte Literatur schon vergleichsweise ausführlich untersucht worden, doch standen dabei die politischen Ereignisse und politische Gesichtspunkte überhaupt im Mittelpunkt des Interesses, und dabei macht sich oft auch die politische Auffassung der Wissenschaftler in einer polarisierend-verkürzenden Weise geltend, die vom Feuilleton nicht weit entfernt ist. Die Texte wurden nicht so sehr in den ästhetischen Eigenarten ihres Wirklichkeitsbezuges problematisiert, sondern vorwiegend als zeitgeschichtliche Dokumente betrachtet, wobei eine kritisch-aufklärerische Funktion von Literatur vorausgesetzt und ihr Wirklichkeitsverhältnis an diesem Maßstab gemessen wurde (Bremer 2002, 26f).


Eine solche Funktion von Literatur war jedoch eigentlich bereits seit dem Abklingen der Studentenrevolte zur Ausnahme geworden; sie wurde in der Bundesrepublik nur von einigen Vertretern der ältesten Generation weitergeführt und war in der DDR an die besondere Rolle der Literatur als „zweite Öffentlichkeit“ gebunden, die nach 1989 obsolet geworden war. Das zeitweilige Wiederaufleben dieser Funktion in der Wendeliteratur war durch die politischen Ausnahmeeignisse (auch im Bereich der Verbandspolitik) sowie durch die Notwendigkeit der ostdeutschen Autoren bedingt, sich in eine neue gesellschaftliche Rolle zu finden, während sie auf westlicher Seite nur von jener kleinen Minderheit älterer Autoren geführt wurde, welche in der politischen Öffentlichkeit noch eine aktive Rolle in der Tradition der Gruppe 47 beanspruchten – eine Minderheit, deren Anteil an der Gegenwartsliteratur im Laufe der 90er Jahre deutlich zurückgegangen ist (Durzack 2006b, 1006).

Dass diese Dekade dennoch auf den ersten Blick als eine Zeit heftiger öffentlicher Debatten um Literatur und Politik erscheint, liegt vorwiegend daran, dass einige Literaturkritiker in ihrem Bestreben um mediale Aufmerksamkeit die vorübergehend politisierte Atmosphäre der Wendezeit zu einer kulturkonservativen Offensive nutzten und auch die gezielt provokativen Beiträge weniger „Stars“ (Walser, Grass, Reich-Ranicki, Handke, Strauß) in dieser Atmosphäre ein exceptionelles Medienecho fanden – sie wurden ebenso zu „Skandalen“ stilisiert wie die enthüllungsjournalistischen Auseinandersetzungen mit der DDR-Vergangenheit. Bei alledem ging es so gut wie nie (höchstens in zweiter Linie) um die literarische Qualität der Werke (Barner 2006b, 955). Die „Wendeliteratur“ im engeren Sinne bietet daher wenig Aufschluss über das tatsächliche bzw. zukunftsträchtige Verhältnis der Gegenwartsliteratur zur Gesellschaft nach der Wende; erst  

nach einer gewissen ‚Normalisierung‘ der Verhältnisse traten für die Literatur des wiedervereinigten Deutschland die Umrisse einer beständigeren gesellschaftlichen Position hervor.

Gerade angelsächsische Literaturwissenschaftler haben sich in diesem Zusammenhang vorwiegend mit der neugestellten Frage nach der nationalen Identität und der politischen Rolle der Literatur auseinandergesetzt (Bullivant 1994; Brockmann 1999)\(^\text{21}\), doch diese spielt nicht zufällig gerade für die jüngeren Gegenwartsautoren kaum noch eine Rolle\(^\text{22}\) – auch die Wiederbelebung des nationalen Diskurses war an die Ausnahmesituation der Wiedervereinigung gebunden\(^\text{23}\) und ist Episode geblieben; es haben sich an ihr nur einzelne, wiederum meist ältere Schriftsteller beteiligt, und selbst dies vorwiegend kritisch. Nach dem Abklingen der Wendeeuphorie sowie im Zuge der europäischen Integration bestätigt die große Mehrheit der literarischen Texte und das öffentliche Gebaren ihrer Autoren jedenfalls eher die „postnationale Konstellation“ (Habermas) der deutschen Gesellschaft und die Zurückhaltung (wenn nicht das Desinteresse) ihrer Schriftsteller gegenüber einer öffentlich-politischen Rolle.\(^\text{24}\)


\(^\text{22}\) Entsprechend ziehen sie so gut wie ausschließlich die älteren Schriftstellergenerationen heran und nehmen die Inszenierung von Auseinandersetzungen um die Literatur als Medienspektakel für bare Münze. Vgl. Tabener und Finley 2002..

\(^\text{23}\) Ihr in der BRD schon in den 80ern anzusetzender Beginn war wiederum an die kulturelle Rollback-Politik der Kohl-Regierung gebunden, die ihrerseits wohl nur auf der Basis einer Hochkonjunkturphase möglich war.


---


Selbst Ulrike Bremer, die in ihrer Untersuchung zur Wendeliteratur auch die ästhetischen Eigenarten exemplarischer Romane in eingehenden Textanalysen herausarbeitet und das „Funktionsverständnis von Literatur im Spannungsfeld gesellschaftlicher Umbrüche“ (2002, 11) klären will, bleibt doch überwiegend motivorientiert (31), bestimmt ihr Wirklichkeitsverhältnis schon vorab recht vage als „vielfacher, subjektiver und sprachlich verzerrender oder vergrößernder Spiegel“ des Wendegeschehens (19) und liest Stellenwert und die Funktion von Literatur daran ab, ob sie ein Interesse an einer kulturellen Verständigung zwischen Ost und West erkennen lassen und entsprechende Auseinandersetzungen befördern (31) – dies jedoch ist für meine Zwecke


Die meisten Autoren enthalten sich explizit wertender Stellungnahmen (nicht nur zu dieser Frage) und beschränken sich auf Einzelinterpretationen zu bestimmten Werken, auf Autorenporträts oder thematisch-motivische Untersuchungen, ohne ihre Auswahlkriterien zu explizieren

26 Die Befangenheit der Autorin in traditionellen Vorstellungen über die Funktion von Literatur zeigt sich auch daran, dass sie das feuilletonistische Vorurteil wiederholt, die bundesrepublikanische Literatur vor der Wende sei „gesellschaftspolitisch weitgehend funktionslos geworden“ (Bremer 2002, 22). Eine solche Auffassung mag für direkte Wirkungsabsichten zutreffen, verdeckt aber die vielfachen indirekten Wirkungen der Literatur auf die Vorstellungen von der Gesellschaft, ohne die sie wohl keine Abnehmer finden würde.

27 Immerhin betont der Beitrag Wieland Freunds zu den Roadnovels die intermedialen Bezüge und die Problematisierung des Realitätsbezuges durch die jüngsten Vertreter des Genres (Freund und Freund 2001, 45f-52), und Alexandra Ponzen erklärt die hochartifiziellen Texte Elfriede Jelineks für zeitgemäßer als die traditionell und konventionell-realistisch erzählten Romane von Ulla Hahn und Monika Maron (53-76).


32 So v.a. in den Beiträgen zu dem von Döring 1995 herausgegebenen Sammelband.
veränderten institutionellen und medialen Rahmenbedingungen literarischer Kommunikation in aufschlussreicher Weise in die wissenschaftliche Diskussion miteinbezogen.33


media
ter Reizüberflutung haben soll, wird nicht einmal ansatzweise zu bestimmen versucht. Dennoch wird die „Literatur-Literatur“ mit ihrem Anspruch auf „Bedeutungsgravität“ pauschal als überholt abgetan (a.a.O., 14ff).35


35 Ausgewogener ist Manfred Durzaks Überblick über die Erzählprosa der 90er Jahre in der Neuauflage der von Wilfried Barner herausgegebenen Geschicht der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart (2006b); zwar ist die Auswahl der besprochenen Werke (also die implizit wertenden Selektionskriterien) auch hier nicht immer nachvollziehbar, aber immerhin werden explizit wertende Urteile regelmäßig unter differenziertem Verweis auf ästhetische Textmerkmale und ästhetische Kriterien begründet. Allerdings müssen diese Urteile bei der Masse der besprochenen Texte vergleichsweise oberflächlich und die Strukturierung der Vielfalt begrenzt bleiben – zumal der Zusammenhang mit Barners Darstellung des „literarischen Lebens“ nur sehr lose ist und das Verhältnis zur gesellschaftlichen Realität auch hier nur bei den ostdeutschen Autoren eine nennenswerte Rolle spielt.
Hier ist also anzuknüpfen, um das „Wirklichkeitsverhältnis“ der Nachwendeliteratur und die mit ihm verbundenen Wertmaßstäbe genauer zu untersuchen.

Fragt man nach den Unterschieden zu den dezidiert postmodernen Texten der Achtziger, so lässt sich vorläufig folgende These aufstellen: Die postmoderne Kunst und Literatur trug mit ihren ›Manifesten‹ zwangsläufig selbst noch gewisse Züge einer Avantgarde, da sie sich kritisch-polemisch gegen die Vertreter der Spätmoderne durchzusetzen hatte; inzwischen haben sich jedoch die Verhältnisse nach dem Altern auch dieser Bewegung durchgehend gewandelt: Selbst die avantgardistische Moderne ist in den sekundär nutzbaren Traditionsbestand eingerückt, Pastiche, Parodie, Stilmix und selbstreflexives Erzählen haben ihren demonstrativen Charakter und provokativen Gestus ebenso verloren wie die Transgressionen in den Themen- und Formenbestand der Massenkultur, und die jüngeren Autoren sehen sich nur noch höchst selten veranlasst, ihre Projekte nun wiederum von der Postmoderne kritisch-polemisch abzugrenzen; deren erweiterte Möglichkeiten sind vielmehr weitgehend bruchlos in die pluralistische Schreibpraxis der Neunziger eingegangen. Zu diesem Pluralismus gehört zwar durchaus auch eine Strömung, die ihre Popularität einer Affirmation an die ästhetischen Standards der Massenmedien verdankt – Haslinger, Osang und Elke Schmitter zählen ebenso dazu wie Frank Witzel, Tim Staffel und die Popliteraten Kracht und Stuckrad-Barre –, aber sie beherrscht keineswegs das Feld; die Mehrzahl der Autoren arbeitet gerade mit denjenigen Elementen des Literarischen, die seine besonderen medialen Stärken gegenüber den Massenmedien ausmachen. Der Funktionswandel derLiteratur besteht für sie nicht in einer Angleichung an die Funktion der Massenmedien, sondern in einer funktionalen Differenzierung, die allerdings den Radikalismus der Avantgarden sowohl im Hinblick auf ihren Innovationszwang als auch in der Verweigerung gegenüber der öffentlichen Kommunikation verabschiedet hat.

Wahr ist jedoch auch, dass es innerhalb des heutigen Literatursystems keinen normativen Zwang mehr gibt, dem aktuell avanciertesten Bewusstseinsstand auf diese Weise zu genügen; man kann ebenso gut versuchen, die Unzuverlässigkeit des ›Wirklichen‹ und seinen Zerfall in unterschiedliche Perspektiven durch auktoriales Erzählen und einen forcierten Realismus zu kompensieren, die zunehmende Abstraktheit medial vermittelner Erfahrungen durch einen nachdrücklichen Appell an das sinnliche Vorstellungsvermögen des Lesers auszugleichen – und damit die Irritationen zu mildern, die von der gegenwärtigen Alltagserfahrung ausgehen. Offenkundig ist eine solche Literatur ja trotz aller Konkurrenz der audiovisuellen Medien populärer denn je,

sprachen könnte; sie können aber auch innerhalb eines Milieus, ja sogar bei denselben Menschen durchaus nebeneinander bestehen.

Erst nach Bestimmung dieser objektiven Zusammenhänge sind wertende Aussagen sinnvoll: etwa in Bezug auf die Effektivität, mit der bestimmte Texte die von ihnen anvisierten Funktionen erfüllen, aber auch in Bezug auf die Funktionen selbst, die unter Verweis auf explizierte Wertmaßstäbe (wie gesamtgesellschaftliche Stabilität, menschliche Selbstentfaltung, subjektives Glück oder soziale Gerechtigkeit) durchaus kritisierbar sind. Dabei ist unter Funktion sehr viel mehr und sehr viel Subtileres zu verstehen als ein unmittelbarer (womöglich quantifizierbarer) Nutzeffekt: Die bekanntermaßen differenzierten Wirkungen des Lesens auf die menschliche Psyche, die Identität von Individuen und Gruppen sowie auf das kulturelle Wissen sorgen für einen vielfach vermittelten Charakter der funktionalen Zusammenhänge – ebenso wie die Einflüsse der literarischen Tradition und der institutionellen Bedingungen des Literatursystems auf das literarische Schreiben (Sill 2001, 184ff; 246ff; Lehmann 2006, 81ff.).

Auch für die Beurteilung der Art und Weise, wie die deutschsprachige Gegenwartsliteratur die „Wirklichkeit“ ergreift und die „Welt“ zu ihrem Gehalt macht, sind demnach die Funktionen entscheidend, die man mit dieser Gestaltung verbindet – wobei eine Art der Wirklichkeitsmodellierung in unterschiedlichen Milieus, aber auch bei denselben Lesern verschiedene (gleichermaßen legitime) Funktionen haben kann, während ganz unterschiedliche Gestaltungen fiktiver Realität verschiedene Bedürfnisse derselben Person befriedigen können. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Frage besonderes Interesse, durch welche spezifischen Funktionen sich der „Realitätsgehalt“ bzw. der „Wirklichkeitsbezug“ der zeitgenössischen Literatur von dem der Massenmedien, des wissenschaftlichen Schrifttums und anderer kulturell relevanter Medien unterscheidet; ihre Beantwortung unter Bezugnahme auf die gesellschaftliche Funktion könnte dann auch eine neue, verlässlichere und jederzeit explizierbare Grundlage schaffen für Bewertungen
und qualitative Differenzierungen der Verleger und Rezensenten – und damit auch eine Grundlage für jene Selektionsentscheidungen, auf die die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Gegenwartsliteratur angewiesen ist. Zugleich hat der Literaturwissenschaftler eine Handhabe, um gegenüber dem Feuilleton jene Kritikfähigkeit zu wahren, die man von ihm erwarten darf.

**B. Theoretisches Konzept**

1. Ein literatursoziologischer Ansatz

Die ›Wirklichkeit‹, auf die sich die Literatur bezieht, ist im Kern gesellschaftlicher Natur, ihre ›Welt‹ ist die soziale Welt. Entsprechend ist auch die Frage nach der Funktion von Literatur eine literatursoziologische Frage: Es geht in ihr um die Funktion für die Gesellschaft, denn auch der individuelle ›Gewinn‹, den der einzelne Leser aus ihr zieht, bemisst sich letztlich nach dem ›Nutzen‹ für ein Leben in der Gesellschaft, sei es nun die Orientierung in ihr oder eine Kompensation für die Zwänge, die sie auf das Individuum ausübt. Die Literatursoziologie allerdings, an deren elaboriertes Instrumentarium hier durchaus angeknüpft werden soll, befindet sich nach einer längeren Phase des Niedergangs 37 mitten in einem Umbruch, und auch wenn dieser auf eine durchaus vielversprechende Zukunft verweist, macht diese Situation eine knappe Skizze des theorethischen Ansatzes nötig, von dem hier ausgegangen wird.


38 „Das zeigt sich ganz handfest an der Gliederung von Sozialgeschichten zur Literatur: Am Anfang steht ein Kapitel über die sozialen und ökonomischen Daten der Zeit, dann folgen die Kapitel zur Literatur; allerdings werden in den späteren Abschnitten kaum mehr die Informationen des Einleitungskapitels aufgegriffen. Bezüge zwischen den sozialhistorischen Daten und den Einzeltexten können nur selten plausibel hergestellt werden, die Kette reicht höchstens noch bis zu den literarischen Textsorten, die durch die Metapher der ‚Institution‘ vergesellschaftet werden.“ (Jannidis 2000, 354f)

39 „Das komplementäre Projekt einer ‚Sozialgeschichte im Text‘ (Schönert) aber war mit höchst kontroversen Grundannahmen über die Wechselbeziehungen zwischen ‚objektiv‘ ermittelbaren gesellschaftlichen Strukturen und ‚subjektiver‘ Verarbeitung durch den Autor und Leser belastet“ (Müller a.a.O.).
Diese Form der Wissenssoziologie hat zwar den Vorteil, Ideen und Gesellschaft überhaupt miteinander vernetzen zu können, hat aber den Nachteil, dass diese Zu- schreibungen [...] weder die Differenziertheit des Materials, wie es die Geistesgeschichte bereitstellt, verarbeiten kann, noch dem Komplexitätsgrad der Texthermeneutik angemessen ist. (Jannidis 2000, 353f)

Auch innerhalb der geistigen Phänomene konnte zwischen anspruchsvollen Wissenschaftskonstrukten und fundamentalen Mentalitätsformen nicht hinreichend differenziert werden (Anz 1999, 8), während die Berücksichtigung der Medien auf einer vorwiegend technisch-ökonomischen Ebene verblieb.


40 Ähnlich Müller 1988, 465.


Das kann natürlich nicht heißen, dass dies die einzigen kulturellen Dimensionen sind, die eine kulturwissenschaftlich orientierte Arbeit wie die meine zu berücksichtigen hat. Oberhalb des genannten Basiswissens und der erwähnten Grundeinstellungen muss selbstverständlich eine

42 Vgl. Schönert 2000, 99: „Dass gesellschaftliche Konstellationen sowie Vermittlungsweisen (wie Interesse und Macht) und Strukturen von Diskursen sowie die Ausdrucks- und Gestaltungsformen beispielsweise von literarischen Texten aufeinander zu beziehen sind, dass in Diskursen die gesellschaftlich gegebenen Möglichkeiten der Wissens- und Sinnproduktion sichtbar werden können, wird in der ›Diskurstheorie‹ behauptet, aber in literaturbezogenen ›Diskursanalysen‹ noch mit keinem weithin akzeptierten Programm untersucht.“

Erworben wird das kulturelle Basiswissen in der alltäglichen (Interaktions-, Kommunikations- und Arbeits-) Praxis selbst, also im Verlaufe der Sozialisation im Allgemeinen und der literarischen Sozialisation im Besonderen, und mit der Alltagspraxis bleibt es eng verbunden, wird reproduziert, ergänzt und der sich wandelnden Welt angepasst. Hier erfährt es auch – daran muss immer wieder erinnert werden – seine Abstimmung auf die funktionalen Erfordernisse des sozialen, ökonomischen und politischen Systems. Die diesen funktionalen Imperativen gehor-

Der Begriff der Kultur als Komplex von unhinterfragten Grundannahmen, Werthaltungen, Sinnsystemen und Interpretationsschemata ermöglicht es dann auch, die ›Institution‹ der Literatur

---


Problematischer ist allerdings ein grundsätzlicher Mangel: Bourdieus Literatursoziologie versäumt es (ähnlich wie viele andere kulturtheoretische Konzepte), die genuine Qualität der Literatur gegenüber anderen kulturellen Produkten und gesellschaftlichen Prozessen abzugrenzen; infolgedessen begeht er den Fehler, Analyse- und Beschreibungstheorien seiner Gesell-

45 Vgl. auch Ort 2000, 127: „Für eine historische wie theoretische Generalisierbarkeit des ›Feld‹ und ›Habitus‹ Konzeptes wird ferner ausschlaggebend sein, dass es gelingt, seine monetäre und ökonomische Metaphorik zu verlassen, die Dominanz von ›Geld‹ und ›Macht‹ als handlungsleitende Mechanismen zu relativieren und neben homologen Strukturähnlichkeiten noch andere, komplexere Beziehungen zwischen Sozial- und Symbolstrukturen zuzulassen.\“


Die semantischen Konzepte werden Luhmann zufolge nicht direkt von den gesellschaftlichen Verhältnissen bestimmt, sie stehen vielmehr in eigenen Traditionszusammenhängen, die für ihre Genese und ihren Wandel ebenso bedeutsam sind wie die gesellschaftlichen Strukturen. Ideen entwickeln sich demnach notwendig in der Anknüpfung und Auseinandersetzung mit den in der Tradition bereitstehenden semantischen Konzepten, die sie variieren und umdeuten. Die Variationen des 1-

---

46 Dies zeigt sich gerade in der Art, wie Bourdieu das Besondere literarischen Schreibens „als das ihm eigene Vermögen“ definiert, „die gesamte Komplexität einer Struktur und Geschichte, die die wissenschaftliche Analyse mühsam auseinander falten und entwickeln muss, in der konkreten Singularität einer sinnlichen wie sinnlich erfassbaren Gestalt und eines individuellen Abenteuers, die zugleich als Metapher und Metonymie funktionieren, zu konzentrieren und zu verdichten.“ (2001, 53). Diese auf den ersten Blick einleuchtende Differenzierung legt die Literatur auf einen sozialen Realismus fest, welcher der realen Vielfalt literarischer Themen, Motive und Darstellungsmodi nicht entspricht.

deengutes sind also ›innersemantisch‹ erklärbar. Welche Ideen sich aber durchsetzen, Dominanz gewinnen und überdauern, das hängt von den gesellschaftlichen Strukturen ab. Der durch sie erzeugte Problemlösungsbedarf wirkt als Selektionsrahmen für die Ideen. (Willems 2000, 439)

Ganz im Einklang mit der kulturwissenschaftlichen Sichtweise ist Literatur für Luhmann ein besonderer Bereich dieser Semantik, der an dafür ausdifferenzierte Situationen, Rollen und Teilsysteme sowie an Schrift gebunden ist (a.a.O., 438). Die Kompatibilität der Systemtheorie mit der Kulturwissenschaft nimmt noch zu, wenn man berücksichtigt, dass sie in ihr Konzept von Semantik sogar das vorsprachliche kulturelle Wissen aufgenommen hat:

Während Sprache als Struktur relativ zeitbeständig fixiert sein muss, gibt es einen zweiten Kopplungsmechanismus, der labil und gleichsam lernfähig eingerichtet ist. Wir nennen ihn [...] ›Schemata‹. In einem schlecht koordinierten Forschungsgebiet hat er auch viele andere Namen, zum Beispiel ›frames‹, ›scripts‹, ›prototypes‹, ›stereotypes‹, ›cognitive maps‹, ›implicit theories‹ – um nur einige zu nennen. Diese Begriffe bezeichnen Sinnkombinationen, die der Gesellschaft und den psychischen Systemen dazu dienen, ein Gedächtnis zu bilden, das fast alle eigenen Operationen vergessen, aber einiges in schematisierter Form doch behalten und wieder verwenden kann. (Luhmann 1998, 111)

Sprache als explizites Wissen wird ergänzt durch die Schemata als implizites Wissen, und dieses „lässt sich als ein praktischen Wissen begreifen, das man innerhalb eines bestimmten Handlungsverhältnisses erwerben kann. Der Begriff der Praxis erläutert dabei die Genese von dem, was man normalerweise Erfahrung nennt. [...] Auf die Frage, wie sich bestimmte Schemata zuerst ausbilden und dann wieder zurückbilden können, würde die Antwort jetzt lauten: durch Erfahrung“ (Lehmann 2006, 73).

Luhmanns Ansatz hat sogar den unbestrittenen Vorteil, von vornherein unter funktionalen Gesichtspunkten vorgenommen worden zu sein, und es ist inzwischen längst Forschungskonsens,

Diese problemlösenden Funktionen erfüllt die Literatur für andere Subsysteme der Gesellschaft in ihrer „Umwelt“, während andere Subsysteme ihrerseits konstitutive Leistungen für das Subsystem Literatur erbringen – etwa indem sie das Problem massenhafter Vervielfältigung in Buchform und der Distribution an die Leser lösen (aber auch indem sie bei einem relevanten Teil der Bevölkerung für die nötigen Bildungsvoraussetzungen der Literaturrezeption sorgen). Klärend wirkte in diesem Zusammenhang die Neufassung des literatursoziologischen Gegenstands bereichs als Beziehung zwischen dem Sozialsystem und dem Symbolsystem der Literatur, auch wenn es dringend weiterer Präzisierung bedarf. Literarische Texte können dann zwar als kommunikative Akte ein eigenes System – die Literatur als Symbolsystem – bilden, weil sie immer an eine Vielzahl anderer literarischer Texte anknüpfen, aber sie sind nur eine von drei Stellen in einem ›unterbrochen‹, entkoppelten Kommunikationsvorgang, und sie sind durchgehend auf en-
ge strukturelle Koppelungen mit den Institutionen des Handlungssystems Literatur angewiesen: Autor und Leser, aber auch Verlagswesen, Literaturmarkt, Literaturkritik etc.


Allerdings ist inzwischen von verschiedenen Seiten eindrücklich gezeigt worden, dass sich wesentliche Eigenschaften von gesellschaftlichen Funktionssystemen wie Ökonomie, Politik und Wissenschaft offenkundig nicht ohne weiteres auf die Literatur und das „literarische Leben“ übertragen lassen (Kramaschki 1993, 110). So kann der Zwang, den spezifischen Beobachtungsmodus mit Hilfe einer binären Leitdifferenz zu fassen, tatsächlich unter keinen Umständen auf die Literatur angewendet werden (Sill 2001, 157, 164), und eine Trennung von Information und Mitteilung – für Luhmann Bedingung literarischer Kommunikation – lässt sich ebenfalls nicht
vornehmen; vielmehr ist typischerweise gerade die Mitteilung, das Wie der Darstellung, die eigentliche Information, die sich als solche nicht isolieren lässt, weil sie in eine interne Verweisungsstruktur eingebettet ist (Sill 2001, 158; Stanitzek 2000, 40; Müller 1988, 226). Hinzu kommt, dass auch bei Luhmann das Verhältnis zwischen ästhetischen Phänomenen und ihrer soziologischen Funktionsbestimmung letztlich unterbestimmt bleibt. Zudem bleibt erneut unklar, was das Besondere des literarischen Symbolsystems im Unterschied zu den unzähligen anderen Symbolsystemen ausmacht.

(a.a.O., 143), sie hängt vor allem an dem unterschiedlichen Weltbezug, den die symbolische Generalisierung ermöglicht.

Die von den Medien der Funktionssysteme geführte Kommunikation schließt sich gegen die Welt ab, sie beschränkt sich auf einen Sektor der Welt, in dem sie sich entfalten und ausdifferenzieren kann, und transformiert auf diese Weise die Welt in eine spezifische Umwelt. Die Kommunikation der Humanmedien bleibt hingegen zu jeder Zeit weltoffen; sie transformiert die Welt in eine je partikulare Welt.


Auf der Grundlage dieser Modifikationen kann die Systemtheorie in unser literatursoziologisches Konzept mit einbezogen werden. Unmittelbare Funktion der Literatur ist aus ihrer Per-
spektive „die nichtidentische Reproduktion des Bewusstseins“, eine entsprechende „Veränderung seiner Beobachtungsmöglichkeiten“ und mit ihr eine erweiterte „Weltenschließung“, die ihrerseits auf die Handlungsfähigkeit einwirkt. Allerdings ist diese Handlungsfähigkeit, in der sich anthropologische Grundkonstanten mit je historischen Prägungen mischen, nicht allein über kulturelles Basiswissen erkläbar. So ist grundsätzlich unvorstellbar, dass kulturelles Wissen die Komplexität besitzen kann, für die ins Unendliche gehende Fülle der konkreten Situationen stets passend vorgefertigte Verhaltensweisen bereit zu halten – eine Fülle, die sich erst in der modernen Gesellschaft zu dieser Komplexität entfaltet und auch vielfach widersprüchliche Anforderungen in sich aufgenommen hat. Gerade heute müssen die Akteure immer wieder unvorhergesehenen Situationen die Stirn bieten können (Bourdieu 1987, 115; Willems 2000, 441).

Die kulturellen Muster müssen dementsprechend an eine Fülle unterschiedlicher Kontexte und Situationen anpassbar sein und auch unter gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen, die die Praxis neu konstituieren, anwendbar bleiben. Um dies leisten zu können, brauchen die kulturellen Muster – wie es bei Greenblatt heißt – ›Elastizität und genügend Raum für Variationen‹, was eine grundsätzliche Differenz zwischen der Struktur und der Praxis voraussetzt, die sich im Verhältnis zur Struktur als ›regelhafte[] Improvisation[]‹ (Bourdieu 1987, 107) konstituiert. (Willems 2000, 431)

Entsprechend ist auch der literarische Text weder „willkürliche subjektive Schöpfung“ noch „bloß determinierter Ausdruck, [...] bloßer Reflex der kulturellen Muster einer Zeit, sondern aktiviert sie in Variationen und Improvisationen. [...] Er verknüpft Individuelles und Allgemeines, Innovation und Regelmäßigkeit; er bringt die kulturellen Codes seiner Zeit also nicht nur zum Ausdruck, er kann sie auch in gewissem Maße reflektieren, sie in Frage stellen, mit ihnen spielen, sie verändern“ (a.a.O., 433f) – das entspricht ja auch Lehmanns Auffassung. Der Autor ist zwar durch seinen von der sozialen Praxis strukturierten sozialen Habitus und durch die Re-

Eine solche Offenheit und Flexibilität des kulturellen Grundwissens wirft allerdings die Frage auf, welche Instanz für dessen realitätsgerechte Applikation auf die konkreten Situationen bzw. für die Regelhaftigkeit in der Improvisation sorgt. Hier hilft die Anknüpfung an sozialpsychologische Konzepte, welche den fundamentalen Kulturbegriff durch eine spezifisch menschliche, sozialhistorisch geprägte Antriebs- und Bedürfnisstruktur ergänzen. Schon Norbert Elias hatte mit einem an Freud angelehnten Konzept „psychophysischer Prägung“ im Sozialisationsprozess gearbeitet, welche die Verhaltensregulierung der Individuen bis tief ins Unbewusste hinein auf die funktionalen Notwendigkeiten der Sozialstruktur abstimmt (Elias 1976, 317).

Der Charakter im dynamischen Sinn der analytischen Psychologie ist die besondere Form, in welche die menschliche Energie durch die dynamische Anpassung

---

menschlicher Bedürfnisse an die besonderen Daseinsformen einer bestimmten Gesellschaft gebracht wird. Der Charakter bestimmt dann seinerseits das Denken, Fühlen und Handeln des einzelnen Menschen. (Fromm 1990, 201)

In bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse hineingeboren, kann das Kind aufgrund seiner umfassenden, vor allem emotionalen Abhängigkeit von den Eltern gar nicht anders, als sich – auch was das mehr oder minder gebremste Ausleben seiner Triebe und deren tolerierte ›Objekte‹ angeht – an deren Lebensweise als Teil dieser sozialen Verhältnisse anzupassen (a.a.O., 19ff, 25). Seine Selbständigkeit kann nur in dem Maße wachsen, wie es im Laufe seiner Kindheit und Jugend die herrschenden Anschauungsformen, Wertmaßstäbe und Verhaltensnormen internalisiert. Die Familie fungiert dabei über die entsprechend geprägten Charaktere der Eltern als psychologische Agentur der Gesellschaft (a.a.O., 207) – ebenso wie (sekundär) die außerfamiliären Erziehungs- und Sozialisationsinstitutionen. Auf diese Weise wird die subjektive Bedürfnisstruktur funktional an die objektiven Erfordernisse der Gesellschaft angepasst:

Die subjektive Funktion des Charakters besteht bei einem normalen Menschen darin, dass er ihn veranlasst, so zu handeln, wie dies vom praktischen Standpunkt aus für ihn notwendig ist, und dass er ihm darüber hinaus bei seiner Betätigung noch eine psychologische Befriedigung gewährt. [...] Wenn [...] der Gesellschaftscharakter derart an die objektiven Aufgaben angepasst ist, die der einzelne in dieser Gesellschaft zu erfüllen hat, dann werden die Energien dieser Menschen so geformt, dass sie zu Produktivkräften werden, die für das Funktionieren eben dieser Gesellschaft unentbehrlich sind. (a.a.O., 204)

Neben allgemeinen Charakterzügen wie Gehemmtheit oder Spontaneität, Vorsicht oder Draufgängertum, Gründlichkeit oder Lässigkeit gehört es also zur Deutung und Wertung seines kulturellen Wissens von der Sozial- und Objektwelt, dass seine Elemente mit je spezifisch gehemmten oder verschobenen bzw. sublimierten Triebenergien verknüpft sind. Da die spezifisch künstlerischen Formen kultureller Kommunikation im Unterschied zu den wissenschaftlichen gerade da-
durch gekennzeichnet sind, dass sie den Bereich des Emotionalen und Subjektiven in ganzheitlicher Weise mit einbeziehen, ist auch die soziale Funktion der Literatur nur angemessen zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass und wie die kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster mit den Antriebsstrukturen der Menschen emotional verbunden sind.

Literatur wandelt sich entsprechend, indem sie neben der Bestätigung und Festigung existierender Gesellschafts-Charaktere bzw. bestehender Antriebs- und Bedürfnisstrukturen auch deren infragegestellung, Flexibilisierung und Erweiterung zu betreiben vermag – sei es durch provozierende Anknüpfung an das Verdrängte, sei es durch Infragestellung der im Über-Ich sedimentierten Regeln oder sei es durch Transformation des Ich-gebundenen kulturellen Wissens.


So sehr auch die individuellen und kollektiven Anteile unter wechselnden historischen Bedingungen schwanken mögen und so oft auch die Biographien durch Brüche und Wandlungen gekennzeichnet sind – man kann mit vollem Recht behaupten, dass die Ausbildung einer Identität in diesem universellen Sinn eine anthropologische Notwendigkeit darstellt (Wagner 1998, 51;
Keupp et al. 1999, 28 u. 31). Dass es dabei zu Spannungen zwischen Ich-Ideal und Selbstwahrnehmung sowie zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung kommen kann und dass der Identität selbst bei einer harmonischen Beziehung dieser Instanzen immer ein illusionäres Moment anhaftet, ist seit Lacans Untersuchungen hinreichend bekannt; vieles spricht dafür, dass diese Spannungen selbst ein wesentliches Antriebsmoment menschlichen Handelns und ein wichtiger Motor historischer Entwicklung sind. Dass die Identität jedoch, um zu funktionieren, niemals völlig illusionär sein kann, dürfte ebenso klar sein. Das Selbstbild kann sich nur auf die Vermittlungsleistungen des Ich beziehen, insofern muss es weite Bereiche des Unbewussten „verkennen“; aber das bedeutet nicht, dass dieses Selbstbild keine Realität und keine wichtige Funktion besäße.

Schon die Bedeutung, welche das Vorhandensein oder Fehlen von „Identifikationsfiguren“ für die Einschätzung literarischer Texte hat, demonstriert, dass die Literatur in ihrer Wirkung auf die kulturellen Wahrnehmungs- und Identifikationsmuster für die Identitäten als Ganze eine Funktion haben muss – zumal Variationen, Veränderungen und Infragestellungen des kulturellen Basiswissens ja nur durch einen Wandel der Identität als Ganzer integriert werden können, also auch nur über eine solche Integration handlungsleitend werden können. Die Art, wie literarische Texte anhand des Figurenpersonals Identitäten beobachtbar machen und durch ihre sprachkünstlerischen Verfahren zugleich Modi der subjektiven Selbst- und Welterfahrung imaginär nachvollziehbar machen, die unwillkürlich der Identität eines Erzählens zugerechnet werden, unterstreicht die Existenz einer solchen Funktion. Die gesellschaftliche Funktion von Literatur ist also nicht nur über die Dimension der Kultur vermittelt, sondern auch über die unmittelbare Funktion, die sie für die Individuen und ihre Identitäten besitzt – nur so ist zu erklären, dass sie auch nach der Verlust der Identität führte zu allen Zeiten zu schweren Verhaltens- und Gesundheitsstörungen sowie zu psychischen Zusammenbrüchen (Erikson 1974, 112f). Wenn die Identität eines Menschen ernsthaft erschüttert wird, bricht entweder seine Handlungsfähigkeit überhaupt zusammen, oder sein Handeln verliert die Kompatibilität mit den gesellschaftlichen Verhältnissen – die Ausbrüche unvorstellbarer Gewalt in Situationen kollektiver Identitätsgefährdung spricht hier Bände.

Die Frage, wie die Literatur auf das kulturelle Basiswissen der Individuen sowie auf ihre Identität wirkt und welche Rolle dabei die Bedürfnisstruktur und anthropologische Faktoren spielen – also auch die Frage nach der Funktion der Literatur –, hängt schließlich nicht nur von Produzenten, Rezipienten und den Institutionen des sozialen Handlungssystems Literatur ab, sondern in entscheidendem Maße ebenso von den Eigenschaften des Mediums, das in diesen Handlungs- und Kommunikationszusammenhängen Verwendung findet: Das Medium der Schriftsprache, zumal in der Form gedruckter Bücher, ist weit davon entfernt, ein neutraler Träger von Informationen zu sein; es bestimmt in seiner Materialität vielmehr entscheidend mit, was (wie gut oder schlecht) kommuniziert werden kann und was nicht, beeinflusst die Strukturen der Kommunikation und damit auch die Welt- und Selbstbilder, die es zu vermitteln imstande ist. „Es handelt sich bei ihnen um keine Übertragungskanäle, sondern um besondere Konstitutionselemente interaktiver Kommunikation“ (McGann 2005, 146). Die fortlaufenden Mängel der soziologischen Literaturbetrachtung haben daher mindestens zum Teil mit dem Fehlen eines integrierten me-


Letztere beruhen zunächst auf der besonderen Abstraktheit des Schriftmediums als arbiträres Zeichensystem, das die Konstitution des Ästhetischen zu einem innerlichen Vorgang des Vorstellungsvorgangs macht und dem Rezipienten daher nicht nur einen unübertroffen hohen kreativen Anteil, sondern auch ein hohes Maß an Kontrolle gewährt und daher in Verbindung mit
der isolierten Rezeptionsweise die Behandlung besonders problematischer Themen gestattet. Ansonsten lässt sich das Besondere des Mediums Schrift in einem ersten Zugriff als eine stark ausgeprägte, aber atemorale, zeitunabhängige Linearität bzw. Sequenzialität fassen, die zwar grundsätzlich nur ein vergleichsweise langsames Rezeptionstempo zulässt, dabei jedoch ein hohes Maß an Selbstbestimmung erlaubt (Pausen, Vor- und Zurückblättern, wiederholte Lektüre bestimmter Abschnitte). Das langsame Rezeptionstempo ist zudem nicht nur eine Schwäche, sondern kann auch eine Stärke sein, gestattet sie doch ein Ausmaß an analytischer Konzentration, das in keinem anderen Medium möglich ist. Die starke Fokussierung des Linearen und das selbstbestimmte Rezeptionstempo wiederum lassen eine anderswo unerreichbare Komplexität und Genauigkeit der Darstellung zu; schließlich begünstigen sie eine mediale Reflexivität, die Präsentation und Bewusstmachung des Mediums in seiner Materialität und Struktur.51

Medial fassen lässt sich aber nicht nur das Schriftsprachlich-Textuelle, sondern auch das Besondere literarischer Texte – nämlich als Fiktion einerseits und als Kopräsentation des Mediums andererseits; in der Erzähl literatur kommen noch spezifisch narrative Strukturen hinzu. Für sich genommen gehören diese Merkmale auch zum Potential anderer Medien. Aber in Kombination mit den oben skizzierten Besonderheiten des Schrift-Text-Mediums bilden sie einen charakteristischen Komplex, der entscheidend an der Konstitution der ästhetischen Produkte mitbeteiligt ist, indem er bestimmte Darstellungsmöglichkeiten privilegiert und andere erschwert oder gar ausschließt. Privilegiert wird etwa durch die Kombination aus Linearität und narrativer Sequenzi-


Zusammengefasst basiert meine Untersuchung also auf einer Reihe von grundlegenden Arbeitshypothesen: Erstens gehe ich davon aus, dass der Literatur – wie der Kunst allgemein – sowohl ein individueller und kollektiver Gebrauchswert als auch systemspezifische Funktionen für die Institution Literatur (als gesellschaftliches Handlungsfeld) und für die Gesellschaft als ganze zukommen müssen, dass den Werken also Funktionen bzw. Komplexe von Funktionen eingeschrieben sind, die für unterschiedliche Texte und unterschiedliche soziale Zielgruppen erheblich voneinander abweichen können – „und dass die heuristische Annahme einer solchen
Funktionalität einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Literatur zu leisten vermag (Fluck 1997, 11). Die Beziehung der literarischen Darstellung zur Realität – also die ›Welthaltigkeit‹ der Literatur – ist nur im Zusammenhang mit dieser Funktionalität angemessen zu beurteilen.


Außer durch diese unterschiedliche Kapitalverteilung und den Lebensstil der sozialen Milieus sind (so meine vierte Annahme) die kulturellen Orientierungen, welche die Funktion der Literatur bestimmen, durch den historischen Entwicklungsstand der Institution Literatur geprägt, die mit ihren spezifischen Grundannahmen, Normen, Rollen und Praxisformen – sowohl als Feld
von Macht- und Konkurrenzkämpfen wie auch als sich selbst reproduzierendes System – nicht nur die formalen, stilistischen und thematischen Gestaltungsmöglichkeiten der Schriftsteller bestimmt, sondern auch die Voraussetzungen und die Formen des rezeptiven Umgangs mit ihren Produkten (ohne sie freilich gänzlich zu determinieren). Dabei handelt es sich zumindest insoweit um ein sich selbst organisierendes und reproduzierendes Sozialsystem, als politische, ökonomische, pädagogische, moralische, religiöse usw. Einflüsse die literarische Kommunikation niemals direkt ihren Zwecken dienstbar machen, sondern in einen spezifisch ästhetischen Code ‚übersetzt‘ werden müssen, der eine eigene historische Entwicklungslogik und Tradition besitzt.


Schließlich muss fünftens die Eigenart der Literatur ebenso wie ihr Gebrauchswert bzw. ihre Funktionen medienspezifische Besonderheiten aufweisen, die sie bei aller Möglichkeit von Überschneidungen sowohl gegenüber den audiovisuellen Medien als auch gegenüber nichtliterarischen, diskursiven Texten klar abgrenzbar machen – ebenso wie gegenüber allen „literaturbezo-
2. Ästhetische Vorannahmen

Das spezifisch Literarische lässt sich jedoch rein medientheoretisch noch nicht zureichend fassen, es bedarf vielmehr auch einer Fundierung durch die ästhetische Theorie. Wenngleich die Frage, ob und inwieweit literarische Texte Kunstwerke sind, in dieser Allgemeinheit höchst umstritten ist und eine breite Zone fließender Übergänge zur Unterhaltung angenommen werden muss, will ich mich in dieser Untersuchung doch gerade mit Literatur auseinandersetzen, die einen künstlerischen Anspruch besitzt. Jede literaturwissenschaftliche Arbeit, die dies tut, geht (zugegebenermaßen oder nicht) von Vorannahmen darüber aus, was ein literarisches Kunstwerk eigentlich ist. Die Explikation dieser Vorannahmen ist eine gute wissenschaftliche Tradition, um sie kritisierbar zu machen und ihnen damit den Status von Hypothesen zu geben. Im übrigen lassen sich aus ihnen bereits einige weitere Folge-Hypothesen ableiten, welche die möglichen Funktionen der Gegenwartsliteratur weiter einengen.

Schon dem sozialhistorischen Ansatz der siebziger Jahre zufolge kann das Ziel literarischer Kommunikation nur im Transfer einer Art von Wissen, Wirklichkeitsdeutungen und Sinnkonstruktionen liegen, die – zumindest in ihrem spezifischen Modus – aus anderen Diskursformen herausfällt und die dennoch für die soziale Existenz der Individuen von erheblicher Bedeut-


Zu den sprachlich nur in literarischer Form vermittelbaren Erfahrungen gehört aber auch die des Konkreten und Individuellen, des Hier und Jetzt in seinem detailgesättigten Sosein sowie des Ereignishaften in seiner Kontingenz und Flüchtigkeit – allesamt konstitutive Aspekte der Realität, die von der Abstraktion des Begriffs ebenfalls vernachlässigt werden müssen (a.a.O.), aber dennoch einer kulturellen Deutung sowie der Integration in Sinnkonstrukte bedürfen. Und mit dem Individuellen sind, wie wir sahen, auch der Autor und die Leser als Individuen – in der Form der Selbsterfahrung und als Erfahrungsmodus von ›Welt‹ – in konstitutiver Weise in diesen Erfahrungstransfer involviert. All dies lässt sich darin zusammenfassen, dass Literatur sich auf eine spezifisch ästhetische Kommunikation spezialisiert hat, die sich von pragmatischen Kommunikationsformen abgrenzt und diese zugleich ergänzt. Natürlich sind auch pragmatische Formen nicht
ohne ästhetische Aspekte, wie ästhetische Formen nie ohne pragmatische Elemente auskommen; aber die primäre Intention ist eben jeweils nur eine, und die anderen sind ihr untergeordnet.


Als Besonderheit literarischer Erfahrungsvermittlung wäre demnach die Konstruktion nicht-begrifflichen, ästhetischen Sinnes anzunehmen. Er entsteht auf der einfachsten Ebene dadurch, dass individuelle, konkrete Elemente der multi-sinnlichen Erfahrung auf unterschiedlichen Ebenen kultureller Deutung und Bewertung in mimetischer, nicht begrifflicher Absicht sprachlich repräsentiert bzw. evoziert und dabei in eine synchronische Struktur und/oder eine diachronische Sequenz eingeordnet werden, die in ihrem Zusammenspiel wechselseitiger Wirkungen sich gegenseitig Sinn verleihen, eine sinnvolle Ordnung bilden (und damit ihrerseits einen sinnerfüllten Wahrnehmungsmodus bzw. ein überzeugendes Interpretationsmuster modellieren), indem sie entweder synchronisch nicht oder weniger Wünschenswertes mit Wünschenswertem verbinden oder eine implizite Teleologie auf wünschenswerte oder interessante Zustände hin besitzen bzw. zu mimetisch nachgeahmten positiven Wirkungen führen. Dabei sind literarische Texte (wie wir sahen) nicht an ein Raum-Zeit-Kontinuum gebunden, sondern setzen dieses voraus, so dass sie durch Hin- und Herspringen zwischen verschiedenen Zeiten und Schauplätzen, durch Vorausdeutungen und Rückverweise sowie durch zeitraffende und zeitdehnende Darstellung den alltäglichen Erfahrungsmodus erheblich modifizieren können.

Auf einer sekundären Ebene können solche Ordnungen schon qua Ordnungseffekt »sinnvoll« sein, indem sie den »wünschenswerten Effekt« haben, die Komplexität der Umwelterfahrung zu reduzieren und ihr eine intelligible Struktur zu verleihen; in diesem Zusammenhang sind dann auch vorgeführte Ursachenzusammenhänge von Unlust oder Angst auslösenden Phänomenen »sinnvoll«, zumal sie deren emotionale Verarbeitung und praktische Vermeidung erleichtern (so wie nicht zuletzt zur Profilierung positiver Sinnangebote führen). Ästhetische Ordnungsmodelle mit Sinnanspruch können sich allerdings auch kritisch-negativ, dekonstruierend oder gar destruktiv gegen herrschende Sinnkonstrukte richten – zumal dann, wenn sie damit auf ein zumindest
latentes Ungenügen an diesen Konstrukten treffen. Sie sind in der Regel aber auch dann _ex negativa_ zumindest auf die Möglichkeit einer alternativen sinnvollen Ordnung bezogen.


Indem Literatur diese Art von Erfahrung nachvollziehbar macht, besitzt sie durchgehend einen repräsentationalen Aspekt, der sich indirekt – über das kulturelle Wissen – immer auch auf die Außenwelt, auf die historisch-soziale Umwelt bezieht.

Die Bedeutung begrifflich nicht fassbarer Erfahrungen für andere könnte man darin sehen, dass sie generell einen unverzichtbaren Bestandteil kulturellen (Hintergrund-) Wissens ausmachen, der über das Wissen objektivierender Diskurse hinaus für die Orientierung des individuellen Verhaltens eine konstitutive Rolle spielt, so dass eine Erweiterung dieses Wissens zu den Grundfunktionen der Kultur gehört – eine Erweiterung, die eben in der mündlichen Alltagskom-munikation allein nicht (mehr) hinreichend zu leisten ist. Die Literatur ist sicher nicht das einzige Medium, welches hier einen Ausgleich schafft (Film und Fernsehen dominieren zumindest quan-
titativ, und die anderen Künste spielen ebenfalls eine Rolle), aber sie tut es für bestimmte Aspekte in besonders effektiver Weise – und sie tut es in einer von anderen systemfunktionalen Erfordernissen sorgfältig isolierten Sphäre. Sie bietet also dem Affektiven, Irrationalen und Individuell-Subjektiven einen Entfaltungsraum und hält es der Gesellschaft zugleich »vom Leib«.

Allerdings ist sogleich darauf hinzuweisen, dass Kunst und Literatur sich keineswegs in der Vermittlung und Strukturierung begrifflich und logisch nicht fassbarer Erfahrungen erschöpfen. Schon eine oberflächliche Vergegenwärtigung bekannter literarischer Texte zeigt, dass in ihnen auch begrifflich-diskursive Reflexionen eine teils erhebliche Rolle spielen. Dies zeigt, dass die Vermittlung nicht-begrifflicher Erfahrungen von vornherein (wenn auch in durchaus unterschiedlichem Maße) auf eine Verknüpfung mit begrifflich-rationalen hin angelegt ist – und umgekehrt. Es ist die Perspektive auf Ganzheitlichkeit, die Literatur und Kunst auszeichnet (Giesecke 360). Die beiden Erfahrungsmodi können sich dabei gegenseitig sowohl ergänzen als auch relativieren, aber die Konstruktion von Sinn scheint jedenfalls nur dann ihre volle Überzeugungskraft zu entfalten, wenn sie möglichst eng aufeinander bezogen werden.

lich-logisch und alltagssprachlich nicht Fassbare eine Provokation für das rationale Erkenntnisvermögen dar, es ist im (literarischen) Kunstwerk auch in einer Weise als bedeutungsvolle Konstellation inszeniert, dass diese Provokation durch die berechtigte Erwartung verstärkt wird, hinter der Konstellation subjektive Intentionen und diskursive Regeln zu finden.


Trotz aller berechtigten Infragestellung des Werk-Charakters künstlerischer Produkte als Ausdruck eines schöpferischen Individuums, trotz der konstitutiven Bedingtheit durch ein ge-
meinsames kulturellen Grundwissen, trotz entsprechend reichhaltiger Bezüge zu anderen kulturellen Produkten sowie den Bedingungen und Regeln der Produktion, welche das Artefakt eher als offenen Knotenpunkt denn als geschlossenes Gebilde erscheinen lassen – und bei aller Anerkennung innerer Brüche und Widersprüche, wie sie der Dekonstruktivismus herausgearbeitet hat, besteht die neuere Ästhetik zurecht darauf, dass die sinnhafte, spezifisch ästhetische Erfahrung, die man bei der Rezeption von Kunst und Literatur machen kann, wesentlich an die individuelle konstellative Ganzheit des jeweiligen Artefaktes sowie an die nicht substituierbare (durch keine andere Kombination von Elementen ersetzbare) Ausführung ihres Materials gebunden ist:

Der entscheidende Unterschied zu anderen Formen der sprachlichen oder sonstigen Darbietung liegt darin, dass es hier auf eine genaue, individuelle Anordnung der Zeichenelemente ankommt – anders als bei der (nicht literarisch verwendeten) Schrift, anders als beim gesprochenen Wort [...]. (Seel 2001, 157)

Selbst bewusst fragmentarische oder strukturell offene Texte sind in diesem Sinne geschlossene Konstellationen, deren Lücken und Brüche wesentlich zum ästhetischen Kalkül gehören. Sie zeichnen sich gegenüber der Alltagskommunikation durch eine besondere strukturelle und semantische Dichte aus, und auch wenn längst bekannt ist, in welch vielfältigen und intensiven Beziehungen sie regelmäßig zu anderen Texten stehen, ist doch die zugehörige ästhetische Erfahrung wesentlich an deren Abgegrenztheit und materielle Invarianz gebunden (zumindest seit der Perfektionierung des Buchdrucks).

Besonders semiotische und strukturalistische Literaturtheoretiker haben die formale Durchkonstruiertheit und konstellative Ganzheit des literarischen Textes mit einer weiteren konstitutiven Eigenschaft von Kunstwerken zusammengebracht: mit dem nicht-referentiellen Cha-
rakter ihrer Zeichenverwendung (Jakobson 1979, 92f) und ihres Geltungsanspruchs als komplexes Zeichen, wie er sich bei der Literatur in ihrer Fiktionalität zeigt. Diese offene Abkoppelung von der unmittelbaren Erfahrungswirklichkeit begründet nicht nur die Selbstreferentialität literarischer Texte (wie aller Kunst), sondern auch ihren besonderen Status und die besondere, indirekte Art ihres Wirklichkeitsbezuges:

In konsequenter Selbstbezüglichkeit nämlich hört Literatur auf, lediglich Wiedergabe von etwas Anderem zu sein, ob wahr oder erfunden, um vielmehr als ein eigenes Tun, jenseits von Wahrheit und Lüge, hervorzutreten. Am Punkt ihrer maximalen Entkoppelung von jeder Bezugnahme auf Wirklichkeit ereignet sich ihr Bezug zur Wirklichkeit, ihr Realismus, ihre Verkoppelung mit der Realität. (Dotzler 2002, 118)

Die Selbstreferentialität der Literatur gibt ihr einen reflexiven Charakter: Der Schein stellt auch seine eigene Scheinhaftigkeit zur Schau, die Darbietung bietet ihren Darbietungs-Charakter dar und präsentiert ästhetisch ihre ästhetischen Mittel, kurz: „Kunstwerke sind Objekte, die in ihrem performativen Kalkül verstanden sein wollen“ (Seel 2001, 158). Die Literatur macht nicht nur ein bestimmtes Weltbild vorstellbar, sondern stellt immer auch ihre eigenen weltbildnerischen Verfahren aus. Auf diese Weise wird nicht nur das Wie eines bestimmten Erfahrungsmodus, sondern zugleich auch das Wie seines Gestaltungsmodus zum zentralen Gegenstand des Rezeptionsinteresses; und dadurch erhält die literarische Vermittlung jenes Erfahrungsmodus’ ein reflexives Moment, das zusammen mit einem veränderten Blick auf die Wirklichkeit auch die Kulturtechniken – hier die sprachlich-textuellen Verfahren – durchschaubar macht, mit denen wir uns die Wirklichkeit als kulturelles Konstrukt erschaffen. Mit der Hervorhebung seines Konstruktcharakters stellt das Kunstwerk, wie schon Adorno erkannt hat, seine Position fortwährend

53 Bei Jakobson heißt es an der angegebenen Stelle wörtlich: „Die Einstellung auf die Botschaft als solche, die Ausrichtung auf die Botschaft um ihrer selbst willen, stellt die poetische Funktion der Sprache dar. [...] Indem sie das Augenmerk auf die Spürbarkeit der Zeichen richtet, vertieft diese Funktion die fundamentale Dichotomie der Zeichen und Objekte.“
zur Disposition, und darin liegt ein Moment des Widerstands gegen alle falschen Naturalisierungen in Kultur und Gesellschaft (Adorno 1990, 144; Seel 33), denn dadurch macht es uns überhaupt erst in gesteigertem Maße bewusst, dass die Wirklichkeit ein (disponibles) kulturelles Konstrukt ist – auch wo dies normalerweise verschleiert wird (Bode 2005, XIII).


Der eigentliche Inhalt des Kunstwerks wird somit seine Art, die Welt zu sehen und zu beurteilen, ausgedrückt in einem Gestaltungsmodus, und auf dieser Ebene muss dann auch die Untersuchung der Beziehungen zwischen Kunst und Welt geführt werden. Die Kunst erkennt die Welt durch die Strukturen ihres Gestaltens [...]. In diesem Sinne arbeiten gewisse Operationen der Kunst, die unserer konkreten Welt so fern zu sein scheinen, letzten Endes darauf hin, uns die imaginativen Kategorien zu liefern, mittels derer wir uns in der Welt bewegen können. (Eco 1977, 271f u. 281)

Aus dieser Textstelle wird zugleich eine weitere Eigenart von Kunst und Literatur deutlich: Wenn sie die Funktion haben, eine spezifisch ästhetische, also nicht-begriffliche und nicht-discursive Form der Erkenntnis und des Orientierungswissens zu vermitteln, die an prominenter Stelle in unser kulturelles Weltbild eingeht, so tun sie dies nicht, indem sie direkt auf die empirisch-historische Wirklichkeit Bezug nehmen, sondern indem sie in ostentativer Suspendierung solcher direkten Bezüge ein nicht-theoretisches Dispositiv, einen Erfahrungsmodus entwerfen, der uns die Wirklichkeit in neuer Weise aufzuschließen oder frag-würdig zu machen vermag.
Ähnlich verhält es sich mit den Bedeutungs- und Sinnzuweisungen, die wesentlicher Bestandteil kulturell codierter Erfahrungen sind: In dem ästhetischen Erfahrungsmodus, wie er von Literatur nachvollziehbar gemacht wird, sollen nicht in erster Linie Sinn und Bedeutung selbst angeboten werden, es geht nicht um den Sinn bzw. die Bedeutung dieser oder jener Realitätselemente, sondern um Verfahren der Sinnbildung (Bode 2005, 33, 41, 67). Unter dieser Prämisse ist die Literatur mehr als nur Ausdruck einer historischen Situation und Erweiterung des subjektiven Erfahrungsschatzes, nämlich ein weltbildnerisches Modell, das durch Auswahl, Strukturierung und eine bestimmte Perspektivik die soziale Realität so veranschaulicht, dass man sich leichter und sicherer oder aufmerksam, sensibler und kritischer in ihr bewegen kann. Hierin liegt dann auch ein Kriterium literarischer Qualität im künstlerischen Sinne: „Ob es sich lohnt, die Welt in ihrem Stil wahrzunehmen“ (Seel). Indem dieser weltbildnerische Transfer von Erfahrungsmodi sich selbst in seinen medialen Besonderheiten und Gemeinsamkeiten, seinem mimetischen und performativen Leistungspotential allgemein sowie seinen besonderen künstlerischen Darstellungs-, Wirkungs- und Sinnbildungsverfahren durchsichtig macht, vermag er jenes kulturelle Orientierungswissen kritisch zu „denaturalisieren“, also in seiner Konstruiertigkeit, historischen Kontingenz und Veränderbarkeit durchschaubar zu machen.

Damit wird in Ergänzung des sozialhistorischen Ansatzes nochmals bestätigt, dass sich das „implizite Funktionsmodell“ in seinen epistemologischen Aspekten zunächst und in erster Linie auf die kulturelle Dimension bezieht – und zwar in der Form, wie sie den einzelnen Leser als Subjekt mit einer Identität konstituiert. „Das ist letztlich der allen Romantexten nicht abzusprechende Wirklichkeitsbezug: was sie in unserem Hirn anrichten“, wie „sie unsere Wirklichkeitssicht affizieren, ob verstärkend oder unterlaufend“ (Bode 2005, 78). Literarische Texte interagieren zunächst und vor allem mit dem Selbst- und Weltbild, der Selbst- und Welterfahrung des einzelnen, individuellen Lesers – diese zu bestätigen oder zu verändern tritt es an, und erst von
dieser im Text angelegten Transformation aus kann es wiederum auf seine (indirekte) soziale Funktion für das Leben der Rezipienten und für die Gesellschaft, in der sie leben, befragt werden. Selbst eine Destabilisierung des Selbst- und Weltbildes kann die positive Funktion haben, dysfunktionale Ideologien und Identitäten aufzuweichen und damit für Kritik sowie für Anpassungen an neue gesellschaftliche Erfordernisse und individuelle Bedürfnisse zu öffnen.


Weise in den Erfahrungshorizont der Leser eingeholt werden kann, bestimmt Lehmann als jenes gesellschaftliche Problempotential, das durch die „organisierte Unverantwortlichkeit“ der spezialisierten Funktionssysteme entsteht, dabei aber durch die ›Betriebsblindheit‹ ihres binären Codes ihrer Wahrnehmung entzogen ist – in der „Problemfindung“ sowie in der Einspeisung der entsprechenden Wahrnehmungsmodi in die mediengesteuerte Öffentlichkeit bestünde dann ihre gesamtgesellschaftliche Funktion, die in einer „Risikogesellschaft“ mit enorm beschleunigter Evolution und dramatischer Intensivierung der Autodestruktionsgefahr erheblich an Bedeutung gewonnen hat (a.a.O., 80f).


Man darf jedoch nicht wie Iser dabei stehen bleiben, das Erscheinen des Imaginären psychologistisch als Zweck in sich selbst zu verstehen; Lehmann hat es vielmehr zurecht an eine gesamtgesellschaftliche Funktion von Literatur gebunden. Zieht man nämlich in Betracht, dass die aus dem Unbewussten wirksamen Verdrängungen bekanntermaßen gesellschaftliche Ursachen haben und soziale Zwänge widerspiegeln, so lässt sich sehr wohl eine Verbindung zwischen Lehmanns und Isers Thesen herstellen: Das unerkannte und/oder unbehandelte gesellschaftliche Problempotential findet sich nämlich mit hoher Wahrscheinlichkeit eben dort, wo gesellschaftlich (d.h. systemfunktional) erzwungene Verdrängungen unerträglich oder gesamtgesellschaftlich disfunktional geworden sind und wo entsprechend ein Leidensdruck bzw. ein zielloser Bedürfnisdruck entsteht, dessen Ursachen nicht (zureichend) durchschaut werden. Daran zeigt sich, dass psychische Verdrängung, wo sie gesellschaftlichen Zwängen entspringt, mit einer »Ausblendung« der betreffenden Aspekte durch die kulturellen Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster korrespondiert, so dass beides nur gemeinsam aufgehoben werden kann. Wenn in der Literatur das Wirkliche überschritten wird, so deshalb, weil es die Wünsche und Bedürfnisse der Menschen notorisch unterschritten.

Insofern kann Literatur, wo sie jene Muster durchbricht, zugleich zwei konträre Funktionen erfüllen: Zum einen dient sie (ähnlich wie der Traum) als Kompensation für die Versagungen, welche die Gesellschaft dem Menschen auferlegt, und wirkt damit zugleich systemstabilisierend; zum anderen aber gibt ihr jene Aufhebung unnötiger oder übermäßiger Verdrängungen, indem sie bei klarem Bewusstsein erfolgt, eine individuell-therapeutische Funktion, lässt also den Autor wie den Rezipienten nicht unverwandelt, denn sie verschafft beiden Zugang zu bislang unbewussten Erfahrungsmöglichkeiten und gestattet ihnen auf diese Weise, eine kritische Distanz gegenüber der Wirklichkeit des Systems herzustellen. Literatur hat deshalb mit ihrer therapeutischen zugleich immer eine gesellschaftskritische Funktion, indem sie den Anspruch der menschlichen Bedürfnisse und Wünsche gegen überflüssige oder übermäßige gesellschaftliche Zwänge vertritt und auf diese Weise sowohl soziale Probleme als auch entsprechende Veränderungspotentiale erkennbar macht. Ja insofern die Erfahrung des Anderen nicht nur das Bewusstsein, sondern mit den kulturellen Orientierungen graduell auch die Persönlichkeit und Identität des Individuums wandelt, kann dieses mit seinem Verhalten (als einzelner minimal, aber bei zunehmender Leserschaft und Multiplikation durch die Medien der Öffentlichkeit kumulativ) sogar zu einer Veränderung seiner sozialen Umwelt beitragen – in dieser Hinsicht kann Literatur also durch viele Vermittlungen hindurch tatsächlich systemkritisch und systemverändernd wirken. Der Anteil der kompensatorischen und der kritischen Funktionen wechselt je nach den historischen Rahmenbedingungen, je nach dem Entwicklungsstand der Literatur und je nach dem literarischen Genre, aber keine von ihnen ist auf die andere reduzibel.

Spezifisch literarische ›Gesellschaftskritik‹ meint in ihrem Kern also ausdrücklich nicht (wie in der ›engagierten Literatur‹ traditioneller Machart oft) das literarische Aufgreifen und Bebildern von kritischen Erkenntnissen oder Thesen aus Wissenschaft oder Publizistik – selbst wenn dies durchaus zu ihren Möglichkeiten gehört –, sondern den Vorstoß zu problematischen
Aspekten, die der Wahrnehmung aller anderen Funktionssysteme bislang entgangen sind (bzw. notwendig entgehen mussten). Gerade hier liegen die Grenzen eines ›reinen‹ Realismus, und gerade hier kann ein Vergleich mit anderen Formen der Gesellschaftskritik zeigen, ob und wie weit ›realistische‹ Gegenwartsliteratur mehr leisten kann als die Bestätigung vorhandener Erfahrungsmuster und Verstärkung eines bestehenden Problembewusstseins.

C. Methode und Vorgehensweise

Wie bereits oben ersichtlich, geht mein Verständnis der Funktion von Literatur davon aus, dass sowohl die Bedingungen literarischer Produktion als auch die Wirkung ihrer Produkte zu wesentlichen Anteilen durch individuelle, subjektive Verstehensakte vermittelt sind, die nicht im Sinne von ursächlichen Zusammenhängen erläutert werden können, sondern als Sinn und Bedeutung verstanden werden müssen. Gerade die kulturwissenschaftliche Grundannahme, dass unsere Erfahrungswelt immer schon kulturell vorinterpretiert und bewertet ist, macht für jedes Konzept einer Funktion von Literatur die Vermittlung über Sinnverstehensakte notwendig, die sich im Horizont des jeweiligen kulturellen Weltwissens vollziehen. Literarische Texte sind als Artefakte kommunikative Akte, die ihren Akt-Charakter in kommunikativer Absicht ausstellen, die offen an eine Interpretation appellieren; sie sind Resultate menschlichen Handelns, deren Intention darin besteht, in ihrer Intention verstanden werden zu wollen. Als solche müssen sie deshalb auch von der Literaturwissenschaft ernst genommen werden, die entsprechend auf hermeneutische Verfahren nicht verzichten kann. Diese sind nur dann problematisch, wenn sie einen Anspruch auf Objektivität erheben (Scheffer 1992, 314).
Dennoch geht es in der Hermeneutik nicht bloß um eine hypothetische Rekonstruktion von Intentionen, vielmehr ist auch der soziokulturell bedingte Erwartungs- und Verständnishorizont der anvisierten Rezipienten – soweit er zugänglich ist – miteinzubeziehen:

Der dialogische Charakter der Sprache läßt den Ausgangspunkt in der Subjektivität, gerade auch den des Sprechers in seiner Intention auf Sinn, hinter sich. Was im Sprechen herauskommt, ist nicht bloß eine Fixierung von intendiertem Sinn, sondern ein beständig sich wandelnder Versuch oder besser, eine ständig sich wandelnde Versuchung, sich auf etwas einzulassen und sich mit jemandem einzulassen. (Gadamer 1984; 29)


Entsprechend muss man sich auch im Hinblick auf unser primäres Erkenntnisziel klar machen, „dass über die tatsächliche Realisierung einer sozialen Funktion in einem komplexen gesellschaftlichen Handlungsfeld letztlich keine verlässlichen Aussagen möglich sind“ (Fluck 1997, 12) – daran haben auch die reichhaltigen Ergebnisse der empirischen Leser- und Rezeptionsforschung nichts Wesentliches geändert.55 Zwar sind diese durchaus nicht ohne Wert, aber sie bleiben doch viel zu undifferenziert, um auch nur halbwegs erkennbar zu machen, welche (qualifizierbare und quantifizierbare) Leserschaft die unterschiedlichen Gruppen des breiten Spektrums verfügbarer literarischer Texte finden – geschweige denn einzelne Werke.56 Vor allem aber vermögen sie über grobe Motivationen und allgemeine (alle Textsorten betreffende) Aussagen hin-

aus keinen Aufschluss zu geben über die spezifische Art und Weise, wie die Leser einen literarischen Text aktualisieren und wie er auf sie wirkt, welche Art von kulturellem Wissen und codierten Emotionen durch ihn vermittelt werden und welche Funktion er für sie hat. Die entscheidenden Vorgänge im Bewusstsein der Leser sind (wenn überhaupt) nur sehr selektiv, indirekt und nicht verlässlich zugänglich – über Versprachlichungen der Betroffenen nämlich, die selbst bereits Interpretationen darstellen und deren Qualität stark von ihrem sprachlichen Vermögen abhängig ist. Ergo: „Im strengen Sinn einer empirisch nachprüfbarer gesellschaftlichen Wirkung scheint der Begriff Funktion auf die Literatur überhaupt nicht anwendbar zu sein“ (a.a.O., 12).

Strenge empirische Nachprüfbarkeit ist aber ohnehin kein realistisches Erkenntnisziel der Literaturwissenschaft. Ihre dennoch intersubjektiv plausibilisierbaren Aussagen können und sollten zwar empirisches Wissen anderer Disziplinen mit einbeziehen, besitzen ihre primäre Erkenntnisbasis aber in Texten und ihren Kon-Texten. Auch die Suche nach einer Funktion der Gegenwartsliteratur kann deshalb nicht anders, als bei den literarischen Texten zu beginnen. Dabei gehe ich von der Annahme aus, dass Literatur sich in ihren ästhetischen Mitteln entsprechend der Funktion organisiert, die sie ausüben will – dass der Text also in seiner ästhetischen Struktur die Funktion modelliert, die er im weiteren kommunikativen Kontext seiner zeitgenössischen Kultur realisieren soll. Ich übernehme deshalb Flucks Begriff des „impliziten Funktionsmodells“, mit dem „eine Konfiguration gemeint [ist], die als Analogon für den in den Text eingeschriebenen Wirkungsprozess dienen soll, weil Wirkung anders nicht anschaulich bzw. vorstellbar gemacht werden kann“ (Fluck 1997, 14)\footnote{Dabei muss man sich allerdings vor einem Funktionalismus hüten, der alle Textaspekte auf eine implizite Funktion bezieht, denn eine solche totalisierende Anwendung lässt sich aus der Funktion als solcher nicht legitimieren und widerspricht im übrigen der Erfahrung.} – was nicht heißt, dass Rezensionen und Verkaufszahlen als empirische Kontrolldaten mit beschränkter Reichweite unberücksichtigt bleiben sollen. In zweiter Linie ist dann aber auch unser Wissen über die (potenzielle) Leserschaft durchaus von Bedeu-
tung; die Unzugänglichkeit ihrer Reaktionen lässt sich wenigstens ansatzweise dadurch überwin-
den, dass sich auf der Basis soziologischer Untersuchungen gewisse Angaben über die kulturellen
Bedürfnisse und Interessen gesellschaftlicher Gruppen machen lassen, und aus ihnen wiederum
sind, wenn auch recht allgemein, plausible Erwartungshorizonte dieser Gruppen gegenüber der
Literatur und den anderen Medien rekonstruierbar, deren Berücksichtigung ein wichtiges Gegen-
lager für den Gesellschaftsbezug des impliziten Funktionsmodells bietet. Hier findet dann auch
empirisches Wissen seinen Ort.

Die Grenzen der hermeneutischen Methode liegen bekanntlich in den Grenzen derjenigen
ästhetischen Sinnbildungsverfahren, Wirkungsstrategien und Interpretationen, die als bewusste
intentionale Akte eines Subjektes denkbar und wahrscheinlich sind, denn damit gerät nur ein Teil
jener Verfahren in den Blick. Die eigenen künstlerischen Antriebskräfte und das in die literari-
sche Produktion einfließende kulturelle Wissen sind dem bewussten Kalkül der Autoren ja eben-
so nur beschränkt zugänglich wie die Bedürfnisse der Rezipienten und der Horizont ihres Verste-
hens; und sogar den Lesern selbst dürften die Gründe, die sie zu künstlerisch anspruchsvoller
Literatur greifen lassen, in der Regel nicht vollständig durchsichtig sein. Entsprechend ist auch
die Funktion literarischer Werke nicht zur Gänze im Modus hermeneutischer Deutung beschreib-
bar.

Gerade das kulturelle Wissen, besonders das vorsprachliche Basiswissen, auf das sich lite-
rarische Texte beziehen, besitzt in hohem Maße überindividuellen Charakter; es ist den Autoren
wie den Lesern vorgegeben, ja ist durch die Sozialisation Teil ihrer Identitäten geworden. Die
subjektiv-gestalterische Verfügbarkeit darüber ist entsprechend begrenzt. Ausgangspunkt jeden
Textes – sowohl bei seiner Produktion als auch bei seinem Verstehen – bleibt das bestehende
culturelle Selbst- und Weltbild; seine Überschreitung, so entscheidend sie auch sei, ist immer nur
partiell möglich. Ganz Ähnliches gilt von der Sprache und ihren Strukturen, ja sogar von den ver-
fügbaren literarischen Formen und Strukturelementen sowie den Regeln, welche die Institution Literatur für ihre Auswahl und Verwendung vorgibt. Gleiches gilt aber auch, wie wir sahen, für die psychische Antriebs- und Bedürfnisstruktur in ihrem engen Zusammenwirken mit dem kulturellen Wissen. Ohne die Berücksichtigung all dieser überindividuellen Strukturen sind Aussagen zur gesellschaftlichen Funktion von Literatur kaum zu machen, diese Berücksichtigung aber hat nur noch sehr begrenzt etwas mit subjektiven Intentionen zu tun. Sie hat dagegen sehr viel mit ursächlichen Zusammenhängen zu tun, denn man muss kein Marxist sein um zu wissen, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse und das kulturelle Wissen von ihr ein Mindestmaß an Kongruenz besitzen müssen, um ein hinreichendes Funktionieren des Gesellschaftssystems bzw. seiner Subsysteme zu gewährleisten.

Als Konsequenz meiner prinzipiellen methodischen Vorentscheidungen kann eine Funktionsbestimmung der Gegenwartsliteratur streng genommen nur dann wirklich sichere und verbindliche Resultate erzielen, wenn sie die volle Breite und Vielfalt sowie das komplexe Zusammenspiel aller wichtigen Phänomene berücksichtigt: Die publizierten Texte, ihr Medienecho (einschließlich Vertonung und Verfilmung) sowie ihre Rezeption in Schule und Studium, die Autoren und ihre soziokulturelle Herkunft bzw. Position, die Verlage, ihre Verkaufsstrategien und die Lage auf dem Buchmarkt, ferner die Leserschichten, ihre soziokulturelle Position und ihre literarischen wie allgemein medialen Präferenzen, schließlich die Förderinstitutionen wie Literaturpreise, Stipendien u.ä. Ein derart weites Untersuchungsfeld stellt allerdings für eine monographische Arbeit wie diese eine klare Überforderung dar. Hinzu kommt, dass die anvisierte Funktions-

58 Die zulässige Spannbreite von Ideen, Werten und Normen sowie das verfügbare Inventar literarischer Gestaltungsmittel mag heute vielfältiger und heterogener sein denn je, und sie mögen noch nie mit so bewusstem ästhetischen Kalkül als sekundäre eingesetzt worden sein – dennoch wird die regulierende Macht des literarischen Diskurses ziemlich schnell deutlich, wenn man sich klar macht, welche Ideen, Themen, Schreibweisen vom literarischen Diskurs der Gegenwart ausgeschlossen werden: Ein in Alexandrinern verfasstes Versepos über das Jüngste Gericht wäre heute ebenso undenkbar wie ein politisch-agitatorisches Revolutionsdrama oder ein moralisierend-didaktischer Frauenroman in bürgerlichen Kreisen.
bestimmung nur dann literaturwissenschaftliche Relevanz beanspruchen kann, wenn sie auch den einzelnen Text mit durchdringender Gründlichkeit unter komplexen theoretischen Perspektiven analysiert und möglichst viele seiner Bezüge zur Gegenwartsgesellschaft herausarbeitet – zumal wenn dabei ein erweiterter methodischen Ansatz getestet werden soll. Beide Ansprüche zugleich zu befriedigen, ist vollends unmöglich.

In dieser widersprüchlichen Situation erschien es mir am lohnendsten, an einem exemplarischen Text zu zeigen, welche Bezüge zwischen Gegenwartsliteratur und Gegenwartsgesellschaft erkennbar sind und welche funktionalen Potentiale für die Leser sich daraus ergeben können. Die Crux dieses Ansatzes kommt sogleich zu Bewusstsein: In einer derart von Heterogenität gekennzeichneten Literaturlandschaft wie der heutigen kann es eigentlich gar keinen wirklich exemplarischen Text geben; insofern kann meine Arbeit tatsächlich nur begrenzte Gültigkeit beanspruchen. Allerdings ist es gar nicht unbedingt notwendig, eine repräsentative Gesamtansicht der Gegenwartsliteratur anzustreben; für meine Zwecke genügt es vorläufig, an einem entsprechend ausgewählten Text zu zeigen, was „Welthaltigkeit“ von Literatur gegenwärtig bedeuten und welche gesellschaftlichen Funktionen sie erfüllen kann. Zudem lassen sich durchaus Texte finden, die eine Vielzahl von typischen Merkmalen vereinen und damit für einen nicht geringen Teil der Gegenwartsliteratur eine gewisse Exemplarizität besitzen.

Einerseits lag es in einer auf Aktualität bedachten Untersuchung natürlich nahe, einen möglichst jungen Primärtext auszuwählen, den Text eines möglichst jungen Autors zumal, der die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse uneingeschränkt als seine eigenen versteht und dessen Innovationswille und formale Experimentierfreudigkeit noch groß sind. Andererseits ist aber auch ein gewisser Minimalabstand vonnöten, um literarische Zeiterscheinungen als Ganzes in den Blick zu bekommen und auf ein Mindestmaß an Rezeptionszeugnissen bauen zu können. Deshalb habe ich einen Text der 90er gewählt, von einem Autor, der erst in dieser Dekade zu


Die neunziger Jahre sind auch in soziologischer Hinsicht eine hochaktuelle Zeit, in der die historische Ausnahmesituation der Wiedervereinigung schnell in einen schwierigen Alltag mündete, die nationale Euphorie bald verflog und die negativen Seiten des gesellschaftlichen Wandels


Für eine Untersuchung, die ihr Augenmerk hauptsächlich auf das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft richtet, liegt auch eine gattungsmäßige Einschränkung des Gegenstandsbereiches nahe: die Konzentration auf den Roman. Tatsächlich ist weitgehend unbestritten, dass der Roman unter den drei Gattungen über die größte „Welthaltigkeit“ verfügt, die Fähigkeit also, die jeweils aktuelle soziale Wirklichkeit mit einer Vielfalt von Details in sich aufzunehmen und för-
mal innovativ auf soziokulturelle Veränderungen zu reagieren. Nur so kann er seine „weltbildnerische Funktion“ (Bauer 1997, 1) erfüllen, ohne dass er deshalb einen unmittelbaren referentiellen Bezug zur Realität aufnehmen müsste. Nach Bakhtin ist er gerade wegen seines engen Kontaktes zur Gegenwartsrealität das einzige noch in lebendiger Entwicklung befindliche Genre (1981, 7), die „Leitgattung“ der Moderne (4); und es ist offensichtlich, dass er – schon wegen seiner Fähigkeit, andere Genres oder Elemente derselben in sich aufzunehmen und zu parodieren (5f), diese Rolle auch in der „Postmoderne“ eher noch gefestigt hat; schon rein quantitativ stellt er bis heute die übergroße Mehrheit der rezipierten, rezensierten und institutionell geförderten Literatur. „It is mostly in prose literature that western societies confront larger social problems from the vantage point and the prestige of [...] the ›institution literature‹“ (Brockmann 1999, 19). Daraus lässt sich folgern, dass sowohl die Mehrheit der Schriftsteller als auch die der Leserinnen und Leser die Funktion(en) der Literatur am umfassendsten durch den Roman abgedeckt sehen.

Quer zum dominierenden Paradigma in den Kulturwissenschaften scheint zunächst meine Entscheidung zu liegen, den eigentlichen Gegenstand der Interpretation auf das zu begrenzen, was früher „Hochliteratur“ genannt wurde. Darin verbirgt sich jedoch nicht die Absicht, jene hierarchische Dichotomie wiederzubeleben, welche diesem Begriff zugrunde liegt; in meinem Verständnis bezeichnet dieser Gegensatz in grober Weise zwei verschiedene Arten von Literatur, die durch verschiedene soziokulturelle Funktionen und tendenziell auch eine unterschiedliche Leserschaft getrennt sind – obwohl es hier sicherlich (auch das ein Kennzeichen unserer Zeit) breite Zonen der Überschneidung gibt. Da es jedoch nicht die Populärliteratur, sondern vor allem

---

die künstlerisch anspruchsvolle Literatur ist, deren Stellenwert in der gegenwärtigen Kulturlandschaft problematisch geworden ist, die Mehrheit der Literaturwissenschaftler aber dennoch weiterhin die Arbeit an kanonisierter Hochliteratur bevorzugt, ist die für die Germanistik, für die Literaturkritik und den Deutschunterricht entscheidende Frage tatsächlich die nach der Sozialer Relevanz innerhalb der gesamten Spannbreite von Medienerzeugnissen.

Unter den zahlreichen künstlerisch anspruchsvollen, von jungen Autoren verfassten Texten der neunziger Jahre habe ich für meine Untersuchung Ingo Schulzes Roman *Simple Storys*\(^\text{60}\) (sic!) ausgewählt, weil er sich nicht nur beim Publikum ebenso großer Beliebtheit erfreute wie im Feuilleton, sondern weil er auch in exemplarischer Weise die Vereinigung jener zwei typischen, scheinbar gegensätzlichen Merkmale der gegenwärtigen Romanproduktion repräsentiert: Einen lesbaren, detailgesättigten und gegenwartsnahen Realismus nach amerikanischem Vorbild, der das Buch schnell zu einem Bestseller machte, und eine komplexe, ja raffinierte ästhetische Struktur, die auch die anspruchsvolleren Rezensenten zufrieden stellte, indem sie die stilistischen Parameter der Darstellung und die konventionell mit ihnen verbundenen Erwartungen (vor allem den realistischen Anspruch auf Authentizität) auf subtile Weise wieder in Frage stellte. Schulze erfüllt einerseits geradezu vorbildlich die Forderung nach ‚Welthaltigkeit‘, indem er genau beobachtete Alltagszenen aus seinem unmittelbaren Lebensumfeld zu einer Art ‚Sittenbild‘ der zeitgenössischen Gesellschaft montiert. Entsprechend hoben die Rezensenten gerade die realitätsnahe Wahrhaftigkeit und die Sinnlichkeit des Romans hervor. Die Rezeption von *Simple Storys* im Feuilleton ist allerdings zugleich ein typisches Beispiel für die fragwürdige Tendenz, die „Unmittelbarkeit sinnlich menschlicher Erfahrung als Kriterium für das Gelingen oder Misslingen des Romans“ zu verwenden (Hahn 2001, 222). Als ein Meister des stilistischen Understatements und der Anspielung verwendet Schulze nämlich andererseits ausdrücklich, in einer typisch

---

\(^{60}\) Im Folgenden zitiert als SiSt.
postmodernen Wendung, die Form der Short Story amerikanischer Herkunft als Grundelement seines Romans, lässt den Autor in einer Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven verschwinden und reduziert den Erzähler zu einer scheinbar unbeteiligten Stimme, die jegliche vordergründige Gesellschaftskritik vermeidet und gerade dadurch um so nachhaltiger kritische Perspektiven jenseits der stereotypen öffentlichen Debatten vermittelt.

heterogene Vielfalt der gesamtdeutschen Literaturlandschaft ein und kann daher (in den erörterten Grenzen) auch als repräsentativ für sie gelten (Emmerich 2005, 506; Durzack 2006b, 1023).

Dieser exemplarische Text soll nun als Konsequenz meiner allgemeinen methodologischen Vorüberlegungen einer Analyse unterzogen werden, welche das eigentümliche Wirklichkeitsverhältnis fiktiver künstlerischer Texte zwischen epistemologischem Modell der Wirklichkeitserfahrung und Erscheinungsform eines Imaginären, zwischen Repräsentation der kulturellen Erfahrungsmuster und ihrer gezielten Durchbrechung in Rechnung stellt; sie befasst sich mit den weltbildnerischen Prinzipien, nach denen erstens Elemente aus der kulturell vorinterpretierten Wirklichkeitserfahrung ausgewählt wurden, zweitens mit den Strukturen, in denen diese Elemente im literarischen Text angeordnet wurden, und drittens mit den mimetischen ästhetischen Verfahren, mit denen der spezifische Erfahrungsmodus nachvollziehbar gemacht wird, in dem diese rekombinierten Wirklichkeitselemente erscheinen – und zwar immer streng bezogen auf die Übereinstimmungen und Differenzen gegenüber der textjenseitigen Erfahrung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, so dass das Verhältnis zwischen ›realistischer‹ mimetischer Repräsentation und irrealisierender Überschreitung der bestehenden Wahrnehmungs- und Deutungsschemata bestimmt werden kann, das für die Einschätzung der Textfunktionen so wichtig ist.

Dabei stellt sich natürlich sogleich die drängende Frage, wie die kontextuelle Bezugsebene der textexternen gesellschaftlichen Erfahrungswirklichkeit modelliert werden soll. Will man allen Versuchen eines essentialistischen oder positivistischen Missverständnisses aus dem Weg gehen und versteht ›Realität‹ als kulturelles Wissen, tendiert sie nämlich bei einem so komplexen Gegenstand wie ›der Gesellschaft‹ zu unendlicher Vielfalt und ist methodisch schlechterdings nicht handhabbar. Um diesem Dilemma zu entgehen, ziehe ich als exemplarische Repräsentation der außertextuellen gesellschaftlichen Wirklichkeit vor allem den aktuellen gegenwarts-
diagnostischen Forschungsstand der Soziologie zum Vergleich heran – eine Vorgehensweise, die ich nicht als indirekte Absicherung in der Empirie, sondern als intertextuell verstehe.


61 Vgl. die Beratertätigkeit von Ulrich Beck für die rot-grüne Bundesregierung und die von Anthony Giddens für die Labour-Regierung unter Tony Blair; vgl. aber auch den politisch-oppositionellen Anspruch Pierre Bourdieus und seine Rolle für die Anti-Globalisierungsbewegung sowie Wilhelm Heitmeyers öffentliche Rolle als Experte für Rechtsextremismus.
Dennoch sind einige Vorsichtsmaßnahmen angebracht: Wo wissenschaftlich repräsentierte Aspekte der Gesellschaft in einem literarischen Text fehlen, kann zwar von einer Selektivität des literarischen Zugriffs ausgegangen werden, wo literarische Darstellungen jedoch den Angaben der Soziologen widersprechen, soll nach anderen Quellen gesucht werden, bevor eine Überschreitung der außertextuellen Wirklichkeit konstatiert wird. Zudem sollen die Angaben der Soziologie nicht gewaltsam homogenisiert und systematisiert werden; wo den innerwissenschaftlichen Gegensätzen solche im literarischen Text entsprechen, sind sie entsprechend zu kennzeichnen. Des weiteren sind kulturkritische und medienwissenschaftliche Aussagen zur Diagnose der Gegenwartsgesellschaft mit heranzuziehen, wo dies vom Text nahegelegt wird. Was ferner die funktionale Relationierung angeht, sollte der Blick aufs gesellschaftliche Ganze nicht die Leistungen für den konkreten Einzelmenschen, für soziale Gruppen und intermediäre Institutionen in den Hintergrund treten lassen. Und schließlich darf nie aus den Augen verloren werden, dass der subjektive Erfahrungsmodus der gesellschaftlichen Wirklichkeit von soziologischen Texten nur in sehr allgemeiner, abstrakt-generalisierender Weise repräsentiert werden kann; was in dieser Hinsicht ›realistisch‹ ist und was nicht, kann ich nur im introspektiven Rückgang auf meine eigenen Erfahrungen sowie in vorsichtigem Bezug auf literarische und massenmediale Darstellungen einschätzen – ein naturgemäß heikles Unterfangen, zu dem ich jedoch keine praktikable Alternative erkennen kann.

Die Auswahl der soziologischen Vergleichstexte orientierte sich naturgemäß an ihrer Nähe zu dem von mir entworfenen literatursoziologischen Konzept. Die Gesellschaftstheorie Pierre Bourdieus spielt deshalb in meiner Untersuchung eine große Rolle – weniger in Gestalt seiner eigenen Arbeiten als vielmehr in den Texten jener deutschen Soziologen, die von ihm beeinflusst sind: Michael Vester und die um ihn versammelte Forschergruppe mit ihren Untersuchungen zur Milieugesellschaft sowie Gerhard Schulze mit seinem Buch zur Erlebnisgesellschaft. In diesen
Arbeiten zeigt sich, dass die „kulturalistische Wende“ in den Sozialwissenschaften ihr Korrelat in einem Entwicklungsstand der Gesellschaft hat, deren Struktur nicht mehr vornehmlich durch materielle Faktoren, sondern immer mehr durch kulturelle Faktoren bestimmt wird.


Abschließend ein paar Worte zu dem, was diese Arbeit aus Platzgründen nicht leisten kann. Der Fokus auf dem mimetisch-darstellenden und funktionalen Wirklichkeitsverhältnis der
Gegenwartsliteratur zwingt zu einer Vernachlässigung der eigentlich wichtigen medienspezifischen Aspekte literarischer Kommunikation. Die Frage, ob und wie die Literatur sich gerade durch die verschärfte Konkurrenz von Film und Fernsehen auf ihr besonderes medienspezifisches Potential besinnt oder sich an die ästhetischen Verfahren der Konkurrenten anzupassen versucht, soll zwar im Hintergrund sehr wohl mit beobachtungsleitend sein, kann aber hier nicht eigens systematisch untersucht werden, obwohl gerade die besondere Leistungsfähigkeit literarischen Erzählens sich an Schulzes Roman gut darstellen lässt. In meiner Untersuchung der ›Welthaltigkeit‹ und ihrer Funktion gehe ich aufgrund meiner Lektüreerfahrungen von der heuristischen Annahme aus, dass die genannten Tendenzen in der Literatur der 90er beide wirksam sind und in ihrer Gegensätzlichkeit nicht nur miteinander konkurrieren, sondern durchaus auch ästhetisch überzeugende Verbindungen eingehen können.

Ebenso wenig bietet diese Arbeit den nötigen Raum, um den intertextuellen und intermedialen Bezügen nachzugehen, die gerade Simple Storys mit besonderer Deutlichkeit darbieten. Allerdings kann und soll nicht vernachlässigt werden, dass der offene Bezug zur Tradition der amerikanischen Short Story den Realismus des Romans als einen nachgeahmten Stil zu erkennen gibt, den Schulze aus einem anderen Kulturkreis und einer anderen Zeit auf die ostdeutschen Verhältnisse übertragen hat, um auch auf diese Weise die soziale und kulturelle ›Verwestlichung‹ seiner Heimat nachvollziehbar zu machen. Dies ist für meine Untersuchung insofern von zentraler Bedeutung, als durch dieses typisch ›postmoderne‹ Verfahren jeder mit dem Realismus verbundene Objektivitäts- und Authentizitätsanspruch deutlich relativiert wird – eine Erkenntnis, die dadurch noch mehr Gewicht erhält, dass einzelne Kapitel sich bei näherem Hinsehen als Übertragungen Hemingwayscher Short-Story-Plots erweisen und Schulze in Interviews nicht nur seine stilistische Abhängigkeit von Raymond Carvers Kurzgeschichten, sondern auch die Vorbildlichkeit von Robert Altmans Verfilmung dieser Storys offen eingestanden hat. Gerade die Verfil-
nung eröffnet zudem intermediale Bezüge, die einen systematischen Vergleich geradezu herausfordern, und Ähnliches gilt von Anna Langhoffs Bearbeitung für das Theater.

Ich muss mich hier jedoch mit der pauschalen Annahme begnügen, dass Schulze durch die sekundäre Verwendung von Formen aus dem Traditionsbestand der Moderne die eigenständige Rolle des ›Mediums Literatur‹ gegenüber der gestalterischen Souveränität des künstlerischen Subjekts bewusst hervorhebt und auch den Realismus als ein künstlerisch-mediales Verfahren auszeichnet, das den Eindruck von Objektivität und Authentizität als performative Effekte erst erzeugt und nicht einer äußertextuellen Wirklichkeit durch besondere ›Nähe‹ abgewinnt. Auf der anderen Seite lässt sich aber an den Bearbeitungen von Hemingway-Plots auf den ersten Blick erkennen, dass der Autor sich dabei einen beträchtlichen gestalterischen Spielraum bewahrt.

Schließlich muss ich mich in dieser Untersuchung weitgehend auf das Symbolsystem Literatur beschränken und kann nicht näher auf die Art und Weise eingehen, wie das Sozialsystem Literatur als institutionalisiertes Handlungssystem die literarische Produktion, Distribution und Rezeption beeinflusst und damit auch die Textgestalt mitbestimmt. Als wichtigste Elemente des institutionellen Rahmens will ich hier nur die folgenden voraussetzen: Die vollständige funktionale Ausdifferenzierung des Literatursystems hat zwar – gerade gegenüber dem der DDR – die ästhetische Gestaltung von politischer Bevormundung befreit, hat jedoch auch ihren direkten Einfluss auf die Gesinnungen relevanter Leserschichten minimiert. Die Funktion der Literatur ist nun zur Gänze durch ihren Einfluss auf die kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster vermittelt. Der neuerliche Individualisierungsschub im Nachkriegsdeutschland sowie der Zerfall der gesellschaftlichen Großgruppen in Milieus hat jedoch dazu geführt, dass gerade diese Wahrnehmungs- und Deutungsmuster viel von ihrer Homogenität verloren haben, so dass es zunehmend schwieriger geworden ist, mit einem literarischen Text mehr als ein kulturelles Milieu zu erreichen. Der eigentliche gesellschaftliche Bedeutungsverlust der Literatur wurzelt jedoch darin, dass

weiterung des Erfahrungshorizontes gleichermaßen legitim. Entsprechend mangelt es in der gegenwärtigen Situation in fundamentaler Weise an allgemeinverbindlichen Kriterien für literarische Qualität, wodurch auch das Feuilleton – wie wir sahen – viel von seiner orientierenden und selegierenden Funktion verloren hat. Die Verlage setzen in dieser Situation auch bei anspruchsvollen Titeln viel stärker auf einen schnellen Verkaufserfolg, während der Anteil der langfristigen Gewinne über die ›Backlist‹ geschrumpft ist. Der Zerfall eines homogenen Lesepublikums in verschiedenste kulturelle Milieus erforderte eine Ausdifferenzierung des Angebotes, was zusammen mit dem Streben nach Erhöhung der Umsatzzahlen die Titelproduktion erhöht und den Publikationsrhythmus beschleunigt – daher die unübersichtliche Vielfalt und das schnellere ›Altern‹ der Gegenwartsliteratur. Unter solchen Bedingungen kann sich ein Autor nur einen Namen machen, wenn er in relativ schneller Folge Texte produziert, die beim Feuilleton ebenso erfolgreich sind wie beim Publikum – eine riskante Gratwanderung zwischen ›Masse‹ und ›Klasse‹.

Solche Erfolge sind jedoch unter den skizzierten Bedingungen des literarischen Feldes nur möglich, wenn man neben handwerklicher Gediegenheit mehr als früher auch die Bedürfnisse des Publikums berücksichtigt – d.h. eines ganz bestimmten kulturellen Milieus oder mehrerer verwandter Milieus. Die Distanz zum Publikum, einst Markenzeichen der Avantgarde, ist unter den gewandelten Verhältnissen merklich geschrumpft. Irritation und Provokation sind bei einer bestimmten Leserschaft in Grenzen durchaus erwünscht, aber diese Grenzen sind relativ eng gezogen. Ästhetischer Radikalismus bedeutet ein Risiko, das kaum noch jemand einzugehen bereit ist; die wenigen wirklich widerständigen Autoren wie Reinhard Jirgl und Ernst-Wilhelm Händler erreichen nur eine kleine Fangemeinde, leben also vom Prestigebedürfnis einiger Verlage und von der Literaturförderung. Die meisten aber arbeiten mit der bekannten Strategie der ›Doppelcodierung‹: Alle artistischen Raffinessen verbergen sich hinter einer relativ leicht konsumierbaren, mehr oder weniger ›realistischen‹ bzw. konventionellen Oberfläche, so dass zwei Leserschichten
bzw. zwei konträre Leserbedürfnisse nebeneinander befriedigt werden können – das nach lustvoller Bestätigung des eigenen Selbst- und Weltbildes sowie das nach Reflexion und Überschreitung desselben.

Insofern ist Ingo Schulzes Roman *Simple Storys* ein typisches Produkt des gegenwärtigen literarischen Feldes: Er bietet eine lockere Folge von relativ leicht lesbaren, realistischen Episoden aus dem Alltagsleben der thüringischen Provinz, die für viele ostdeutsche Mittelschichtangehörige von hohem Wiedererkennungswert sein dürften, während sie bei den Westdeutschen dem Nachwende-Interesse an dem fremdgewordenen Leben der östlichen Landsleute entgegenkommen, ohne die Unterschiede allzu sehr zu betonen. Zugleich aber sind sie durch die Verknappung des Realismus keineswegs widerstandslos konsumierbar, sondern erfordern eine gesteigerte Aufmerksamkeit für Details und Anspielungen. Außerdem enden die Kapitel zumeist in einer Offenheit, welche ihre Pointe nicht eben leicht zugänglich macht; manche sind sogar ausgesprochen rätselhaft. Des weiteren verlangt der diskontinuierliche Charakter der Episodenfolge ein hohes Maß an Interpolationen, um den Zusammenhang des Ganzen herzustellen, und das soziale Beziehungsnetz des komplexen Figurenpersonals erfordert für seine Erfassung geradezu detektivische Bemühungen. Schließlich setzen die intertextuellen Bezüge des Romans ein literaturgeschichtliches Wissen voraus, das keineswegs mehr selbstverständlich ist. Was ›Welthaltigkeit‹, was ›Wirklichkeitsnähe‹, was ›Gesellschaftsbezug‹ in solchen ästhetischen Gebilden bedeuten kann, soll die folgende Untersuchung zeigen.
II. Ingo Schulzes Roman »Simple Storys«


63 Vgl. auch Schulze 2007a, S. 15: „Mitte der Neunziger Jahre wurde mir [...] mehr und mehr bewusst, dass das, was [...] als Transformationsprozess bezeichnet wurde, etwas historisch Neues war und dass diese Veränderungen nirgendwo in solcher Radikalität und Schnelligkeit vonstatten gegangen waren wie in Ostdeutschland.“


Obgleich die neuen Bundesländer nur ›nachholten‹, was für die alten Bundesländer schon seit länge

92

Diese Fremdheit, die durch die Plötzlichkeit und Heftigkeit des Wandels noch verstärkt wurde, rückt die Erfahrung der gewandelten Verhältnisse in die entfremdete Perspektive einer Neuaneignung (Weymann 200, 37) und spiegelt sich in einer entsprechend verfremdeten Perspektive der Romandarstellung. Zugleich verstärkte das Tempo des Wandels seine krisenhaften Aspekte; insbesondere die destabilisierenden Auswirkungen auf die Identitäten, die Erfahrungsmuster, Weltbilder und Wertesysteme erfuhren eine nicht unerhebliche Dramatisierung, für die es auch in der Romandarstellung deutlich erkennbare Entsprechungen gibt. Indem Schulze sich den verfremdenden Blick der Ostdeutschen und die dramatisierte Krisenhaftigkeit ihrer Erfahrungen zueigen macht, ist seine Prosa aber gerade geeignet, den Panzer der Gewöhnung zu durchbrechen, den die marktwirtschaftliche Ordnung für die Westdeutschen und andere Westeuropäer angenommen hat – eine Funktion, die Literatur immer wieder erfüllt hat. Für die ostdeutschen Leser hingegen hatten die so perspektivierten Erfahrungen einen Wiedererkennungswert, der ihre Schwierigkeiten als kollektives Schicksal durchschaubar machte und damit den individualisierten Erfahrungsmodus durchbrach, der sich mit den ›westlichen‹ Verhältnissen durchgesetzt hatte und einen solidarischen Zusammenhalt in der Krise und gegen die Krise verhinderte. Bevor ich ausführlich untersuche, welche inhaltlichen Selektionsprinzipien die literarische Darstellung der deutschen Nachwendegegesellschaft in Simple Storys erkennen lässt, muss ich jedoch auf einige sprachliche und formale Grundzüge eingehen, welche die wichtigsten literarischen Eigenheiten
gegenüber den soziologischen Texten ausmachen, damit der Vergleich nicht am spezifisch Literarischen vorbeigeht.

A. Formale Grundzüge der literarischen Darstellung

Schulze Situationen und erzählt Ereignisse in einer sachlich-objektivierenden Weise, die der wissenschaftlichen Objektivität soziologischer Untersuchungen ein Stück weit entgegenkommt.

Allerdings wird schnell deutlich, dass der Text bei aller Sachlichkeit auch eine bildliche Bedeutungsebene aufweist, die für die Repräsentation des Sozialen ebenfalls von Bedeutung ist: Durchaus realistisch beschriebene Details oder Szenen nehmen oftmals eine symbolische oder allegorische Bedeutung an, die zum Verständnis des Textes samt seiner gesellschaftlichen Implikationen wichtig ist. Diese für Literatur konstitutive, über die konventionalisierte Alltags- und Begriffssprache hinausgehende semantische Ebene leistet gerade jene Einbeziehung der emotionalen, subjektiven, einmaligen und flüchtigen Elemente von Erfahrung in die Darstellung, die über die Möglichkeiten des wissenschaftlichen Diskurses hinausgeht und die Adorno als Mimesis bezeichnet hat (1990, 86f. u. 169ff); sie muss entsprechend gewissenhaft in die Untersuchung miteinbezogen werden, auch wenn sie naturgemäß meist komplexerer Art ist, ja zum Teil sogar einer Deutung erheblichen Widerstand entgegensetzt. Unbedingt zu beachten ist weiterhin, dass die Erklärungsansprüche, Sinnkonstruktionen und Wertungen eines Romans im Gegensatz zur Wissenschaftsprosa implizit bleiben, dass sie den narrativen Mustern immanent sind – seien sie nun eher linear-handlungsbezogen oder konstellativ, offen oder geschlossen, durch positive oder negative Teleologien gekennzeichnet.

Noch wichtiger ist, dass die vordergründige Objektivität der Romandarstellung in Simple Storys mit einer ausgeprägten Tendenz zur Verknappung und Aussparung einhergeht, so dass sie nirgendwo auch nur in die Nähe einer Vollständigkeit im Detail gerät. Immer wieder haben die Rezensenten darauf hingewiesen, dass der Roman in besonderem Maße mit Auslassungen und Andeutungen arbeitet (Bielefeldt 1998), und obwohl dies im Prinzip sicherlich ein allgemeinliterarisches Phänomen ist, bestätigt schon die erste Lektüre (und bestätigen übrigens auch die Äußerungen der Rezensenten), dass Simple Storys dieses Potential so weit ausreizt, dass der Roman
ohne die Dimension „zwischen den Zeilen“ schlechterdings nicht zu verstehen ist – zumal diese Dimension gerade nicht widerstandslos durch quasi ‚automatische‘ Assoziationen zugänglich wird. Was dabei vom Leser indirekt erschlossen werden muss, sind nämlich durchaus auch Fakten und Hintergründe. Das macht es notwendig, sehr gründlich die Selektionsprinzipien der Darstellung herauszuarbeiten und diese nicht umstandslos als Mangel an Gehalt zu verbuchen.


---

64 Mit äußerster Sparsamkeit wird in *Simple Storys* freilich auch die Gedankenwiedergabe eingesetzt. In manchen Ich-Erzählungen fungiert sie gerade als Mittel, um einen Moment besonderer Klarheit zu vermitteln – so etwa am

Damit trägt der Roman zunächst einmal dem Zerfall der sozialistischen Ideologie als des verbindlichen Weltbildes Rechnung, und darüber hinaus dem Zerfall jedes übergeordneten Weltbildes in eine weltanschauliche Pluralität, die selbst für die vielen Ostdeutschen, die längst nicht mehr an das kommunistische Gesellschaftsideal glaubten, verunsichernd wirken musste:

Dieses radikal dezentrierte Sprechen bringt auf der Ebene der Form den Verlust traditioneller Sicherheiten zum Ausdruck, von dem auch das Erzählen erfasst worden ist: Mit dem Utopieverlust geht die Dekonstruktion eines traditionellen Erzählgebildes einher. (Grub 2003, 401)

---


65 Martin Meurer erzählt Kapitel 4 und 10, Lydia die Kapitel 5 und 26.
sich im soziologischen Sprachgebrauch als Kurzformel für die Schwierigkeiten etabliert, sich in unserem Alltagsleben zurechtzufinden“ (G. Schulze 1993, 36).

Darüber hinaus entspricht die Struktur von Simple Storys mit ihrem bloßen Nebeneinander je gleichwertiger und in sich abgeschlossener Episoden der veränderten Struktur der Gegenwarts- 
gesellschaft auch noch in einer anderen Weise:


Jedes Kapitel, jede ›Story‹ bildet einen besonderen Kontext, in dem Erfahrungen auf je andere Weise gemacht werden, und eine übergeordnete Erzählerperspektive wird bewusst vermieden. Selbst die je zwei von Martin Meurer und Lydia Schumacher erzählten Episoden lassen nicht ohne weiteres eine einheitliche Perspektive erkennen. Die Konstruktion des Romans leistet damit (in der von Adorno herausgearbeiteten Dialektik von Rationalität und Ausdruck) eine Mimesis der polykontexturalen Beobachtungsverhältnisse, in der „die Weise des Beobachtens vom jewei- ligen Kontext abhängt, in dem es sich abspielt“ (a.a.O., 17), so dass erst einmal niemand „aus seinen eigenen Beobachtungen auf das schließen kann, was der andere sieht. Beobachten lässt sich immer nur wie der andere Beobachter beobachtet, und daraus lassen sich dann Schlüsse zie- 
hen, ob man [...] die Welt mehr oder weniger gleichsinnig sieht“ (a.a.O.). Diese „Beobachtung

---

zweiter Ordnung“ (Luhmann) ist genau das, was Schulzes Roman durch seine Struktur ermöglicht: Der Leser erhält nicht einen Erfahrungsmodus, sondern viele Erfahrungsmodi der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich gegenseitig relativieren:

Mehr und vor allem deutlicher als in anderen Funktionssystemen kann in der Kunst vorgeführt werden, dass die moderne Gesellschaft und, von ihr aus gesehen, die Welt nur noch polykontextural beschrieben werden kann. Die Kunst lässt insofern die ›Wahrheit‹ der Gesellschaft in der Gesellschaft erscheinen und zeigt zugleich (wenn sie es kann!), dass gerade unter diesen Bedingungen Formzwänge entstehen, Stimmigkeit und Unstimmigkeit zum Problem werden und jedenfalls die so oft befürchtete Beliebigkeit des ›anything goes‹ nicht zu erwarten ist. (Luhmann 1997, 494f)


Die gewollte Heterogenität des Romantextes ist jedoch keineswegs absolut; es gibt durchaus starke Elemente, welche die Kapitel miteinander verbinden – sonst wäre die Bezeichnung „Roman“ nicht zu rechtfertigen gewesen (Hahn 2001, 219). Zwei solcher Elemente sind der im
Vergleich zu Schulzes Erstling ziemlich einheitliche Stil\textsuperscript{68} und die Verwendung der amerikanischen Short Story als formales Grundmuster des Erzählens. Ein solches Element ist aber auch der Ort der Handlung(en): Die große Mehrzahl der Kapitel spielt in der ostthüringischen Kleinstadt Altenburg, die mit ca. 48.000 Einwohnern etwa 15 Kilometer südlich von Leipzig liegt und wo der Autor Schulze selbst fünf Jahre vor und nach der Wende gelebt hat (Graves 2000, 198; Grub 2003, 403f).\textsuperscript{69} Lediglich acht Kapitel machen eine Ausnahme: Das erste spielt teilweise in Italien, das siebente im Harzvorland, das zehnte in München, das 16. in Berlin, das 17. in New York, das 25. in der Autobahnraststätte Kirchheimer Dreieck (südwestlich von Stuttgart), das 26. wieder in Berlin und das letzte schließlich in Stuttgart.\textsuperscript{70} Aber auch diese Episoden behalten einen engen Bezug zu Altenburg, wo die Figuren fast sämtlich herkommen (Graves 2000, 198; Seibt 1998).\textsuperscript{71}


\textsuperscript{70} Martin Meurer erzählt Jenny, dass er seine Mutter besucht (SiSt 299), und diese ist, wie aus dem 22. Kapitel hervorgeht, aus beruflichen Gründen in einen Ort „bei Stuttgart“ gezogen (SiSt 227).

\textsuperscript{71} Ausnahmen sind der Frankfurter Immobilienmakler Harry Nelson, die Ostberliner Schwesternschülerin Jenny, ihr aus Stuttgart stammender Freund Maik und einige am Rande auftretende, namenlos bleibende „Wiesbadener“.

\textsuperscript{72} Dazu gehören die Romane von Matthias Altenburg, Arnold Stadler, Peter Weber, John von Düffel, Thomas Meinecke, zum Teil auch die Wolfgang Hilbig, Sibylle Bergs und Ralf Rothmanns.


73 Ähnlich Martin Meurer (SiSt 223); „Hier kennt doch jeder jeden.“
weitgehend unter westdeutscher Hegemonie stattfindet, als „Ausverkauf“ der ostdeutschen Betriebe an westliche Investoren und als Überstülpung des westdeutschen Institutionensystems.


Die Journalistin Danny, die das dritte Kapitel erzählt, erweist sich als die Schwägerin von Martin Meurer und hat nach dem Tod seiner Frau im elften Kapitel seinen Sohn Tino bei sich aufgenommen, während sie eine Partnerschaft mit Edgar Körner eingegangen ist; im 20. Kapitel

Es gibt kaum eine Figur, die nicht in anderen Kapiteln noch ein- oder mehrmals auftaucht oder zumindest Gesprächsgegenstand ist, und es gibt kaum eine Figur, für die sich nicht soziale Beziehungen zu mindestens fünf, meist jedoch doppelt und teilweise dreimal so vielen anderen Figuren nachweisen lassen. Rechnet man die Bekanntschaften hinzu, die vor dem Hintergrund der Romanhandlung und der manifesten Beziehungen wahrscheinlich sind74, so dürfte für die meisten Figuren tatsächlich gelten, dass (mindestens indirekt) jeder jeden kennt oder im Laufe der Romanhandlung kennen lernt. Zwar ist Graves in der Auffassung zuzustimmen, dass es sich um ein Netz mit vielen Löchern und unverbundenen Enden handelt (Graves 2000, 201), aber dies ist vornehmlich ein Resultat der diskontinuierlichen Darstellungsweise und bleibt im Übrigen weit unterhalb der Offenheit realer sozialer Netzwerke.

74 So ist anzunehmen, dass der Lokalpolitiker Frank Holitzschek allen Romanfiguren wenigstens dem Namen nach bekannt ist, obwohl sich dies im Text nur für fünf Figuren nachweisen lässt; ähnlich bekannt dürfte der Ex-FDJ-Chef Peter Neugebauer sein. Conny Schubert dürfte die gesamte Meurer-Familie und die Bekanntschaft ihrer Eltern kennen usw.

übereinstimmt: „Warum sollte der Leser einen besseren Überblick haben als die handelnden und voneinander in Bruchstücken erzählenden Personen selbst?“ (Hillgruber 1998).


76 Ernst Meurer stellt als einzige Bedingung für seine Heirat mit Renate den Abbruch aller Beziehungen zum ersten Ehemann (SiSt 220), dieser wiederum sieht in seinem Nachfolger nur den Usurpator aus dem gegnerischen ideologischen Lager, den „roten Meurer“, den er hasste und dem er nur schwer verzeihen konnte (SiSt 107).


---
77 Daneben gibt es eine ganze Reihe kleinerer biographischer Fragmente, von denen im Laufe der Untersuchung noch häufig genug die Rede sein wird.


B. Allgemeine inhaltliche Selektionsprinzipien

Was genauer die Auswahl seiner Inhalte angeht, konzentriert sich der Autor in Simple Storys deutlich auf den gewöhnlichen Alltag von Durchschnittsmenschen, zeigt Ausschnitte aus ihren unspektakulären Biographien (Michalzik 2000, 35; Graves 2000, 198), in denen diese eine Wendung, einen Bruch oder einen Moment der Klarheit erfahren. Dabei ist der Umfang des Figurenpersonals für einen relativ kurzen Roman wie diesen ungewöhnlich groß, selbst wenn man Nebenfiguren außer Acht lässt – was auch daran liegt, dass die übliche Fokussierung auf eine Hauptperson oder eine kleine Gruppe von Protagonisten fehlt.79 Mit zwei Ausnahmen stammen

79 Etwa 30 Figuren kann man nicht weglassen, ohne dass das Verständnis des Textes leidet, 39 Figuren sind es insgesamt (Vgl. Schweizer und Schnegg 1998, Tab. 1).
die Figuren alle aus Ostdeutschland.80 Die Zahl der männlichen Figuren überwiegt die der weiblichen absolut gesehen deutlich (24:15), aber da viele Männer nur ganz am Rande auftreten und das Verhältnis zwischen Erzähler und Erzählerinnen in etwa ausgeglichen ist (14:13), macht sich beim Lesen kein auffälliges Ungleichgewicht bemerkbar.

Obwohl die Figuren drei Generationen angehören, liegt der Schwerpunkt, soweit man dies erkennen kann, auf Menschen mittleren Alters. Die Mehrzahl der Figuren befindet sich in den späten Zwanzigern bis Vierzigern81 – es sind also Menschen um den Höhepunkt ihres Erwachsenen- und Erwerbslebens. Nur ein Kind spielt eine nennenswerte Rolle82, und Jugendliche werden nur beiläufig erwähnt83, so dass Erziehungsprobleme eher einen Diskussionsstoff zwischen Erwachsenen als ein Element der Handlung bilden.84 Jüngere Erwachsene treten nur drei auf: Die Kellnerin Conny Schubert85, die Schwesternschülerin Jenny Ritter und ihr zeitweiliger Freund Maik.86 Von ihnen hat nur Jenny zu Beginn des Romans ihre Ausbildung noch nicht beendet, die anderen sind bereits ins Berufsleben eingetreten. Lediglich drei wirklich alte, das heißt jenseits des Erwerbslebens stehende Menschen (Kohli 2006, 116) begegnen im Roman, und zwei davon

81 Renate Meurer als typische Vertreterin der älteren Generation hat ihren zweiten Mann Ernst mit 27 geheiratet (SiSt 220) und feiert im ersten Kapitel ihren 20. Hochzeitstag (SiSt 15), ist also am Anfang des Romans 47 Jahre alt.
82 Lucas und Max, die Zwillinge des Künstlerpaares Tom und Billi, werden nur am Rande erwähnt, wenn auch in recht aufschlussreicher Weise (SiSt 198). Die Schulklassen, die in „Zugvögel“, begleitet von Peter Bertram, das Naturkundemuseum besucht und von der Direktorin Hanni herumgeführt wird, bleibt bis auf Zeichen schul- und alters-typischer Disziplinlosigkeit gänzlich amorph.
83 Jugendliche im engeren Sinne sind nur Peter Bertrams (fiktiver?) Sohn Eric, Raffaels sechzehnjähriger Sohn David und Hannis ebenso alte Tochter Sarah, die alle nur einmal erwähnt werden (SiSt 35ff, 87, 286 u. 288). Jennys Geschichte über Gewalt in der Schwimmhalle (SiSt 267f) fällt in ihr 18. Lebensjahr, aber Lydias Erinnerung an den Missbrauch durch ihren Vater (SiSt 272) bezieht sich auf ihr elftes, zwölftes und dreizehntes Lebensjahr.
84 Immerhin sind fünf von vier weiblichen Figuren Mütter, obwohl nur Renate Meurer und Billi mehr als ein Kind haben. Von den kinderlosen Frauen kann man Conny und Jenny Ritter aber wegen ihrer Jugend eigentlich nicht mitzählen, so dass nur Barbara Holitzschek und Lydia Schumacher übrigbleiben, und Martina Meurers Mutterrolle wird nach ihrem Tod von der kinderlosen Danny übernommen. Damit liegt das Verhältnis etwas unterhalb von 6:3, was den tatsächlichen Verhältnissen in etwa entspricht (Geißler 2006, 46f, 49).
85 Sie ist im Mai 1990 neunzehn Jahre alt geworden (SiSt 24).

Ein Ergebnis dieser Selektion besteht darin, dass Generationenkonflikte im Roman kaum eine Rolle spielen: In einem Nebensatz wird erwähnt, dass Ernst Meurer seinen Stiefsohn Martin zu DDR-Zeiten wegen Teilnahme an den Montagsdemonstrationen aus der Wohnung geworfen hat, und auch Martins Verhältnis zu seinem leiblichen Vater Dr. Reinhard ist von untergründigen Spannungen gekennzeichnet; aber typische intergenerationale Auseinandersetzungen wie die über differierende Norm- und Wertvorstellungen oder konfligierende Lebensstile fehlen fast völlig – die Beziehung zwischen Martin Meurer und seiner Mutter enthält nur Spurenelemente davon (Kap. 22), und die Entfremdung zwischen der alleinerziehenden Hanni und ihrer sechzehnjährigen Tochter Sarah führt nur dazu, dass letztere zu ihrem Vater zieht (SiSt 87). Die Distanz zwischen Marianne Schubert und Jenny Ritter sowie die milde Fremdheit zwischen dieser und Lydia Schumacher enthalten deutliche Elemente der Generationendifferenz bzw. -distanz, und auch

87 Es handelt sich um die Mutter der Neurologin Barbara Holitzschek (SiSt 89) und den greisen, auf seinem Balkon sterbenden Nachbarn, den Lydia Schumacher beschreibt (SiSt 263f; 271) und auch Jenny erwähnt. (SiSt 302) Martin Meurers Vater Dr. Reinhard ist mit Mitte Sechzig immerhin Pensionär (SiSt 104).
88 Als Randfigur dürfte auch der erfolgreiche „Wendehals“ Peter Neugebauer zu dieser Generation gehören.
89 Eher randständige Ausnahmen bilden Hannis Tochter Sarah, die mit 16 ihre Mutter verlässt (SiSt 87) und Barbara Holitzscheks Mutter, um die sich die Tochter während einer schlaflosen Nacht Sorgen macht (SiSt 89).
90 Auch Martin Meurers Meinung zum Verhalten seines Stiefvaters vor, während und kurz nach der Wende ist entschieden kritisch – andererseits gibt er zu, seinen Vater nie eingehender zu seiner politischen Vergangenheit befragt zu haben, und er ist er der Einzige, der sich um den psychisch Angeschlagenen zu kümmern bereit ist (SiSt 222-231).

112
Martin Meurer wird von Jenny schon als „alt“ wahrgenommen (SiSt 301); es kommt jedoch an keiner Stelle zu den üblichen Machtkämpfen um die Deutungshoheit in der gemeinsamen Lebenswelt. Schon im Hinblick auf die Altersgruppen kann man also nicht so ohne Weiteres wie Grub (2003, 405) davon ausgehen, dass die Figuren exemplarisch und repräsentativ für die Gegenwartsgesellschaft sind.


Immerhin stimmen diese Verhältnisse so weit mit der tatsächlichen Altersstruktur der deutschen Bevölkerung überein, als die breiteste Stelle der Alterspyramide in den 90ern bei den


Ähnliches gilt trotz ihres nachlassenden numerischen Umfangs für die Kinder und Jugendlichen, deren spezifisches Problempotential durch die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte ebenfalls zugenommen hat – die Folgen der erheblich gesunkenen Stabilität familiärer Bildungen werden immerhin am Rande thematisiert, andere Probleme wie Kinder- und Jugendarmut (a.a.O., 127), die sozialisatorischen Auswirkungen der neuen Medien und die Entwertung von Bildungsabschlüssen bei gleichzeitig wachsender Bildungsabhängigkeit (Beck 1986, 237f) spielen in Simple Storys jedoch keine Rolle; die Jugendarbeitslosigkeit ist im Roman ebenso ein (durchaus signifikantes) Randphänomen wie die Jugendgewalt und die Affinitäten zur


93 Es gibt keine Figuren, deren Übergang von der Schule zur Ausbildung nicht gelingt; Conny Schuberts und Jennys Arbeitslosigkeit gehören zum zweiten Typus der Jugendarbeitslosigkeit, dem Übergang von der Ausbildung zum Berufsleben; sie ist im ersten Fall jedoch vorübergehend.
94 Es gibt in Simple Stories immerhin eine ganz versteckte Anspielung auf den besonderen Problemdruck, dem gerade die junge und die ältere Generation unterliegen: Renate Meurer macht bei ihrem Besuch in der Nervenheilanstalt Dösen die Beobachtung: „Entweder sind die Leute hier jung oder alt [...]. Dazwischen is nix, oder?“ (SiSt 232)
DDR sozialisiert, hatten sich meist auch schon beruflich etabliert oder zumindest ausbildungsmäßig positioniert und eine entsprechende Identität ausgebildet; für sie ist die Wende am stärksten ein beruflich-biografischer Bruch und belastet die Identität, das Werte- und Weltbild besonders stark, während jüngere Menschen sich noch leichter anpassen können und für Rentner diese Anpassung nicht mehr von derart vitaler Bedeutung ist, weil ihre Einkommenssituation nicht mehr vom Arbeitsmarkt abhängig ist (Riedmüller 1994, 84) – ohnehin gehören sie ja durch die Anpassung der Renten ans Westniveau klar zu den Wendegewinnern (Geißler 2006, 225). Es wird also ein sozialer Ausschnitt gewählt, der immerhin mit gewissen Einschränkungen repräsentativ und signifikant für den spezifischen Problemgehalt der Gegenwart ist.


Entsprechend spielt auch die soziale Mobilität in die höheren und höchsten Gesellschaftsschichten im Roman keine Rolle.
Die wirklichen Gewinner der Wende erscheinen nur am Rande – Nelson tritt nur ein Mal auf, Neugebauer erscheint lediglich als Gesprächsgegenstand. Die „partielle westdeutsche Über
tsichtung Ostdeutschlands“ mit Führungskräften in Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung und Politik (Geißler 2006, 135) wird durch die Figur Harry Nelsons kaum angedeutet. Diese soziale Selektivität ist möglicherweise auch Ausdruck einer Konkurrenz und funktionalen Differenzie-
rung in den Medien: Politiker, Verbandsfunktionäre, Unternehmer bzw. höhere Manager sind in den Massenmedien ohnehin schon präsent (wie der Fall Harry Nelsons zeigt), und auch die Un-
terschichten sind als ›Problemgruppe‹ regelmäßig Gegenstand öffentlicher Berichterstattung; die ›normalen‹ Durchschnittsmenschen hingegen werden vom massenmedialen Raster des Unge-
wohnlchen und Abweichenden nicht erfasst und eignen sich gerade deshalb für ein Medium, das seine Funktionen auch sonst dort findet, wo Presse, Rundfunk und Fernsehen trotz ihrer dominie-
renden Position in der Öffentlichkeit ihre Grenzen finden.

Kleine und mittlere Unternehmer wie die Chefs der beiden lokalen Anzeigenblätter und
der Taxiunternehmer Raffael repräsentieren den ›Gründerboom‹ nach der Wende (Woderich 1995, 163; Geißler 2006, 148); ihre Berücksichtigung anstelle von Großunternehmern entspricht einer statistisch verbürgten ›Umkehrung‹ des Verhältnisses von Groß- und Kleinbetrieben in Ost-
deutschland im Verlaufe des Transformationsprozesses, an dem auch der Zusammenbruch oder die Zerschlagung der ehemaligen Kombinate durch die Treuhand maßgeblich beteiligt war (Sackmann 2000a, 50). Dass der Sprung in die Selbständigkeit für die ›Neulinge‹ oft mit erhebli-
chen Schwierigkeiten verbunden war (Geißler 2006, 149ff; Woderich 995, 163 u. 173ff), findet

97 Immerhin entspricht die Gestaltung dieser wenigen Nebenfiguren der Erkenntnis, dass die Wirtschafts- und Machtelite von heute keine „Leisure-Class der feinen Leute“ (Veblen 1899) ist, sondern eher eine rastlose Gruppe von außerordentlich leistungsbezogenen Menschen (Geißler 2006, 126f).
98 40% der Spitzenpositionen waren 1995 von „Westimporten“ besetzt – im Militär 100%, in der Wirtschaft 88%, in Verwaltung und Justiz 87%, in den Gewerkschaften 80%, in der Wissenschaft 50%, aber in der Politik nur 13% (Geißler a.a.O.).
99 Das würde auch erklären, warum in Schulzes Roman – wie (mit Ausnahme der Popliteratur) in der Gegenwartslite-
ratur insgesamt – Prominente aus Kultur und Medien keinerlei Rolle spielen.
ebenfalls seinen Niederschlag im Roman: Die Unternehmerfiguren sind hoch verschuldet, operieren oft am Rande des Bankrots und haben es so noch nicht zu repräsentativem Wohlstand gebracht, auch wenn sich kulturelles und soziales Kapital wie beim „Dispatcher“ Raffael und dem Funktionär Neugebauer als anschlussfähig erwies. Für den Hausbesitzer Thomas Steuber ist der neue BMW ein großes Ereignis, und auch der Lokalpolitiker Frank Holitzschek von den Grünen ist trotz gewisser Privilegien und respektablen Wohlstandes eher ein „kleines Licht“.

Das Auftreten moderner „postsozialistischer“ Großagrarier und Agrarmanager in der ostdeutschen Landwirtschaft (Geißler 2006, 159) bleibt hingegen ganz außerhalb der Romandarstellung. Ansonsten dominiieren die Angestelltenberufe im Dienstleistungsbereich: Lehrer, Journalisten und ein Fotograf, eine Neurologin, eine lokale Museumsdirektorin und eine Tierpräparatorin, Sekretärinnen, eine Buchhalterin, ein Vertreter und eine Schwesternschülerin – die weiblichen Figuren sind durchaus nicht mehrheitlich auf typische Frauenberufe verteilt, wie dies der Sozialstatistik entspräche (a.a.O., 304ff), und sie kommen mit der Museumsdirektorin Hanni und der Neurologin Dr. Holitzschek weit über dem realen Anteil auch in Führungspositionen vor. Arbeiter und Bauern fehlen gänzlich; auch Angestellte von Großbetrieben der Landwirtschaft und der produzierenden Industrie geraten nicht in den Blick, so dass das gesamte Spektrum technisch-mathematisch-naturwissenschaftlicher Professionen mit ihrer spezifischen Rationalität außerhalb der Darstellung bleibt, obwohl die industriellen Betriebe Altenburgs durchaus erwähnt werden: Schon im zweiten Kapitel ist beiläufig vom „Waggonbau“ die Rede (SiSt 28), es gibt eine „Fabrikstraße“ (SiSt 29) und die berühmte Spielkartenfabrik (SiSt 51); außerdem fährt Edgar Körner

---

100 Er fliegt mit seiner Frau über Weihnachten zwei Wochen nach Teneriffa (SiSt 89), und die beiden machen lange Reisen bis nach Australien, weil er in einem Spezialprogramm für junge Parlamentarier ist. Sie wohnen in einer von einem Makler vermittelten Wohnung mit Aussicht und ohne Verkehrslärm, aber zu einem eigenen Haus reicht es auch nicht, und Barbara macht sich über die übertriebenen Vorstellungen Hannis von dem Wohlstand und Prestige eines Parlamentariers lustig (SiSt 88).

101 Hanni ist zwar Biologin, aber ihre Arbeit als Direktorin des Naturkundemuseums bezieht sich eher auf die Organisation von Wissensvermittlung. Ähnliches gilt für den „handwerklichen“ Beruf der Tierpräparatorin Lydia.
„Altenburger Essig und Senf für die Lidl-Märkte“ bis nach Frankreich (SiSt 206). Eine Ausnahme ist lediglich Renate Meurer, die zu DDR-Zeiten als Statistikerin in einer Textilfabrik beschäftigt war – und vielleicht der Kubaner Orlando, der mit seinem Diplom in Maschinenbau allerdings keine Stelle bekommt.


Gruppen hindurch betonen. Dass auch Figuren aus der staatlichen Verwaltung sowie aus dem Bank- und Versicherungswesen fehlen, kann man zwar unter Umständen mit deren gesicherter, also unproblematischer Position erklären, es führt jedoch dazu, dass in beruflicher Hinsicht von einer Repräsentativität des Figurenpersonals nicht mehr gesprochen werden kann.\footnote{So bleibt etwa die partielle westdeutsche Überschichtung auch in diesem Bereich (Geißler 2006, 185) unsichtbar.}


Während manche dieser Figuren der offiziellen Definition zufolge durchaus unter die Armutsgrenze fallen dürften – ein Schicksal, das erwiesen ermaßen deutlich zuge nommen hat (Heinze 1998, 160ff; Geißler 2006, 205f, 215f u. 225f; Andreß und Kronauer 2006, 44ff) –, bleiben
Armut im engeren Sinne und Obdachlosigkeit, deren Zunahme gleichfalls erwiesen ist (Geißler 2006, 211, 215 u. 225f), im Roman ein fernes Schreckensbild am Horizont – etwa in Gestalt der im Ort untergebrachten bosnischen Flüchtlinge, in Gestalt des zuckerstehlenden Münchner Bettlers (SiSt 102f) oder des früheren Studienkollegen, der nach seiner Entlassung dem Alkohol verfällt und in einem entmieteten Haus wohnt (SiSt 214f). Wichtiger aber ist, dass auch die zumindest vorläufig den ›Wendeverlierern‹ zuzurechnenden Figuren in Habitus und Bildungsstand – soweit erkennbar – allesamt nicht wirklich zu den dauerhaft unterprivilegierten Schichten zählen, sondern trotz ihrer beruflichen Situation im Hinblick auf ihr kulturelles und soziales Kapital eigentlich ebenfalls zur gesellschaftlichen Mitte gehören. Dieses Kapital hat durch den wirtschaftlichen Systemwechsel und seine krisenhaften Aspekte zwar eine drastische Entwertung auf dem Arbeitsmarkt erfahren, doch geht diese Entwertung nicht so weit, dass für die Figuren von einer dauerhaften sozialen Deprivation ausgegangen werden müsste; vielmehr bestätigen sie den Trend zu einer stärkeren Fluktuation über die Grenzen der Armut (Geißler 2006, 214ff u. 225f).


Dennoch sind Klassenverhältnisse oder gar -gegensätze innerhalb des mittelständischen Figurenspektrums schon wegen des Fehlens von Arbeitern nicht wahrnehmbar: Zwar gibt es durchaus, wie wir noch sehen werden, Interessengegensätze zwischen Unternehmern und ihren Angestellten, aber diese führen nirgendwo im Roman zu einem ökonomischen und sozialen, geschweige denn politischen Gruppenbewusstsein mit entsprechend solidarischem Verhalten und kultureller Identität. Die mittelständischen Unternehmer spielen zwar gelegentlich ihre ökonomische Macht aus, verwenden ihr Kapital jedoch auffallend selten zur sozialen Distinktion, sondern sind im Gegenteil deutlich bestrebt, den Unterschied der sozialen Lage zu überspielen und mit ihren Angestellten auf gleicher Ebene zu verkehren – wie der Zeitungschef Christian Beyer, der zwar de facto alle Entscheidungen selbst fällt und die Journalistin Danny ökonomisch unter Druck setzt, dies aber in der Rolle des vaterlichen Freundes tut, seine Angestellte duzt, am Abend mit ihr ein Bier trinken und überhaupt immer „Kumpel sein“ will (SiSt 32). Auch die Museumsdirektorin Hanni bemüht sich um eine geradezu körperliche Nähe zu ihrer Angestellten Lydia. Der andere Zeitungschef Kuzinski versucht (wie sein Verhalten auf einer Betriebsfeier zeigt),
seine Angestellten an Kleinbürgerlichkeit zu übertreffen (SiSt 244f), und der grüne Politiker nimmt an Veranstaltungen in bayerischer Trachtenkleidung teil (SiSt 145).


\[104\] Diese Modifizierung geht aber so weit über den Marxschen Klassenbegriff hinaus, dass man ihn eben so gut fallen lassen kann. Vesters Abgrenzung von Beck beruht denn auch in vielem auf einer sehr selektiven Lektüre.


Als weitere Ursachen für die Auflösung der industriellen Großgruppengesellschaft wird in der Fachliteratur das Verschwinden traditioneller Formen kollektiver Selbsterfahrung identifiziert: Der räumliche Zusammenhang des Wohn- und Arbeitsbereiches, die gemeinsame Betroffenheit durch Notlagen und die Ähnlichkeit der Arbeitserfahrung sind zerfallen (G. Schulze 1993, 410; Beck 1986, 124f, 131, 137f), und die milieuspezifischen kulturellen Überlieferungen – ihrerseits Bedingungen lebensweltlicher Kommunikation – lösen sich nicht nur deshalb, sondern auch unter dem Einfluss einer kommerzialisierten Massenkultur auf (Honneth 1994,12ff). Diese Umstände werden zwar nicht unmittelbar mimetisch dargestellt, drücken sich aber formal in der kleinteiligen, in vielerlei Perspektiven zerfallenen Darstellungsweise von Simple Storys aus – und ebenso im Misslingen einzelner Versuche, die Erfahrungen des gesellschaftlichen Umbruchs auf einer generalisierenden Ebene zu kommunizieren: Hannis Nachwendeerfahrungen finden in ihrem nächtlichen Telefonat mit Barbara Holitzschek ebenso wenig Bestätigung wie Renate Meu-


Auch der Bildungsgrad, im Schichtenmodell ein Hauptkriterium sozialer Distinktion, bildet in Schulzes Roman weder einen deutlich verhaltensbestimmenden Faktor noch ein klares Selektionskriterium für soziale Beziehungen. Zwar zeigt sich bei näherem Hinsehen im Widerspruch zur betonten Durchschnittlichkeit des Romanpersonals ein ungewöhnlich hoher Bildungsstand, denn bei zehn der zwanzig wichtigeren Figuren ist ein Universitätsabschluss entweder im Text nachweisbar oder kann doch aufgrund der beruflichen Position als sicher vorausgesetzt werden – ein Anteil von 50% gegenüber den real etwa 10% (Geißler 2006, 276). Diese Selektivität der Romandarstellung ist in der Tat bemerkenswert; sie wird jedoch in ihrer Bedeutung dadurch erheblich gemindert, dass kaum eine der Akademiker-Figuren einen intellektuellen Habitus erkennen lässt, ja dass der hohe Bildungsabschluss das Verhalten, die Äußerungen und die Interes-

sen der Figuren überhaupt auffallend wenig prägt – ein Phänomen, das noch aus der DDR-Gesellschaft stammt: Der studierte Martin Meurer gerät am Ende an die Schwesternschülerin Jenny, die studierte Museumsdirektorin Hanni klagt ihr privates Leid der Sekretärin Marianne Schubert und heiratet schließlich Martins Bruder Pit Meurer, dessen Bildungsgrad im Dunkeln bleibt. Was die Figuren sagen und denken, scheint von ihrem Bildungsstand unabhängig zu sein: Der Lehrer Ernst Meurer zeigt ausländerfeindliche Tendenzen und ergötzt sich an deutschen Automarken, sein Kollege Peter Bertram schreibt pornographische Trivialliteratur und der Ex-Lehrer und Museumspädagoge Dieter Schubert liest sie; die beiden letzteren verbringen ihre Freizeit zusammen beim Angeln (einem typischen Arbeiter- und Kleinbürgersport\textsuperscript{109}). Der scheinbar unqualifizierte Edgar Körner dagegen versucht sich während seiner Arbeitslosigkeit an Störgs \textit{Kleine Weltgeschichte der Philosophie} sowie an Musils \textit{Mann ohne Eigenschaften} und will Englisch lernen (SiSt 205), obwohl er Dannys psychologische Interessen (Alice Miller und C. G. Jung) kurz zuvor noch in einem typisch antiintellektuellen Affekt als „Hokuspokus“, „Schwachsinn“ und „Blödsinn“ bezeichnet und Tinos Verhaltensauffälligkeit in pädagogischer Ignoranz darauf zurückführt, dass er „nach Strich und Faden verwöhnt“ wurde (SiSt 198f, 201). Die pädagogisch sehr bewusste, politisch engagierte und psychologisch interessierte Danny wiederum plappert unternehmerische Propaganda-Vorurteile gegenüber deutschen Arbeitern nach und stempelt ihre Konkurrentin Lydia umstandslos als verrückt ab (SiSt 200 u. 279f). Ansonsten sind kulturelle Indikatoren des Bildungsniveaus kaum zu finden, auch die Sprache bildet keinen deutlichen Indikator, ist die Verwendung von Jargon doch meist eher situativ bestimmt bzw. bewusst rollenhaft wie in „Die Killer“.

Diese Tendenz der Darstellung ist gleichfalls ganz im Einklang mit Becks Diagnose des „Fahrstuhleffekts“, durch den die sozial strukturierende Bedeutung von Einkommen, Beruf und

\textsuperscript{109} Vgl. Bourdieu 1987, 212f.

Bei aller Nähe zu jüngeren Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung blendet die mangelnde soziale Diversität des Romanpersonals allerdings weitgehend aus, dass trotz aller Tendenzen zur Auflösung gesellschaftlicher Großgruppen und ihrer Subkulturen kollektive vertikale Ungleichheiten in nicht zu unterschätzendem Maße fortbestehen, ja sogar zugenommen haben, indem weiterhin Einkommen, Bildung und soziale Herkunft stark miteinander korrelieren: Nicht nur differieren die Lebenschancen und Risiken (einschließlich der Mobilitätsmuster) weiterhin deutlich nach der Verteilung dieser Güter, sondern auch die neuen Milieudifferenzierungen, indem die Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse vornehmlich ein Phänomen der gebildeten Mittel- und Oberschichten sind – Unterschiede, die durch spezifische Erziehungsstile, Sozialisations- und Heiratsmuster sowie ein sozial selezierendes Bildungssystem perpetuiert werden (Geißler 2006, 116f). Jedenfalls sind die Verhältnisse von Chancengleichheit noch weit entfernt (Geißler 1992, 222-235; 2006, 284f), beträchtliche Mobilitätsbarrieren bestehen weiterhin (Geißler 1992, 202ff; 2006, 269) und es ist erwiesen, dass nach wie vor eine stabile und durchgängige vertikale Ordnung von Berufen nach ihrem Prestige existiert (Mayer 1987, 378), auch wenn ihr Aufmerksamkeitswert als Bezugspunkt der sozialen Wahrnehmung zurückgeht und sei-


Dennoch sind Strukturmodelle, welche dieser horizontalen Differenzierung Rechnung tragen, auf die Darstellung der Gesellschaft in Simple Storys nur schwer anwendbar. Pierre Bourdie-
eigenverantwortliche bis experimentelle Typen, die in etwa der Differenzierung nach Kapitalsorten und nach Altersgruppen parallel liegen soll (Vester 1995, 15; Vester et al. 2001, 26f, 43f).


Die ost-spezifischen Milieus des Sinus-Modells sind eigentlich nur durch Ernst Meurer vertreten: Er kann mit einiger Sicherheit dem bürgerlich-humanistischen Milieu zugerechnet werden, denn er zeigt während der Wende eine eindeutig konservative Grundorientierung und gehört als Lehrer klar zum Bildungsbürgertum, auch wenn dies in seinem Verhalten kaum zum Ausdruck kommt – möglicherweise liegt dies daran, dass er (wie viele seiner Kollegen) als Aufsteiger in dieses Milieu gelangt ist (Geißler 1992, 226ff).¹¹⁰ Die bei ihm begegnende Dominanz von Pflicht- und Akzeptanzwerten¹¹¹ gegenüber den Selbstentfaltungswerten¹¹² macht ihn zu ei-

¹¹¹ Das sind mit Bezug auf die Gesellschaft Disziplin, Gehorsam, Pflichterfüllung und Treue, mit Bezug auf das individuelle Selbst Unterordnung, Fleiß, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung, Anpassungsbereitschaft, Pünktlichkeit, Fügsamkeit und Enthaltsamkeit (Klages 1984).
¹¹² Mit Bezug auf die Gesellschaft: Emanzipation, Gleichbehandlung, Gleichheit, Demokratie, Partizipation und Autonomie. Mit Bezug auf das individuelle Selbst: Hedonismus (Genuss, Abenteuer, Spannung, Abwechslung,
nem jener „ordnungsliebenden Konventionalisten“, wie sie sonst hauptsächlich unter den Älteren und schlecht Ausgebildeten vorkommen (Klages und Gensicke 2005, 288f). Wahrscheinlich gehört er zu jenen Teilen der Arbeierschaft oder des Kleinbürgertums, die (um den Preis einer Anpassung an den SED-Machtapparat) durch die massiven Egalisierungsbestrebungen der DDR-Bildungs-politik zu ihrer einflussreichen gesellschaftlichen Position gekommen sind (Geißler a.a.O.). Obgleich er als Schulleiter an untergeordneter Stelle auch zum ›abgewickelten‹ Führungskader in Partei, Verwaltung und Kultur gehört, eine deutlich autoritäre, hierarchiegebundene Haltung zeigt und den humanistischen Traditionen von Toleranz und Menschenwürde ebenso fern steht wie der ehemaligen intellektuellen Opposition, unterscheidet er sich vom „DDR-verwurzelten Milieu“ doch dadurch, dass er während der Auseinandersetzungen um seine Person im Gegensatz zu seinen Vorgesetzten die alten protestantischen Tugenden hochhält (Vester 1995, 49; Vester et al. 2001, 530f): Er steht zu dem, was er zu DDR-Zeiten getan hat, erwartet Loyalität von seinen ehemaligen Vorgesetzten in der Partei und kündigt von selbst, als er von ihnen keine Rückendeckung erhält – und all das, obwohl es im Hinblick auf seine persönlichen (materiellen) Interessen höchst disfunktional ist (SiSt 224f) und die Funktionseliten im Schulwesen ansonsten nicht unter besonderem Entlassungsdruck standen (Vester et. al. 2001, 528; Geißler 2006, 184).113

Im Grunde hält er trotz seiner sozialen Deklassierung am Oberklassenhabitus des „Arrivierten“ fest, ja verstärkt sogar unter dem Druck des objektiven Abstiegss seinen subjektiven „Stolz“ und seine „Empfindlichkeit“ gegenüber jeder symbolischen Anerkennung von Statusverlust – deshalb ist er auch nicht bereit, als Nachhilfelehrer zu arbeiten. Sein konservativer und rigider Habitus kollidiert mit einer historischen Situation, die gerade besondere Flexibilität erfordert – ein Wider-

Ausleben emotionaler Bedürfnisse) und Individualismus (Kreativität, Spontaneität, Selbstverwirklichung, Ungebundenheit, Eigenständigkeit) (Klages 1984).

113 Unter den Angehörigen des „DDR-verwurzelten Milieus“ dominieren dagegen die „technokratischen Funktionseliten“, die nach 1989 größtenteils zur Mitarbeit am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbau bereit gewesen wären und sich erst durch ihren Ausschluss von diesem Prozess aus Enttäuschung auf die DDR zurückbesannen (Vester et al. 2001, 529).
spruch, der diese Gruppe auch in Westdeutschland zu Verlierern des beschleunigten gesellschaftlichen Wandels macht. Die dadurch ausgelöste Status-Verunsicherung weist ihn als einen der 16% „perspektivlos Resignierten“ aus (Klages 2001, 10); sie zeigt sich an seinem ängstlichen Rückzug ins Private und die zunehmend aggressive Ausgrenzung der als Bedrohung wahrgenommenen gesellschaftlichen Realität – zunächst in vereinzelten xenophoben Aggressionen gegen „die Rumänen“ (SiSt 72), schließlich in der bewaffneten Verteidigung seiner ›Ruhe‹ gegen die Nachbarn (SiSt 230).

Seine Frau Renate ist sicherlich im oberen Teil des traditionellen bürgerlichen Milieus mit seiner konservativen Orientierung verwurzelt, tendiert in ihrer pragmatischen Einstellung auf die neuen materiellen Verhältnisse hingegen mehr zum „modernen bürgerlichen Milieu“, das – in Übereinstimmung mit dem entsprechenden Westmilieu – zwar nach einem harmonischen, behüteten Leben in gesicherten Verhältnissen strebt, aber dabei zunehmend auf das persönliche Glück und eine gewisse Lebensintensität achtet sowie beruflich flexibel und mobil ist (Geißler 2004, 72). Frühe Heirat und frühe Kinder bei bald fortgesetzter Berufstätigkeit entsprechen den Konventionen der sechziger Jahre und den institutionellen Bedingungen der DDR (Geißler 1992, 253f, 259f, 266f); schon die Entscheidung, nicht ihrem ersten Mann in den Westen zu folgen, stellt die private Stabilität über die Einschränkung der politischen Freiheit und die limitierten Konsummöglichkeiten, und ihr schnelles Eingehen einer zweiten Ehe mit Ernst Meurer zeigt nochmals die Bereitschaft, für einen „guten Mann“ mit Familiensinn den Preis politischer Konformität und materieller Genügsamkeit zu zahlen. Die Loyalität zu ihrem Mann während der Wende ist noch Ausdruck ihres Konservatismus; ihre pragmatische Bereitschaft, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, zeigt jedoch die Abhängigkeit dieser konservativen Loyalität vom Primat einer gesicherten sozialen Position; sie hat entsprechend genau dort ihre Grenze, wo Ernst Meurer zur Bedrohung für das harmonische, behütete Leben in stabilen Verhältnissen wird. Im-
merhin geht ihr pragmatischer Opportunismus nicht so weit, die Legitimität des neuen Systems fraglos anzuerkennen; ihre kritische Haltung ist jedoch nur bedingt ein Zuwachs an geistiger Autonomie, zeigt sie doch eine Affinität zum offiziellen Legitimationsdiskurs der DDR. Dennoch tendiert sie als Wertetypus deutlich zu den „aktiven Realisten“, die aufgrund einer Synthese von Pflicht- und Konventionswerten mit idealistisch-kreativen und hedonistisch-materiellen Werten die nötige Persönlichkeitsstärke besitzen (Klages und Gensicke 2005, 291), um

auf verschiedenste Herausforderungen »pragmatisch« zu reagieren, gleichzeitig aber auch mit starker Erfolgsorientierung ein hohes Niveau an »rationaler« Eigenaktivität und Eigenverantwortung zu erreichen. Sie sind auf eine konstruktiv-kritikfähige und flexible Weise institutionenorientiert und haben verhältnismäßig wenige Schwierigkeiten, sich in einer von schnellem Wandel geprägten Gesellschaft zielbewusst und mit hoher Selbstsicherheit zu bewegen. (Klages 2001, 10)

Insgesamt zeigt sich jedoch schon hier, dass Ingo Schulzes Figurenzeichnung weniger das sozial Typische hervorhebt als vielmehr das Individuelle und vor allem die inneren Brüche, Widersprüche und Spannungsverhältnisse – Charakterzüge, die tatsächlich durch die besondere Situation des abrupten gesellschaftlichen Wandels bei vielen verstärkt worden sind.

Der Lehrer Peter Bertram ist dagegen trotz seines Bildungsstandes und seiner früheren Funktion im Machtapparat der DDR weder im bürgerlich-humanistischen Milieu noch im ehemals staatstragenden Funktionärsmilieu verwurzelt; obwohl er seine einstige Tätigkeit bei den Grenztruppen verteidigt, stützt er sich dabei doch lediglich auf den allgemeinen Konformismus, weicht einer echten Diskussion seiner Vergangenheit aus und zeigt im Übrigen eine pragmatische Anpassungsbereitschaft an die neuen Verhältnisse, ohne der DDR (wenigstens scheinbar) eine Sekunde nachzutrauen. Seine Ambitionen als Hobbyautor wurzeln zwar in seinem hohen kulturellen Kapital, doch seine Bereitschaft zur restlosen Marktkonformität negiert ebenso wie deren Kombination mit sexuellen Gewaltphantasien nachdrücklich jede Gemeinsamkeit mit dem Bil-


Die Einordnung einer so wichtigen Figur wie Ernst Meurers Gegenspieler Dieter Schubert ist dagegen wiederum nicht leicht: Als früherer Kunstlehrer und späterer Museumspädagoge ge-

hört er ebenfalls zum Bildungsbürgertum und zeigt dessen Tendenz zur kulturellen Distinktion auf dem „Assisi-Trip“ des ersten Kapitels in geradezu satirisch verzerrter Penetranz (SiSt 16 f. u. 223) – eine Penetranz, die in ihrer Verbindung mit einem übertriebenen Geltungsbedürfnis darauf hindeutet, dass auch er wie viele seiner Generation in dieses Milieu erst aufgestiegen ist (Geißler 2006, 288). Anders als die breite Mehrheit der „sozialistischen Intelligenz“ mit ihrer besonderen SED-Loyalität (a.a.O., 181) ist er jedoch durch seine öffentliche Disziplinierung in eine Opposition zum DDR-Staat getrieben worden, die ihn die Wende begrüßen lässt und ihm eine gewisse kritisch-intellektuelle Haltung – auch gegenüber dem Westen – verleiht. Hohe Konsumstandards und ehrgeizige Karriereziele scheinen keine große Rolle für ihn zu spielen, aber all diese Züge sind sicherlich nicht ausgeprägt genug, um ihn zum linksintellektuell-alternativen Milieu mit seinen postmateriellen Ansprüchen zählen zu können. Seine Opposition wurzelt vor allem in der Verletzung seines Selbstwertgefühls, hängt außer mit seiner Relegation auch mit seinem minderwertigen Glasauge und seinem Spitznamen zusammen (SiSt 165), ist entsprechend eng verbunden mit seinem starken Selbstdarstellungsbedürfnis und bleibt in ambivalenter Weise an opportunistische Tendenzen gekoppelt, wie seine vorübergehende DSU-Mitgliedschaft115 und seine Bemühungen um Anerkennung als ›Opfer der SED-Diktatur‹ zeigen. Im Grunde ist seine soziale Position wohl nur daraus zu verstehen, dass seine ausgeprägte Anpassungs- und Leistungsbereitschaft (als Charakterzüge von „aktiven Realisten“) sowohl vom DDR-Staat als auch vom westdeutschen System zurückgewiesen worden ist. Nur deshalb zieht er sich in ein berentetes Opferdasein zurück. Dieser Opportunismus sowie sein schuldbewusster Hang zur Pornographie, seine Doppelmoral und seine leistungsorientierten Freizeitaktivitäten (Bergsteigen, Joggen, Sportangeln) sprechen jedenfalls eher für kleinbürgerliche, autoritäre, hierarchiegebundene und leistungs-

sorierte Einstellungen, die er möglicherweise als Aufsteiger aus einem entsprechenden Herkunftsmilieu mitgebracht hat – jedenfalls deutet seine Teilnahme an der Abendschule und einem „Zeichenzirkel“ (SiSt 165) darauf hin, dass er die Zugangsberechtigung zum Lehramtsstudium über den zweiten Bildungswege erworben hat. Dennoch lässt er kein ausgeprägtes Interesse an einer Geborgenheit und Sicherheit in Heim und Familie erkennen, sondern ist von einem (für ›Entwurzelte‹ typischen) Hunger nach neuen Erfahrungen und einem unbefriedigten Bedürfnis nach Sinn getrieben.

Seine Frau Marianne weist allerdings keine bildungsbürgerlichen Züge auf, was auch die Zugehörigkeit ihres Mannes relativiert – dass auf ihrer Couch die Zeitschriften „Burda“ und „TV-Spielfilm“ sowie ein Bibliotheksbuch liegen (SiSt 250), spricht ebenso wie ihre Lektüre von Horoskopen (SiSt 141) eher für einen begrenzten Bildungsgrad. Ansonsten bietet Marianne Schubert ebenfalls ein ambivalentes Bild: Einerseits zeigt sie die entschiedene Selbstbehauptungs- und Tatkraft einer „aktiven Realistin“, andererseits kann sie diese nur mit Mühe und mit Hilfe zwanghafter Verhaltensweisen aufrechterhalten. Sie hält sich souverän aggressive Anzeigenakquisiteure vom Leib (Kap. 12), entlarvt kühl die Doppelmoral ihres Mannes (Kap. 13) und rettet Hanni in einem Akt ‚weiblicher Solidarität‘ bravourös aus einer gefährlichen Situation, so dass man sie als „Amazone“ bezeichnet (Kap. 24) – da sie sich der Museumsdirektorin nicht innerlich verbunden fühlt, stehen dahinter wohl Elemente einer Pflichtethik. Andererseits hört man von ihr sozialdarwinistische Äußerungen (SiSt 26), ihre zwanghafte Beschäftigung mit Haushaltstätigkeiten weist auf ein starkes Ordnungs- und Sauberkeitsbedürfnis und sie kann die Nähe anderer Menschen ebenso schwer zulassen wie die Infragestellung ihrer häuslichen Lebenswelt (sei es durch ihre Krankheit oder die Eröffnungen Jennys über ihren Mann) – Bedrohungen und Ängste, die sie nach außen projiziert und mit allen, auch aggressiven Mitteln auf Distanz zu halten versucht (ihr gescheiterter Antrag auf einen Waffenschein spricht hier Bände und zeugt zugleich für ein gehö-
riges Maß an Naivität). Obwohl keine ausgeprägte materialistische Orientierung zu erkennen ist, spricht all dies für eine Zugehörigkeit zum traditionell-kleinbürgerlichen Milieu (Vester 1995, 50). Wie ihr Mann gehört sie jedenfalls sicher nicht zu den ost-spezifischen bzw. DDR-nostalgischen Milieus, zählt sich aber dennoch zu den Wendeverlierern; da ihr Bedürfnis nach einem konventionellen bürgerlichen Leben in gesicherten Verhältnissen enttäuscht worden ist, beweist sie im Vergleich zu Renate Meurer eine eher resignativ-pessimistische Einstellung.¹¹⁶

Eindeutiger dem linksintellektuell-alternativen Milieu zuzuordnen ist die Journalistin Danny, die in ihrem Beruf ein hohes Maß an gesellschaftskritisch-aufklärerischem Idealismus demonstriert, jenseits materieller oder karrierefokussierter Motive (SiSt 278) ein weit überdurchschnittliches Arbeitsethos erkennen lässt und dabei sogar ihr Privatleben vernachlässigt (SiSt 30ff); der Beruf ist für sie offenkundig in erster Linie ein Feld der Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentfaltung, ein asketischer Habitus und postmaterielle Werte sind unübersehbar (vgl. Vester 1995, 48; Vester et al. 2001, 531f) – dafür spricht auch ihr starkes Streben nach Unabhängigkeit und Authentizität, wie es in der kontroversen Auseinandersetzung mit ihrem Chef und in ihrer Entlarvung Peter Bertrams zum Ausdruck kommt. Ebenso zeigt dies der Umstand, dass sie als einzige Figur in Alltagsästhetik und Lebensstil ein gewisses Selbstdarstellungs-, Originalitäts- und Distinktionsstreben beweist: Sie fährt einen alten amerikanischen Straßenkreuzer, schneidet sich die Haare kurz und praktiziert »männliche« Trinksitten (SiSt 197, 200). Sie beansprucht als Frau Gleichberechtigung mit Männern ohne Aufgabe ihrer weiblichen Identität, pocht auf ihre Qualifikation (SiSt 277) und betreibt eine pädagogisch bewusste Erziehung ihres Neffen zur Selbständigkeist. Zudem beschäftigt sie sich privat mit Psychologie und lässt in Bezug auf den Bürgerkrieg in Jugoslawien eine konsequent pazifistische Oppositionshaltung erkennen (SiSt 198

u. 203) – selbst im Privatleben weist sie politischen Überzeugungen und konsequenten Werthaltungen eine entscheidende Rolle zu.\textsuperscript{117} Offenbar hat sie 1989 zur aktiven Opposition gehört.\textsuperscript{118} Dass sie Maria Callas über Walkman hört (SiSt 204), verbindet das Interesse an der Hochkultur mit einer Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Medien, und ihr Auto signalisiert sicherlich auch eine Nähe zur Popkultur. Ihr intellektueller Habitus und die entsprechende Werthaltung sind allerdings keineswegs ungebunden: Ihr idealistisch-asketisches Arbeitsethos ist anfällig gegenüber Sinnkrisen (SiSt 38), ihr politisch-moralischer Rigorismus kann Kritik nur schwer ertragen (SiSt 202f), weist – etwa in der Frage der Beschäftigung von Immigrantinnen als Putzfrauen – gewisse Inkonsequenzen auf (SiSt 276) und ist schnell bereit, Rivalinnen mit übler Nachrede zu bekämpfen (SiSt 279). Dennoch tendiert sie von allen Figuren am ehesten zum Typus der „nonkonformen Idealistin“, denn gerade die Angehörigen dieser Gruppe „sind zwar verbale Fortschrittsbejaher, stehen [jedoch] wegen ihrer oft ideologisch geprägten Sichtweise der Realität der Modernisierung frustrationsanfällig gegenüber“ (Klages 2001, 10).\textsuperscript{119}

Auch den Bildhauer Tom und seine Frau, die Musikerin Billi, kann man mit einiger Sicherheit dem intellektuellen Milieu zurechnen, hier mit künstlerischem Einschlag: Tom bekommt zum Geburtstag kunsthistorische Bildbände geschenkt (SiSt 63), und das Paar zeigt ein reflektiert-fortschrittliches Erziehungsverhalten (SiSt 198). Dennoch betont der Roman auch bei ihnen nicht so sehr die Konsistenz als vielmehr die Brüche und das individuell Besondere: Tom spielt das Künstlerisch-Intellektuelle in Richtung des Handwerklichen herunter, die Partykonversation ist recht anspruchslos und die sportlichen Interessen sind betont volkstümlich (Kap. 6). Obwohl

\textsuperscript{117} So fühlt sie sich von dem Fotografen Patrick verraten, als dieser sich der Anweisung Beyers nicht widersetzt, vorsichtshalber auf eine namentliche Kennzeichnung seiner Bilder über rechte Gewalt zu verzichten (SiSt 277).

\textsuperscript{118} Darauf verweist ihre Bemerkung zu Edgar Körner SiSt 203.

\textsuperscript{119} Der Begriff „ideologisch“ spiegelt hier eine negative Wertung des Autors und dessen Orientierung an einem nicht weniger „ideologischen“ Mainstream-Realismus wider. Er wäre daher besser durch den Begriff „idealistisch“ zu ersetzen, wenn damit jenseits aller philosophischen Terminologie eine Werthaltung gemeint ist, die an Werten und Ideen auch gegen den Widerstand ihrer mangelnden Realisierbarkeit festhält.

Zum intellektuell-künstlerischen Milieu, wenngleich auf sozial deklassierter Ebene, gehört auch der Möchtemeister-Schriftsteller Enrico Friedrich, und auch er zelebriert jene ostentative Unabhängigkeit vom ökonomischen Feld, die gerade durch die Betonung rein künstlerischer Motive und Maßstäbe langfristig auch auf einen ökonomischen Erfolg spekuliert – eine Strategie, die in seinem Fall allerdings allzu durchsichtig und zugleich völlig illusionär ist. Sein betonter Individualismus, sein unbeugsamer Idealismus und seine leidenschaftliche, wenn nicht manische Fixierung auf das Schreiben entspricht der ›heroischen‹ Tradition der Avantgarde, ist jedoch allem Anschein nach auf tragische Weise mit kreativer Impotenz gepaart und erschöpft sich daher in einer bloßen Pose, in der Weltfremdheit fließend in Wirklichkeitsverlust übergeht. In Bezug auf Klages’ Typologie haben wir hier eine ins Wahnhaft übersteigerte Variante des „nonkonformen Idealisten“ vor uns (Klages 2001, 10). Sie kontrastiert zudem in eigentümlicher Weise mit seiner eher proletarischen Ausdrucksweise (SiSt 188ff) – vielleicht liegt in einer entsprechenden Herkunft und ihrer notorisch mangelhaften Ausstattung mit psychosozialem Kapital eine Wurzel dafür, dass er den hohen psychischen Anforderungen der Künstlerexistenz nicht gewachsen ist.
Frank Holitzschek dürfte als Grünen-Politiker gleichfalls noch ins linksintellektuelle-alternative Milieu gehören, obwohl er als Landtagsabgeordneter zur neuen politischen Elite zählt und bereits deutliche Züge arrivierter Bürgerlichkeit zeigt, die eher in den modernen Mainstream des „adaptiven Milieus“ verweisen (Geißler 2004, 72f). Besonders gut passt er in Vesters „Liberal-intellektuelles Milieu“, in dem sich „ein hohes Arbeits- und Kulturethos“ mit „postmaterialistischen Werten und mit sozialer, staatsbürgerlicher und ökologischer Reformbereitschaft“ verbindet (Vester et al. 2001, 38). Dabei gehört er weniger zum Wertetypus des „nonkonformen Idealisten“ als vielmehr zu dem des „aktiven Realisten“ (Klages 2001, 10). Er agiert und argumentiert vernunftbetont, tolerant und verantwortungsbewusst, lehnt traditionelle männliche Rollenzuweisungen ab (SiSt 146ff) und ist von unbefangen körperbetoner Zärtlichkeit im Umgang mit seiner Frau (SiSt 86), doch verbirgt sich dahinter ein gewisser selbstzentrierter Mangel an Sensibilität, der seinem verständnisvollen Habitus Grenzen setzt – so ist er bereit, rechte Krawallmacher als Opfer ihrer Lebensbedingungen zu sehen (SiSt 144), urteilt Enrico Friedrich jedoch als „Suffkopp und Quatscher“ mit irrelevanten Wohlstandsproblemen ab (SiSt 183f) und erweist sich vor allem als unfähig, das ›offene Geheimnis‹ seiner eigenen Frau zu durchschauen (Kap. 18).

Diese wiederum, an der Oberfläche sozial ähnlich zu situieren, zeigt ganz im Sinne ihres universitären Bildungsniveaus und problembezogenen Berufes ökologische Interessen und Konsumgewohnheiten („Relaxsocken“) und liest den ›Spiegel‹, zeigt aber in punkto Sauberkeit und Ordnung, wie die Reflexionen über ihre alternde Mutter zeigen (SiSt 89), eine ausgesprochen (klein-) bürgerliche Prägung, die auch in gewissen autoritären Zügen hervortritt: So erwartet sie von ihrem Mann ein gewaltsames Einschreiten und eine aktive Beschützerrolle gegenüber rechtsradikalen Störenfrieden (SiSt 146) und hegt ein resignativ-fatalistisches Menschenbild (SiSt 52). Geplagt von einem Schuldkomplex, ist sie trotz gefestigter privater Verhältnisse und trotz sicherer, verantwortungsvoller Berufstätigkeit sehr empfänglich für Erschütterungen ihres Wertesys-
tems. Mehr noch als bei ihrem Mann sind es hier also eher die individuellen Widersprüche bzw. Erschütterungen als das ›Milieutypische‹, was durch die Darstellung hervorgehoben wird. Als Ursache lässt sich vermuten, dass der „doppelte Bruch“ in der Entwicklung der ostdeutschen Gesellschaft nach 1945 und 1989 (Geißler 2004, 264 u. 268f) von längerfristigen Beharrungseffekten („Hysteresis“) im Habitus (Vester 1995, 11f) überlagert wird.

Noch weniger vom Habitus eines Intellektuellen zeigt trotz seiner Universitätsbildung Martin Meurer; seine Wertorientierung bleibt überhaupt ziemlich unklar. Zwar hat er als Kunsthistoriker an einer Dissertation gearbeitet (SiSt 45), kann aus dem Stand und ohne nachzudenken über mittelalterliche Architektur, Umweltbelastung und Stadtsanierung sprechen (SiSt 40) und war aktiv an der friedlichen Revolution von 1989 beteiligt, steht entsprechend auch nicht an, offen Einwände gegen die legitimatorische DDR-Sicht seiner Mutter zu formulieren (SiSt 222ff); eine kritische Haltung zu den Nach-Wende-Verhältnissen ist jedoch nirgendwo erkennbar, obwohl er zu den Figuren gehört, die mit am meisten unter ihnen zu leiden haben. Wenngleich er den griechischen Kommunisten Dimitrios offenbar durchaus ein wenig bewundert, setzt er dessen selbstloses Engagement als eine Form von Masochismus herab und hält eine Revolution in Deutschland weder für wahrscheinlich noch für wünschenswert (SiSt 213f), was gegen seine Einordnung als nonkonformer Idealist spricht. Sein aktives Selbstbehauptungsstreben auf dem Arbeitsmarkt und seine flexible Bereitschaft, die akademische Karriere einem gleichgültigen Brotberuf zu opfern, zeigen ihn vielmehr als einen weiteren aktiven Realisten, auch wenn die persönlichen ›Kosten‹ dieser Anpassung nicht unbeträchtlich sind und die Wertesynthese aus beruflichem Leistungsethos und privater Selbstverwirklichung (Klages und Gensicke 1999, 291) nicht zufriedenstellend gelingt, so dass die fortgesetzten Frustrationen schließlich zu gewissen resignativen Tendenzen führen. Reste einer „idealistischen“, sozial engagierten, postmaterialistischen Werthaltung zeigen kaum noch kritisch-nonkonformistische Tendenzen, werden mit seiner Kon-
version in ein neues christliches Ethos überführt und tragen nicht nur zur Fürsorgebereitschaft für seinen Stiefvater, sondern auch zur Unterstützung von Asylbewerbern wie Tahir bei, wenngleich er gegenüber seinem eigenen Sohn in auffälliger Weise versagt.\textsuperscript{120} Jedenfalls zeigt er eine moralische Sensibilität, die selbst seine Mutter als „streng“ empfindet. Eine gewisse Autoritätshörigkeit und Konflikscheu deuten auf eine kleinbürgerliche Charakterprägung – so legt er keinen Widerspruch gegen einen Führerscheinentzug ein, setzt sich auch nicht gegen einen unhöflichen Taxifahrer zur Wehr (SiSt 46f) und vermag es nicht, sich gegenüber einem ehemaligen Stasi-Spitzel abzugrenzen (SiSt 214). Kulturell in eine ähnliche Richtung weisen das Lottoabonnement, der Kauf eines Flaschenschiffs und ein Abend in der Bar eines Kurhotels (SiSt 41). Diese Tendenz zum Konformismus hat seine Grenze jedoch in einer Abneigung gegen offene Herablassung (wie die des Nordsee-Chefs im letzten Kapitel) sowie gegen Heuchelei, wie er sie beim Besuch seines leiblichen Vaters in München erlebt (Kap. 10), und wird zudem durch eine kritische Selbstreflexivität gemildert. Bei seiner Frau Andrea hingegen sind keinerlei intellektuelle Züge mehr zu erkennen, und sie zeigt auch nicht das weibliche Selbstbewusstsein ihrer Schwester Danny; vielmehr fällt sie vor allem durch ihre Neigung auf, trotz ihres Festhaltens an beruflichen Ambitionen in der Sorge ums Häusliche aufzugehen. Zwar demonstriert auch sie durchaus ein gehöriges Maß an Flexibilität, ja geht in ihrer Anpassungsbereitschaft z. T. sogar weiter als ihr Mann, aber ihre Frustrationstoleranz ist nicht sehr ausgeprägt. Wiederum ist es nicht das sozial Typische und die Konsistenz einer Identität, sondern die innere Widersprüchlichkeit, Verunsicherung und individuelle Einzigartigkeit, die in der Figurenzeichnung hervortritt.

Ähnlich verhält es sich mit der Museumsdirektorin Hanni, bei der ebenfalls ein Universitätsabschluss vorausgesetzt werden kann. Sie hält Vorträge, schreibt kleine Artikel für die Zei-

\textsuperscript{120} Tatsächlich ist bemerkenswert, wie außerordentlich selten in Martin Meurers Erzählungen die Beziehung zu seinem Sohn auftaucht; Schuldgefühle wie in Bezug auf den Tod seiner Frau scheint er jedenfalls nicht zu haben.
tung und pocht gegenüber Lydia auf ein hohes Leistungs- und Arbeitsethos (SiSt 58); ihr Unmut über die anspruchslosen Routinetätigkeiten ihres Berufes (SiSt 85) deutet auf ein enttäuschtet Streben nach professioneller Selbstverwirklichung – alles Merkmale der „progressiven Bildungselite“ (Vester et al. 2001, 507f). Politisch tendiert sie nach eigener Aussage zu den Grünen, aber vom linksintellektuell-alternativen Milieu des Sinus-Modells trennt sie der pragmatische Habitus einer beruflichen Leitungsfunktion, dem sie auch ihre politische Einstellung unterordnet (SiSt 85). Andererseits fällt sie in New York vor allem durch (wenig originelle) hedonistische Einstellungen auf (SiSt 172), gibt sich gelegentlich auch einer erlebnisorientierten, durch reichlichen Alkoholkonsum geprägten Geselligkeit mit TV-Show-ähnlichen Geständnisspielen hin (SiSt 83f) und zeigt gewisse esoterische Tendenzen wie in der Erzählung von ihrem Urschrei-Erlebnis (SiSt 140). Allerdings hindert sie ihre kritische Selbstreflexion, von solchen westlichen Aktivitäten ganz überzeugt zu sein; sie sind vielmehr erkennbarer Ausdruck eines enttäuschten und desorientierten Glücksstrebens – insbesondere nach privatem Glück durch tiefe Freundschaften und eine verlässliche Intimbeziehung (wobei das Geschlecht möglicherweise zweitrangig ist). Dabei erwartet sie von Männern trotz ihrer beruflichen Führungsposition durchaus Elemente traditionellen Rollenverhaltens wie die des Beschützers und Machers, während sie in ihren Vorstellungen von Barbara Holitzschecks Eheleben den projektiven Wunsch durchblicken lässt, die Erwerbstätigkeit dem Mann zu überlassen (SiSt 85) – möglicherweise eine Regression, die durch berufliche Frustrationen bedingt ist. Die neuen wirtschaftlichen (Macht-) Verhältnisse sieht sie sehr kritisch, wenn auch ohne DDR-Nostalgie oder linksalternatives Engagement, sondern ausgesprochen fatalistisch und pessimistisch; sie lösen bei ihr eine Verunsicherung aus, die sich in einem starken Hang zu Misstrauen bis hin zu xenophoben Tendenzen zeigt (SiSt 135). Auch hier also stehen traditionelle kleinbürgerliche Charakterzüge in einem spannungsvollen Verhältnis zu reflektiertem, kritischem Selbstbewusstsein und moderner Selbständigkeit, wie sie
im akademischen Teil des modernen bürgerlichen Milieus vorherrschen – ein inneres Spannungsverhältnis, das die Verunsicherung durch die gewandelten Verhältnisse noch verstärkt. Es zeigt sich wie bei Martin Meurer, dass auch tendenziell „aktive Realisten“ mit dem Druck und den Widersprüchen der gewandelten Verhältnisse nicht klarkommen, wenn sie nicht über eine ziemlich stabile Psyche bzw. eine ausgeprägte Persönlichkeitsstärke verfügen (Klages 2001, 12f), die immer noch für viele nicht erreichbar ist (zumal für DDR-Sozialisierte, die nur in Grenzen die dafür notwendige Erziehung zur Selbständigkeit und die positive Konditionierung durch Lob und Anerkennung erfahren haben (Klages und Gensicke 1999, 291)).

Die Biologielehrerin Petra schließlich, Frau des Taxiverwers Raffael, gehört zu denjenigen Figuren mit Universitätsabschluss, die ihr Bildungskapital am wenigsten in einen intellektuellen Habitus ausgeformt haben: Ihr äußerst populäres Literaturverständnis ist frei von jeglichem künstlerischen Anspruch, ja zeigt sogar anti-künstlerische Affekte (SiSt 289f), und mit ihrer an Hysterie grenzenden Neigung zu Ängstlichkeit, Ekel und Pessimismus (SiSt 291) fordert sie von ihrem Mann eine traditionelle Beschützer- und Trösterrolle (SiSt 288). Die Ehekrise in der schwierigen Anfangsphase von Raffaels Taxibetrieb deutet darauf hin, dass sie trotz ihrer gesicherten beruflichen Eigenständigkeit sowohl wirtschaftliche Sicherung als auch häusliche Präsenz von ihm erwartet. All dies verweist auf einen Wertetypus zwischen ordnungsliebendem Konventionalismus und perspektivenloser Resignation, der wohl nur zum Teil auf die Erschütterung der sozialen Verhältnisse zurückgeführt werden kann.

Eine Ausnahmeerscheinung unter den studierten Figuren ist der kubanische Maschinenbauingenieur Orlando, der offenbar während eines Studienaufenthaltes im ›sozialistischen Bruderland‹ von der Wende überrascht worden ist. Obwohl er auch über beträchtliche Computerkenntnisse verfügt, gibt ihm die Krise des produzierenden Gewerbes trotz hoher Leistungs- und Anpassungsbereitschaft keine Berufschancen, und sein sozialer Status ist noch zusätzlich durch


Raffael demonstriert mit seiner oft rüden und drastischen Ausdrucksweise, seinem Interesse für Fußball und seinem trivialen Literaturverständnis ein eher einfaches Bildungsniveau, das auch seinem früheren Beruf als Koordinator im Busbahnhof entspricht – obgleich er ein typisches Beispiel für die „Anschlussfähigkeit beruflicher Qualifikationen und Branchenerfahrungen aus DDR-Zeiten“ (Geißler 2006, 151) ist, tendiert seine Kapitalstruktur deutlich zum ökonomischen Pol, auch wenn die entsprechenden Mittel weitgehend kreditfinanziert sind. Dies und eine nur wenig experimentelle und erlebnisorientierte Grundorientierung trennt ihn auch vom „auf-

Ähnliches gilt für Christian Beyer, über dessen Bildungsgrad und früheren Beruf wir nichts erfahren. Er füllt seine neue Rolle zwar skrupelloser aus, setzt seine Angestellten unter Druck (SiSt 31f) und ist zu Bestechungsversuchen bereit (Kap. 23), ja zeigt in demütigenden Situationen sogar ein gehöriges Maß an Frustrationstoleranz (Kap. 12). Dennoch wird er von seinen Angestellten nicht als überzeugende Führungspersönlichkeit wahrgenommen (SiSt 32 u. 125ff). Außerdem leidet er, wie sich schließlich herausstellt, doch unter der Schuldenlast, der Fremdbestimmung und dem unbarmherzigen Konkurrenzdruck und wird von Selbstzweifeln und Versagensängsten geplagt. Unter solchen Bedingungen neigt auch er zu Anfällen von Fatalismus und Eskapismus (Kap. 17 u. 23). Für diese beiden Figuren bedeutet der Sprung in die Selbständigkeit den Aufstiegsversuch in eine neue, typisch westliche Gesellschaftsgruppe, ohne dass sie in ihrem Herkunftsmilieu alle erforderlichen Fähigkeiten erworben hätten – und ohne dass bereits ganz klar ist, ob sie den neuen Anforderungen auf die Dauer gerecht werden können (und wollen); sie hängen deshalb in einem sozialen Übergangsstadium: geprägt von abhängiger Lohnar-
beit, empfinden sie das ›freie Unternehmertum‹ eher als Zunahme von Abhängigkeiten (nämlich von der Institution des Marktes und der Staatsbürokratie).


Für die Gruppe der weniger erfolgreichen Figuren ohne erkennbare berufliche Qualifikation ist eine soziologische Zuordnung kaum noch möglich. Lydia und Jenny haben immerhin eine Ausbildung gemacht, auch wenn sie in ihrem Beruf keine (dauerhafte) Arbeit finden. Obwohl Jenny einerseits deutlich hedonistische und erlebnisorientierte Einstellungen sowie eine skeptische Distanz zu idealistischen und konventionellen Werten zeigt, ist doch andererseits unübersehbar, dass sie sich auf einer postmaterialistischen Sinnsuche befindet und mit verschiedenen Lebensstilen experimentiert – wobei eine gewisse Orientierungslosigkeit erkennbar wird. Ähnlich widersprüchlich ist ihre Haltung zur etablierten Erwachsenenwelt: Einerseits grenzt sie sich deutlich von ihr ab, indem sie mit einem unbedingten Wahrheitsstreben gegen deren Lebenslügen angeht und mit ihrem prononierte Zynismus die bürgerliche Doppelmoral in Frage stellt; andere-
rerseits sucht sie gerade zu Vertretern dieser Erwachsenenwelt (wie den Schuberts, Edgar Körner, Lydia Schumacher und Martin Meurer) auffallend intensiv den Kontakt, ist dabei gelegentlich ebenso verständnisvoll wie mitfühlend, kann dagegen mit den Vertretern ihrer eigenen Generation (wie Maik) offenbar wenig anfangen. Sie selbst schwankt zwischen der kindlich-spontanen Launenhaftigkeit der »verlängerten Adoleszenz« und entschiedenen Schritten in ein selbstbeherrschtes, anpassungsfähiges und zielgerichtetes Erwachsenenverhalten, wie sie es besonders ausgeprägt gegenüber Martin Meurer im letzten Kapitel zeigt. Auch sie steckt also in einer biographischen Übergangsphase, die zugleich eine Passage zwischen antibürgerlichem Jugendmilieu und einem der etablierten Mittelschichtmilieus darstellt – was ihre Einordnung schwierig macht.

Lydia Schumacher steht gleichfalls zwischen hedonistischen und erlebnisorientierten Einstellungen sowie einer postmateriellen Sinnsuche, obwohl sie wegen ihres höheren Alters weniger radikal auftritt. Als einzige Figur, die (in Kap. 6) beim formvollendeten Shoppen und beflissenen »Networking« dargestellt wird, behalten diese betont »westlichen« Verhaltensweisen doch etwas spürbar Rollenhaftes und kontrastieren mit einem ausgeprägten Rückzugs- und Distanzbedürfnis, das auf Unsicherheit und Ängste verweist. Sie schwankt zwischen einem übersensiblen sozialen Gewissen und einer Unfähigkeit, die Nähe zu einem Menschen längere Zeit zu ertragen – so bereitet ihr Patricks Einstellung einer tschechischen Putzfrau schlaflose Nächte und ihre Unterstützung Enrico Friedrichs verträgt keine Infragestellung, aber paradoxerweise sind beides Gründe für die Trennung von ihrem langjährigen Freund (SiSt 275f), und auch bei dem Möchtegern-Schriftsteller hält sie es nicht lange aus. Hinzu kommt ein bürgerliches Bedürfnis nach Sicherheit, wie es in ihrem Neid auf Toms und Billis Erbschaft, in ihrer Forderung nach männlichem Beschützerverhalten sowie in ihrer Lebensversicherung zum Ausdruck kommt (Kap. 6),

122 Durch die verlängerten Ausbildungszeiten „schiebt sich zwischen die Statusgruppen der Jugendlichen und Erwachsenen eine weitere Phase im Lebenslauf, für die häufig der Begriff ›Postadoleszenz‹ verwendet wird (Geißler 2006, 280). Erikson hat dieses Phänomen schon früh als „psychosoziales Moratorium“ untersucht.
sowie ein gleichermaßen bürgerlicher Hang zu Sauberkeit und Ordnung, wie sie ihn bei Enrico Friedrich und in ihrer Berliner Wohnung zeigt (Kap. 19 u. 26). Lydias Charakter ist also besonders heterogen: hedonistische und erlebnisorientierte Werthaltungen werden mit konventionell-bürgerlichen und idealistischen kombiniert, ohne dass dabei eine Synthese zum „aktiven Realismus“ gelingt; denn sie werden von mächtigen Gegentendenzen in Richtung perspektivloser Resignation relativiert, die, wie man am Schluss erfährt, auf den sexuellen Missbrauch durch ihren Vater zurückzuführen sind (SiSt 272). Ingo Schulze zeichnet hier also eine Figur, deren soziale Neuausrichtung gerade auch wegen ihres individuellen Schicksals noch nicht gelungen ist.


\[123\] Dennoch wurzeln die milieuspezifischen Eigenarten nach Schulze in psychophysischen Grundbedürfnissen, die entscheidend von Herkunft und Lebensgeschichte, also von der gesellschaftlichen Realität modelliert sind (a.a.O., 89, 252ff). Und obgleich Beruf, Einkommen und Besitz nur noch von sekundärer Bedeutung sind, bleiben doch Bildung und Alter als Dimensionen soziologische Klassifikation relevant (a.a.O., 188ff, 191ff).
lichkeit. Erst recht aber gilt dies für eine soziologische Diagnose, welche die Milieugesellschaft von einem Vorrang des Lebensstils und der Erlebnispräferenzen aus konzipiert.


124 Die weiße, silbergemusterte Tapete in Bertrams Wohnzimmer (SiSt 34) ist nicht mit letzter Sicherheit als geschmacklos zu qualifizieren, der riesige Ohrensessel und der Kelim in Dannys Wohnung indiziert höchstens eine moderate Distanz zum bürgerlichen Geschmack.
Die Sprache zeigt so gut wie keine Milieuindikatoren wie unterschiedlichen Differenziungsgrad oder Dialekt⁠¹²⁵, selbst über Ernährungsgewohnheiten⁠¹²⁶, Gesundheitsbewusstsein sowie physische Zeichen wie Figur, Haltung und Bewegungsmuster erfahren wir zu wenig, und das Wenige ist wenig aussagekräftig oder widersprüchlich⁠¹²⁷: Zwar kann man das Fehlen von dicken, grobschlächtigen und ungepflegten Gestalten oder der Stammkundschaft von Eckkneipen, Sonnen- und Fitnessstudios als Bestätigung nehmen, dass keine der Figuren zum Harmonie- und Unterhaltungsmilieu zählt⁠¹²⁸, aber andererseits wird, wohl noch als Erbe der DDR, ungewöhnlich viel geraucht und getrunken, und die Betriebsfeier bei Kuzinski gehört eindeutig in dieses Milieu. Es fehlen Auskünfte, ob die Figuren eher zu Theater, Oper und Lesungen tendieren oder Film, Fernsehen, Musicals und Volksfeste bevorzugen, welchen Musik-, Kunst- und Lesegeschmack sie kultivieren, ob sie häusliche Einladungen, die Kneipenszene oder Diskotheken bevorzugen u. v. m. – kurz, ob sie eher dem „Hochkulturschema“ (G. Schulze 1993, 142f), dem „Trivialschema“ (a.a.O., 150f) oder dem „Spannungsschema“ (a.a.O., 153f) zuneigen oder Elemente mehrerer Schemata zu integrieren trachten (a.a.O., 257f).¹²⁹

Man kann aufgrund von Alter, Bildungsstand und verstreuten Details lediglich vermuten, dass viele der älteren Figuren zum „Integrationsmilieu“ gehören, das geradezu durch seine

---

¹²⁵ Ausgerechnet Enrico Friedrichs Sprache zeigt am ehesten einen leicht „proletarischen“ Einschlag – aber auch nur dann, wenn er getrunken hat. Maiks leicht schwäbischer Dialekt indiziert lediglich die geographische, nicht die soziale Herkunft, und ähnliches gilt für den sächsischen Dialekt, der für die meisten Figuren vorausgesetzt werden kann: Im Text belegt ist er ausgerechnet für den studierten Kunsthistoriker Martin Meurer, wenn dieser ihn im letzten Kapitel als möglichen Grund für den Angriff eines Passanten nennt (SiSt 301).
¹²⁶ Ob Lydia Schumachers sehr gesundheitsbewusste Auswahl von Lebensmitteln in der Tankstelle repräsentativ ist, muss dahingestellt bleiben.
¹²⁷ Dieter Schuberts verkrampft-unsicheres und nervöses Körpergebaren ist mit seiner kleinbürgerlichen Herkunft in Verbindung zu bringen, Jennys Lässigkeit unterstreicht ihre jugendliche Antibürgerlichkeit, aber viele Gebäuden sind eher Ausdruck der Situation als eines bestimmten Habitus.
¹²⁸ Sportliche Freizeitaktivitäten wie das Bergsteigen Dieter Schuberts, das Karpfenangeln Peter Bertrams sowie die Teilnahme Marianne Schuberts und Hannis am Frauenturnen sind ebenfalls untypisch für das Harmoniemilieu (G. Schulze 1993, 298).
¹²⁹ Tom und Billi repräsentieren auf ihrer Party sicherlich so etwas wie ein Künstlermilieu, es werden auch einige typische Verhaltensweisen wie die über-herzlichen Begrüßungsrituale und der nichtssagende Smalltalk über Kunst eingestreut, aber insgesamt ist das Bild nicht sehr ausgeprägt – typische Merkmale einer ›Bohème‹ fehlen.

Viele der Jüngeren kann man ohnehin eher im „Selbstverwirklichungsmilieu“ vermuten, wenngleich der Gegensatz zum Integrationsmilieu nicht sehr stark ausgeprägt ist – die moderaten Differenzen zwischen Martin Meurer und seiner Mutter sind hier schon eher eine Ausnahme: Renate Meurers Konformismus ist durch die Trennung von ihrem Mann und eine neue Liebesbeziehung gebrochen, Martin Meurers Kritik am (v.a. politischen) Konformismus der Eltern ist nicht wirklich konsequent, und er zeigt sich empfänglich für Religion. Ähnliches gilt, wie wir

\textsuperscript{130} Renate Meurers – nicht textsicheres – Trällern der Papageno-Arie verweist ebenso wie Lydia Schumachers lückenhafte Bekanntschaft mit klassischer Musik auf die typische Halbbildung in Bezug auf die nicht-avantgardistische Hochkultur (Schulze 1993, 308).

Hingegen dürfte wohl keine der Figuren wirklich das Niveaumilieu repräsentieren (auch nicht Ernst Meurer und Dieter Schubert mit ihren bildungsbürgerlichen Zügen131), aber ebenso gibt sich keine deutlich genug als Angehörige des Harmonie- und Unterhaltungsmilieus zu erkennen. Obwohl im Weltbild der meisten Figuren das Gefühl der Statusbedrohung eine wichtige Rolle spielt, scheint sie doch zumeist nicht die primäre Perspektive auszumachen wie im Harmoniemilieu, sondern tritt in der gemäßigten Form des Integrationsmilieus auf; sie führt (trotz gewisser Tendenzen zu Paranoia, Xenophobie, Egoismus und Fatalismus) nur selten zu rigider Ausgrenzung alles Unbekannten, und eine besondere Nähe zum Trivialschema ist nicht auszumachen (vgl. G. Schulze 1993, 292ff u. 309) – Christian Beyer schaltet jedenfalls beim Fernsehen eine Folge der „Volkstämmliche Hitparade“ ebenso schnell wieder weg wie ein Fußballspiel (SiSt 241). Eine ausschließliche oder auch nur dominante Orientierung am Spannungsschema, an ei-

131 Noch weniger gilt dies für Enrico Friedrichs herablassendes Urteil über Frank Holitzschecks Anregung, alltägliche Erfahrungen in „Storys“ zu verarbeiten; sein ästhetisches Distinktionsbedürfnis beschränkt sich auf die künstlerische Produktion – ganz abgesehen von seinem wahnhaften Charakter. Auch wenn er wie die Angehörigen des Niveaumilieus das Praktische und das Triviale ablehnt, ist doch seine Verwahrlosung ein klares Ausschlusskriterium.


Gerade die Darstellung sozialer Mobilität bezieht sich denn auch schwerpunktmäßig auf den Wende-induzierten Mobilitätsschub: Dass die Romanfiguren mehrheitlich die Arbeitsstelle wechseln müssen oder ihren Job verlieren, dramatisiert zwar die Situation, entspricht aber der drastischen Zunahme der Berufswechsel und der „Freisetzungsprozesse“ auf dem Arbeits-

Jedenfalls sind es nicht in erster Linie Beispiele erfolgreicher Adoptionsprozesse, welche die Romanwelt prägen (auch wenn sie nicht ganz fehlen), sondern gerade die krisenhaften Aspekte, die Probleme und Schwierigkeiten bei der Einstellung auf die neuen Verhältnisse – und dazu wählt der Autor eben ein Personal, das durch den rapiden sozioökonomischen Wandel mehrheitlich aus seiner gesellschaftlichen Milieu-Verankerung gerissen wurde. Gegenüber den objektiven Aspekten des Mobilitätsschubes, die ich oben angeführt habe, liegt das Hauptgewicht der Romandarstellung jedoch auf ihren subjektiven Folgen, nämlich der Erfahrung einer „neuen großen Unsicherheit“ mit ihren vielfältigen Facetten: „Herausreißen aus Gewohntem; Entwertung

132 Etwa ein Drittel der Erwerbsbevölkerung wurde aus dem Arbeitsleben ausgeschlossen, von den verbleibenden zwei Dritteln musste ein weiteres Drittel die Stelle wechseln (Geißler 2006, 268 u. 270).
von fachlichen, sozialen, moralischen und politischen Qualifikationen [...]; Identitätskrisen; Zusammenbruch bisheriger sozialer Kontakte, unter anderem am Arbeitsplatz; Ausbreitung anomischer Erscheinungen wie Orientierungslosigkeit, Anfälligkeit gegenüber politischen Extremismen, Lähmungsscheinungen in der Privatsphäre, Kriminalität und Kriminalitätsfurcht“ (Geißler 2006, 269). Dieser Fokus auf der subjektiven Erfahrung und der individuellen Ausprägung gesellschaftlicher Realität entspricht einerseits den besonderen Darstellungsmöglichkeiten literarischer Prosa und stellt andererseits jenen Aspekt der sozialen Wirklichkeit dar, den die Wissenschaft der Soziologie nur sehr oberflächlich erfassen kann; er entspricht also einer sinnvollen ‚kulturellen Arbeitsteilung‘ zwischen Wissenschaft und Literatur.

verändernde Individuen, deren Eigenschaften immer nur teilweise mit den Aussagen der Soziologie übereinstimmen, weil diese aus statistischen Daten über größere Personengruppen hervorgehen und daher nie anderes als kollektive Züge treffen können.


\(^{133}\) Das liegt sicherlich auch daran, dass die ostdeutschen Milieus zu DDR-Zeiten wegen der deutlich beschränkteren Konsummöglichkeiten weit weniger ausgeprägt und stärker berufsbezogen waren (Vester et al. 2001, 527).
ebene des Gesellschaftlichen auszuleuchten, und zwar aus der subjektiven, besonders sensiblen Perspektive jener, die sich neu in ihm zurechtfinden müssen. Dies ist sicherlich ein Erfahrungsbe-
reich, der sich für die Darstellung in literarischer Prosa besonders eignet, und er kann auch durch-
aus einen gewissen Symptomcharakter für den sozialen Wandel insgesamt beanspruchen.

Darüber hinaus aber ist hinter dem Selektionsmuster des Romans eine performative litera-
rische Strategie anzunehmen, denn durch den weitgehenden Verzicht auf kulturelle Milieu- und
politische Standortindikatoren entzieht der Autor dem Leser einige fundamentale Orientierungspunkte zur sozialen Verortung des Romanpersonals und zur Interpretation seines Verhaltens. Die-
se fehlende Möglichkeit einer umstandslosen Einordnung im Sinne eigener Alltagsroutinen
könnte auch als akzentuierende ›Verfremdungstechnik‹ gemeint sein (oder zumindest so wirken),
welche den Blick für Aspekte schärft, die jenseits der im Alltag dominierenden Wahrnehmung-
schemata liegen – etwa auch in Konkurrenz zu den visuellen Medien, in denen Aspekte des Le-
bensstils eine herausragende Rolle spielen. Eine solche literarische Verfremdungstechnik des
systematischen Entzugs konventioneller ›Erkennungszeichen‹ und ›Orientierungspunkte‹ stellt
zugleich eine Strategie der Leseraktivierung dar: Der Rezipient muss die fehlenden Dimensionen
der fiktiven Romanwelt interpolieren und erfährt die Orientierung in ihr durch deren Widerständ-
digkeit als eigene Leistung.

Mindestens ebenso wichtig ist, dass die Romanfiguren, indem auf ihre Einordnung in be-
stimmte Milieus mit spezifischem Lebensstil verzichtet wird, einen deutlich repräsentativeren
Status gewinnen: Sie erscheinen so als eine Art Verkörperung dessen, was der breiten Mehrheit
der Deutschen gemeinsam ist: ein Streben nach stabilen, materiell und sozial gesicherten Lebens-
bedingungen mit begrenzten Konsumbedürfnissen, aber ohne den Anspruch auf besonderen Lu-
xus und überdurchschnittliche Selbstverwirklichung – ein vergleichsweise bescheidenes Streben
nach Glück mit dem Zentrum im privaten Bereich von Liebe, Ehe und Familie, für dessen Siche-
zung man jederzeit zu politischer und ökonomischer Anpassung bereit ist. In der Tat haben sich diese habituellen Grundzüge in der Wohlstandsgesellschaft des Nachkriegsdaschland von ihrem bürgerlichen Ursprung über weite Teile der Arbeiterchaft und – im Zuge von Aufstiegsprozessen – auch im oberen Mittelstand verbreitet; ja sie gelten sogar für die Mehrheit der West- und Ostdeutschen. Der entscheidende Punkt aber ist, dass die beschriebene Disposition ein Erbe der späten Industriegesellschaft und des Wohlfahrtsstaates ist – und dass der zugehörige Lebensstil in Ost- und Westdeutschland vom globalisierten Kapitalismus akut bedroht wird (wenn auch im Osten sehr viel dramatischer). Die Auswirkungen des sozialen Veränderungsdrucks werden gerade dort gezeigt, wo sie noch nicht bewältigt und wo sie für die Mehrheit in Ost und West am schwierigsten und schmerzhaftesten sind.


Politische Identitäten schimmern nur ausnahmsweise durch – so etwa Ernst Meurers Identifikation mit dem DDR-Establishment, die dann jedoch durch den „Verrat“ seiner früheren Vor-

---

134 Gewisse anti-intellektuelle Affekte wie die Edgar Kölners gegen Dannys psychologische Interessen, Enrico Friedricks literarische Produkte und seinen Künstler-Habitus richten sich nicht gegen gesellschaftliche Gruppen, sondern nur gegen Einzelpersonen.

Eine als Trotzreaktion zu verstehende DDR-Identität, wie Cooke sie in vielen Passagen der Romans zu erkennen meint (2003, 294ff), mag zwar durch andere Texte für Ostdeutschland vielfach belegt sein, lässt sich an den expliziten Aussagen von Ingo Schulzes Figuren aber nur ganz ausnahmsweise ablesen, nämlich gleich im ersten Kapitel bei Ernst und Renate Meurer – letztere orientiert sich dann jedoch schnell nach Westen, auch wenn ihre Einstellung zu den neuen

---

135 Cooke stützt denn auch seine Hypothese vornehmlich auf die Verfremdung, mit welcher der westliche Kapitalismus und die “Amerikanisierung” dargestellt werden, sowie auf erzähltechnische Argumente.


136 Lydia Frage an ihre Chefin Hanni, ob sie sich auch manchmal nach früher sehne (SiSt 58), bleibt ebenso isoliert wie enigmatisch und ist wohl eher als spontane Reaktion auf die irritierenden Erfahrungen zu verstehen, die unmittelbar vorangegangen waren.

137 Raffaels gelegentliche nostalgische Erinnerungen an seinen DDR-Job stehen nicht für eine allgemeine Einstellung, sondern sind in erkennbarer Weise durch aktuelle Belastungen bedingt.

Eben noch fast ein Berufsr evolutionär, fand ich mich entpolitisirt. Euphemistisch ausgedrückt, war es das allumfassende Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden. Als hätten sich alle Ideologien in Luft aufgelöst, schien die Welt nur noch aus Sachzwängen zu bestehen. (Schulze 2006, 3)

Hinzu kommt, was in dem Zitat schon anklingt: dass die Gestaltungsmacht der politischen Institutionen (etwa gegenüber den Akteuren in Wirtschaft und Medien) überhaupt erheblich geschrumpft ist. Politik nimmt einen mehr und mehr symbolischen oder virtuellen Charakter an (Beck 1986, 303ff; Vester et al. 2001, 116; Münch 1991, 95-103), sie entwickelt sich in Richtung einer „Postdemokratie“ (Crouch 2004), in der „die Kerninstitutionen der allgemeinen Wahlen, der politischen Gleichheit des one man one vote, der Ablösbarkeit der Regierung und des Wechselspiels von Regierung und Opposition weiterhin funktionieren, eine Gestaltung der Politik durch die Bevölkerung, ihre substantielle Mitwirkung jedoch weitgehend ausgeschlossen ist“, weil „die

Die Postdemokratien übereignen die Gestaltungsmacht an nicht-demokratisch legitimierte Akteure und bemühen sich um die ›Erziehung‹ der Bevölkerung zur Akzeptanz dieser neuen Machtinhaber. (a.a.O.)

Diese Erfahrung hat auch Ingo Schulze gemacht, als er nach der Wende ein kritisches Wochenblatt gründete:

Wir deckten ein paar Gaunereien auf, aber gegen die Treuhand und den Kotau der Politik vor möglichen Investoren war kein Kraut gewachsen. (Schulze 2006, 4)

Zwar findet man auch hierzu im Roman keinen direkten Bezug, aber Grundlage jener Politikmüdigkeit, die sich (besonders seit 1994/95) in einer niedrigen Wahlbeteiligung und einem geringen Organisationsgrad der Parteien und Gewerkschaften niederschlug (Patzelt 1995, 74, 78; Vester 1995, 10f; Reißig 2000, 4ff), war bei vielen eben jene Enttäuschungserfahrung, zumal sie sich wohl mit einer tiefer liegenden Tendenz zur politischen Resignation verband, die sich während der letzten 20 Jahre des zunehmend sklerotischen SED-Regimes in der ostdeutschen Bevölkerung mehr und mehr verbreitet hatte.

Schließlich hatte in der öffentlichen Kommunikation eine Naturalisierung der neuen Verhältnisse stattgefunden, welche durch die Abwesenheit einer alternativen Weltdeutung praktisch totalen Charakter annahm und eine kritische Distanzierung erheblich erschwerte:

Man spürte, dass an die Stelle der alten Abhängigkeiten neue getreten waren. [...] Das Merkwürdige aber war, dass diese neuen Abhängigkeiten als eine Rückkehr zur Normalität, in den naturgegebenen Zustand der Menschheit dargestellt wurden. Bis 1989/90 hatten sich Ost und West gegenseitig in Frage gestellt und zugleich war Ost und West von der eigenen Opposition grundsätzlich in Frage gestellt worden. Das war jetzt vorbei: Jetzt lebten wir in der besten aller möglichen Welten. Alles Reden setzte stillschweigend den status quo, also die kapitalistische Produk-
tionsweise, als für die menschliche Gesellschaft gegeben voraus. […] Selbst die Linke im Westen war verstummt, als sei das, was sie bisher vehement kritisiert hatte, nicht mehr kritikwürdig. (Schulze 2006, 4)

Unter solchen Bedingungen kann die politische Dimension auf eine kritisch-literarische, die herrschenden Denk- und Wahrnehmungsmuster durchbrechende Art und Weise nicht mehr im realistischen Paradigma dargestellt werden, erst recht nicht unter Bedingungen, unter denen eine solche Darstellung auf die Vermittlung durch Medienbilder angewiesen ist. Dessen ist sich auch der Autor von Simple Storys sehr klar bewusst:

Wer sich auf die offizielle Terminologie einlässt, hat schon verloren. Das galt bereits in der Vergangenheit, nur war die offizielle Terminologie noch nie eine so unangefochtene lingua franca wie heute. (2006, 5)


Die staatliche Bürokratie tritt als unmittelbare Kontaktzone zwischen politischer Herrschaft und privater Lebenswelt zwar an einigen Stellen in durchaus signifikanter Weise in Erscheinung, und dieser Kontakt soll deshalb auch in einem eigenen Kapitel untersucht werden. Auf die Stoff- und Themenverteilung des ganzen Romans bezogen bleibt sie jedoch eher ein Randphänomen, zumal sie nirgendwo direkt Gegenstand der Darstellung, sondern lediglich Gesprächsgegenstand der Figuren ist. Das könnte der soziologischen Erkenntnis entsprechen, dass

›kafkaesker‹ Verzerrung zum Gegenstand literarischer Darstellung werden. An vordergründig-ger politischer Aktualität besteht unter den jüngeren Schriftstellern wohl schon deshalb kein Interesse mehr, weil dieser Bereich von den Massenmedien bereits bis zur Übersättigung abgedeckt wird. Es ist aber offenbar auch das Handeln unter strikten Systemzwängen und entsprechend rigen den Rollenmustern, das von den Gegenwartssautoren als wenig geeignet für ihre Darstellungsziele empfunden wird, weil sie das Individuelle, Flüchtige, Abweichende und Einzigartige kaum noch erkennen lassen. Gleiches gilt a fortiori für die drastisch eingeengte Wahrnehmungsperspektive in Funktionssystemen, die für die prononcierte Weltoffenheit der künstlerisch anspruchsvollen Literatur wenig hergibt.


will sich zum Thema UFOs nur auf die „Tagesschau“ verlassen und Barbara Holitzschek bezieht ihre Kenntnisse über die Navigation der Vögel aus dem „Spiegel“, aber der Boom der Unterhaltungselektronik und die Inflation von Videotheken in Ostdeutschland nach der Wende findet nirgendwo Erwähnung. Von der Arbeit am Computer lesen wir nur ein einziges Mal im Zusammenhang mit Raffäels Taxiunternehmen, vom Computerspielen ist nur in einer Nebenbemerkung Peter Bertrams über seinen (möglicherweise fiktiven) Sohn Eric die Rede (SiSt 35), und Bezüge auf das Internet fehlen völlig. Die Figuren gehen nicht ins Kino, sie hören kein Radio und keine CDs, sie benutzen keine Handys und sie kommunizieren auch nicht per Fax oder Email – selbst das gewöhnliche Telefon wird eher selten benutzt.

Infolgedessen können jene soziologischen Arbeiten, die gerade die modernen Kommunikationsverhältnisse und ihre Auswirkungen auf die Sozialbeziehungen als kennzeichnende Besonderheit der Gegenwartsgesellschaft herausgearbeitet haben, zur Untersuchung des Verhältnisses zwischen fiktiver Romanwelt und empirischer gesellschaftlicher Wirklichkeit nicht viel beitragen. Dass die industrielle Produktion als Zentrum der modernen Gesellschaft zunehmend durch die Verdichtung, Beschleunigung und globale Vernetzung von Informationsströmen abgelöst werde (Münch 1995, 15-27; Castells 2000, 17), spielt in Simple Storys so gut wie keine Rolle. Schon dass Wissen zur dominanten Produktivkraft geworden ist (Castells 2001, 90ff), findet im Roman keinen Niederschlag; dass gerade die enorm gestiegene Produktion von Informationen keine eindeutig rationalen Entscheidungen mehr zulässt und so zur Unberechenbarkeit des Han-

---

139 Ernst Meurer erzählt zwar von der Anschaffung eines Stereo-Farbfernsehers und einer Stereoanlage mit CD-Player (SiSt 77), und auch bei Danny ist in einem Nebensatz vom Besitz eines Walkmans und von CDs die Rede (SiSt 204), aber diese Geräte werden nie in Benutzung gezeigt.
140 Es gibt überhaupt nur zwei Dialoge, die über das Telefon geführt werden: das Gespräch Martin Meurers mit seiner Frau während einer Dienstreise aus Halberstadt im Kapitel “Panik”, und das Gespräch Hannis mit Barbara Holitzschek im Kapitel “Der Atem an meinem Hals”.
delns beiträgt (Münch a.a.O.), müsste als Hintergrund für die Orientierungsprobleme der Figuren willkürlich untergeschoben werden.\footnote{Immerhin kann Ernst Meurers Abwägen zwischen medialen Institutionen von verschiedener Autorität (SAT1 und ARD-Tagesschau) als Hinweis auf diese Schwierigkeiten verstanden werden – ebenso wie (auf symbolischer Ebene) der Umstand, dass Barbara Holitzcheks Spiegel-Wissen ausgerechnet umweltbedingte Orientierungsprobleme von Zugvögeln betrifft. Harry Lehmanns Hinweis, dass der verrückte Alte über Dannys Redaktion nicht ganz zu Unrecht die Quelle seiner Unordnung in der Zeitung sieht, hatte ich schon erwähnt.}

Hyperrealität. Das ist allerdings insofern „realistisch“, als Virtualisierung und Simulationscharakter in der Alltagserfahrung von Durchschnittsmenschen in der Regel nicht bemerkt werden, weil diese Tendenzen dazu neigen, jede nicht-virtuelle, nicht-simulierte Wirklichkeit in sich aufzusaugen und damit kritische Vergleiche unmöglich zu machen. Für diesen Erfahrungsmodus ist dann allerdings eine Vermischung von unmittelbaren und medial vermittelten Erfahrungen typisch, der (im Gegensatz zu vielen ›postmodernen‹ Romanen) in Simple Stories kaum irgendwo zu finden ist – ebenso wenig wie die Simulation medial produzierter Lebensstile.\footnote{Allenfalls Dannys amerikanischer Wagen und das Angeln Peter Bertrams und Dieter Schuberts lassen sich in dieser Richtung interpretieren.}


Allerdings entspricht die massenmediale Abstinenz des Romans der alltäglichen Erfahrung, dass die Öffentlichkeit, an deren Bild von der Gesellschaft sich die Politik orientiert, keine Arena freier Meinungsbildung unter Gleichchen ist, in die man sich aktiv einbringen und etwas bewegen könnten, sondern eine von ökonomischen und administrativen Interessen (überwiegend westdeutscher Provenienz) weitgehend kolonisierte und in undurchschaubare globale Informationsströme eingespannte Sphäre, in der die Masse des Publikums nur noch als passiver und atomisiert


Für den Autor, der mit seiner Abstinenz durchaus für die Mehrheit der Gegenwartsautoren steht, mag allerdings eine größere Rolle gespielt haben, dass für die kulturindustriellen Program-

146 Die Vereinzelung der Medienrezipienten ist nicht nur technisch bedingt, sondern steht in einem Wechselwirkungsverhältnis mit dem Zerfall ihrer kommunikativen und kulturellen Bindungen in der Lebenswelt (Honneth 1994, 12ff).


147 Ein Bezug zu Enzensbergers These ergibt sich auch daraus, dass Beyer am Ende zum Einschlafen nach dem „Rießbild“ sucht, „dass früher nach Sendeschluss entstanden war“ (SiSt 242f), also explizit am medialen Rauschen und nicht an Information oder Unterhaltung interessiert ist. Die therapeutische Funktion von Film und Fernsehen betont auch Salje, für den das „unverkennbare »Regressionsklima der Film- und Fernsehmedien« […] auf den für spätmoderne Gesellschaften typischen »neurosenprophylaktischen Abwehr- und Bewältigungsmechanismus« zugeschnitten ist“ (Salje 1980, 68, zit. n. Ellrich 2003, 263).
projektion unbewusster Wünsche verschmilzt (SiSt 241ff). Damit sind zwar wichtige, aber bei weitem nicht alle relevanten Aspekte des Fernsehens und seiner Rolle in der Öffentlichkeit in die Romandarstellung eingegangen – und dies aufs Ganze gesehen auch eher am Rande.

Ansonsten beschränkt sich Schulzes inhaltliche Auswahl in auffälliger Weise auf unmittelbare und erzählte Erfahrungen, was dem Text zwar einerseits sicherlich einen Gewinn an authentischer Wirkung einrägt, andererseits aber eine nicht unbeträchtliche „Irrealisierung“ der tatsächlichen Alltagserfahrung mit sich bringt. Solche Verzerrungen werden allerdings in künstlerischen Texten bewusst angestrebt, sollen den durch Gewohnheit desensibilisierten Blick durchbrechen und Erkenntnispotentiale freilegen. Dennoch bleibt festzuhalten, dass eine umfassende Auseinandersetzung mit der Medienwelt auf der Inhaltebene offenbar bewusst nicht angestrebt wird – vielleicht deshalb, weil dies den Roman überfordert hätte, wahrscheinlicher aber deshalb, weil das Thema für den zeitgenössischen Leser ohnehin präsent genug ist.

Stellt man den negativen Selektionsprinzipien des Romans die posiven gegenüber, so lassen sich diese in vorläufiger Grobheit dahingehend umreißen, dass sich der Roman in der Hauptsache auf die Darstellung zweier Pole konzentriert: auf die Arbeitswelt einerseits und auf die privaten Paarbeziehungen andererseits. In der Tat müssen sich die Individuen in der Arbeitswelt am intensivsten und regelmäßigsten mit den Zwängen des gesellschaftlichen Systems auseinandersetzen, und hier werden auch die sozialen Veränderungen am unmittelbarsten spürbar. Mit den privaten Intimbeziehungen hingegen wird exemplarisch jene Form der sozialen Bindung der „Lebenswelt“ in den Mittelpunkt gestellt, in der sich die Menschen am unfassendsten als Individuen einbringen können, so dass sie aus ihr einen Großteil ihres Lebenssinnes beziehen – und die zugleich den Systemzwängen, dem instrumentellen Denken und Handeln in der Sphäre der Ökonomie am deutlichsten entgegengesetzt ist. Die intime Lebensgemeinschaft repräsentiert einerseits das Ideal des „ganz Anderen“ zur Selbstbehauptung und zum Konkurrenzkampf auf dem
Arbeitsmarkt, andererseits ist sie in ihrer Empfindlichkeit und Störanfälligkeit ein Spiegel der Gesamtgesellschaft und ihrer Probleme und reagiert daher auch sehr sensibel auf Veränderungen im Bereich der Arbeitswelt.


Die beiden schwerpunktmäßig gegenübergestellten Bereiche gehören zugleich jenen unterschiedlichen Systemtypen an, die Harry Lehman in seiner Weiterentwicklung von Luhmanns Soziologie vorgeschlagen hat: Die Wirtschaft ist (wie Politik und Wissenschaft) das typische Beispiel eines ‚harten‘ Funktionssystems, das sich auf die Bearbeitung eines bestimmten gesellschaftlichen Bezugsproblems spezialisiert hat, indem es mit Hilfe eines binären Kommunikationscodes die Welt streng in die systemrelevanten Operationen und die der Systemumwelt scheidet und sich rekursiv gegen alle anderen Systeme abschließt. Die enorme Leistungsfähigkeit die-

Aufgrund dieser gegensätzlichen Eigenschaften eignen sich die beiden Systeme jedoch naturgemäß in sehr unterschiedlicher Weise für eine Darstellung, die ihrerseits künstlerischen Anspruch erhebt, daher zur Kommunikation in einem Reflexionssystem gehört und sich eines Humanmediums bedient: Da sich die von den Medien der Funktionssysteme geführte Kommunikation auf einen einzigen Sektor der Welt beschränkt und sich ansonsten gegen die Welt abschließt (oder sie aus einer einzigen Perspektive betrachtet), ist sie für ein Werk, das seine Funk-


Inhaltlich liegt der Fokus des Romans also eindeutig auf den Auswirkungen des neuen Wirtschafts- und Verwaltungssystems auf die Lebensführung, die Identität, das Wertesystem und das Zusammenleben von erwerbstätigen Mittelschichtangehörigen unter Fünfzig, während die Bereiche von Politik, Kultur, Medien und Konsum weitgehend ausgelendet werden und Kinder, Jugendliche und Alte nur ganz am Rand auftreten – ebenso wie Ober- und Unterschichtangehöri ge. Dadurch wird, ob bewusst intendiert oder nicht, eine fiktive Welt konstruiert, in der diese Aspekte der Alltagserfahrung als „unwesentlich“ oder doch zumindest sekundär erscheinen, während die materiellen Lebensbedingungen, die Zwänge der Arbeitswelt, die unmittelbaren sozialen Interaktionen und an markanten Punkten auch die Selbstreflexionen der erwachsenen Mittelschicht-


Hier wird deutlich dargestellt, welche individuellen Konsequenzen der Übergang zur Marktwirtschaft gerade in einer Zeit hatte, in der die fortschreitende Globalisierung eine zunehmend neoliberale Wirtschaftspolitik nach sich zog: Die schleichende Aushöhlung der sozialen Sicherungssysteme, die fortgesetzte Rationalisierung und das Schrumpfen des Produktionssektors enthielten den Ostdeutschen manches von dem vor, wofür sie bei der Wiedervereinigung votiert hatten.


Die größeren Zusammenhänge bleiben jedoch, wie gesagt, aus dem Roman vollständig ausgespart. Was der Text bietet, beschränkt sich streng auf die individuelle, subjektive Perspektive (Auer 2000, 7), also auf die Darstellung der mikrosoziologischen Ebene, auf das konkrete Verhalten und die konkrete Interaktion bzw. Kommunikation Einzelner: Die Angst vor der Arbeitslosigkeit und das tatsächliche Leiden unter ihr, aber auch die ökonomischen Zwänge, die mittelständische Unternehmer zur Entlassung von besonders schutzbedürftigen Mitarbeitern veranlassen; die Probleme der Selbstbehauptung auf einem extrem kompetitiven (Arbeits-) Markt und ihre entsolidarisierenden Effekte, die plötzliche Notwendigkeit eines Berufswechsels, die Schwierigkeiten bei der eigenständigen Neuorientierung und beim Erwerb der dazu erforderli-
chen Qualifikationen, der schwierige Umgang mit einem neuartigen Behördensystem, überhaupt die Notwendigkeit stärkerer Flexibilität und Mobilität sowie schließlich die Belastung der eigenen Identität und der sozialen Bindungen durch den Druck all dieser neuen Erfordernisse – wir lernen sie nicht als Klassenschicksal, als Krisensymptome oder soziale Kosten des neuen Wirtschaftssystems kennen, sondern in einem individualisierten Erfahrungsmodus von persönlichem Erfolg und Misserfolg, von Schuld und Versagen sowie von privaten Konflikten und scheiternden Sozialbeziehungen, der selbst (wie Ulrich Beck und Jürgen Habermas gezeigt haben\textsuperscript{150}) höchst charakteristisch für den Zustand der Gegenwartsgesellschaft ist. Ihr repräsentativer Status ist also der von Krisensymptomen einer Gesellschaft im Umbruch, aber als literarische Figuren sind sie zugleich mehr als das, sie bilden geradezu ein Komplement für das, was die diskursiv-abstrahierende Zugriffsweise der Soziologie nicht vermag: Der Roman „lässt [...] die Einzelnen zu Wort kommen, bis zu denen herunter es weder die Analytiker der Transformationsgesellschaft schaffen noch die Politiker, die ihm blühende Landschaften versprechen“ (Arend 1998). Er stellt Individuelles, Konkretes und Flüchtiges dar, das dennoch am Allgemeinen durch das Prinzip des Exemplarischen und Typischen teilhat, ohne die Figuren zu bloßen Schemata zu degradieren.

Wie dies geschieht, möchte ich im Folgenden anhand der drei wesentlichen Handlungsfelder, die im Roman repräsentiert werden, genauer untersuchen und mit den entsprechenden Ergebnissen der Soziologie vergleichen: In Bezug auf die Folgen des Systemwechsels für die politisch-weltanschauliche Identität der Figuren, in Bezug auf die Arbeitswelt und in Bezug auf die Liebesbeziehungen bzw. intimen Lebensgemeinschaften. Kinder und Erziehung sowie die Rolle der Alten werden dann noch in kurzen Exkursen behandelt.

\textsuperscript{150} Während Beck den individualisierten Modus der Krisenerfahrung betont (Beck 1986, 217ff), hebt Habermas die sozialen Anomieerscheinungen in der Privatsphäre hervor (1988b, 566, 568ff, 573, 576f, 580f).
C. Systemwechsel und politische Identität


so dass die Menschen die kapitalistische Produktionsweise in falscher Naturalisierung als „beste aller möglichen Welten“ erführen (Schulze 2006, 3).


151 Immerhin schildert Martin Meurer die Begegnung mit einem früheren Stasi-Spitzel als persönliches Versagen, weil er ihn nicht entschieden zurückzuweisen vermag – ein Indiz, dass ihm dies auch früher schon schwer gefallen ist, dass er also für einen Studienplatz politische Rücksichten nehmen musste, die seinen eigentlichen Überzeugungen widersprachen.
hält, unter dieser Oberfläche des Schweigens könne sich alles Mögliche verbergen, liegt nicht so sehr an den wenigen Fällen offener Thematisierung von vergangener Schuld als vielmehr an einer beträchtlichen Anzahl versteckter Hinweise, die nie konkretisiert werden: Barbara Holitzschek verdächtigt Verkehrspolizisten, ohne wirkliches Gesinnungswandel aus DDR-Beständen übernommen worden zu sein (SiSt 56) – ein Verdacht, der sich auf den tatsächlichen hohen Anteil an Übernommenen in der Polizei stützen kann (Vester et al. 2001, 115; Geißler 2006, 186); Lydia fragt ihre Chefin Hanni völlig aus dem Zusammenhang springend, ob sie sich auch manchmal „nach früher“ sehne, obwohl sie „nie etwas damit zu tun“ hatte und nie mehr auf das Thema zurückkommt (SiSt 58); Dieter Schubert vermutet hinter Hannis Entlassung Stasi-Vorwürfe (SiSt 136); Christian Beyer denunziert seinen Konkurrenten Edgar Körner als früheren FDJ-Funktionär (SiSt 131), und dieser „hat die höhnischen Visagen satt“, die ihn „noch von früher kennen“ (SiSt 205). Auch Peter Bertram verrät nur äußerst widerwillig Details über seinen Dienst bei den Grenztruppen, als er beim Angeln einnickt und beim Piepen der elektronischen Bissanzeige mit dem Ruf „Alaaarm!“ aufschreckt. Auf Schuberts Frage nach seinem früheren Dienstgrad antwortet er: „Wenn die einen holten, gabs jedesmal nen Stern drauf, na und? Kann ich was dafür? Die andern warn bei der Kampfgruppe“ (SiSt 153).\footnote{Gemeint sind hier die sogenannten „Betriebskampfgruppen“, eine Art Reservetruppe und Element der militärischen Durchorganisierung der gesamten Gesellschaft.} Den Grund für seine Entlassung aus dem Schuldienst verrät er jedoch nicht: „Ich denke, wir angeln hier...“ (a.a.O.). Vertuschung, Veharmlosung und trotzige Rechtfertigung bestimmen sein Verhältnis zur Vergangenheit.

Gerade indem Schulze die problematische DDR-Vergangenheit vielfach auf der Ebene bloßer Anspielung belässt, schafft er eine Atmosphäre der Tabuisierung, die – selbst ohne schuldhafte Verwicklungen – auf eine opportunistische Schamhaftigkeit im Umgang mit der eigenen Vergangenheit schließen lässt. Und diese wiederum zeugt von einer schnellen Anpas-


Wo der problematisch gewordene Umgang mit der Vergangenheit nach dem Bruch des Systemswechsels in den Mittelpunkt der Romandarstellung rückt, dominieren allerdings zwei andere Strategien: In den wenigen Fällen, in denen sich die Figuren einer Auseinandersetzung nicht entziehen können, besteht eine polarisierende Tendenz zur pauschalen und radikalen Abwertung oder zu einer Idealisierung, die zugleich der Rechtfertigung des eigenen Verhaltens dient. Exemplarisch für diese gegensätzlichen Strategien stehen Ernst Meurer und Dieter Schu-
bert mit ihren Ehefrauen. Wie beim moralisierenden Umgang mit diesem Thema in der Öffentlichkeit stehen die beiden im Verhältnis von Täter und Opfer zueinander. Dabei trifft der verständliche Anspruch des Opfers auf nachträgliche Gerechtigkeit unversöhnlich auf die Abwehr von Schuldzuweisungen durch den vermeintlichen Täter und dessen Furcht davor, zur Rechenschaf gezogen zu werden. Gleich im ersten Kapitel begegnet der frühere parteitreue Schuldirektor Ernst Meurer Dieter Schubert als einem Lehrer, den er, wie wir später erfahren, auf Anweisung seiner Vorgesetzten aus (kleinlichen) politischen Gründen für drei Jahre „zur Bewährung in die Produktion“, d.h. in den Braunkohlebergbau geschickt hatte, und ist dessen wütenden Anschuldigungen ausgesetzt. Auch von den Bewohnern Altenburgs, die für den friedlichen Wandel auf die Straße gegangen sind, wird er unter Druck gesetzt, weil er sie (angeblich auf höhere Weissung) in einem offenen Brief mit strengen Konsequenzen bedroht hatte (SiSt 222f). Die erste Reaktion der Meurers auf die Konfrontation mit Schubert ist die Vergangenheitsverklärung: Vor seinen öffentlichen Anschuldigungen flüchten sie in idyllische Erinnerungen an das private »Glück in der Nische«:

»Ja«, sagte Ernst, »ein ganzes Tablett voll.« (SiSt 22)

Besonders Ernst Meurers Verhalten ist durch die Weigerung gekennzeichnet, sich einer Auseinandersetzung mit den Vorwürfen überhaupt zu stellen; einer privaten Aussprache mit Schubert geht er aus dem Weg, und als er nach einem anklagenden Zeitungsartikel vor einen
Untersuchungsausschuss zitiert wird, kommt er seiner Entlassung durch die eigene Kündigung zuvor und zieht sich aus Enttäuschung über die ausbleibende Solidarität seiner Ex-Parteigenossen und aus Angst vor Repressionen immer mehr in sich selbst zurück (Kap. 7, 15). Anstatt sich zu wehren oder öffentliche Selbstkritik zu üben, stilisiert er sich selbst zum Opfer – ein nicht nur nach der Wende sehr verbreiteter Mechanismus der Schuldabwehr. Wie hoch der Preis dieser Verdrängungs- und Abwehrstrategie ist, lässt sich an der Figur Ernst Meurer allerdings ebenfalls deutlich erkennen: Sie birgt nicht nur die Gefahr gesellschaftlicher Isolierung und führt zu einem Verlust der Initiative, sondern verlangt vor allem permanent eine ängstliche Wachsamkeit, die sich wie in Meurers Fall zur Paranoia und Hypochondrie auswachsen kann. Meurers Identität ist zu eng an das DDR-System gebunden, sie besitzt zu wenig eigenständige Stärke und ist mit ihrer rigiden Wertorientierung zu unflexibel, um den historischen Umbruch und die mit ihm verbundenen Belastungen aushalten zu können (vgl. Maaz 1990, 181).

Die psychiatrische Anstalt Dösen eingeliefert worden ist, rechtfertigt sie ihre Entscheidung, nicht ihrem ersten Mann in den Westen zu folgen, zwar nicht direkt mit ihrer Loyalität zum SED-Staat, aber doch mit ihrer Zuneigung zu Meurer als einem Menschen, den sie auch und gerade in seiner loyalen Mitarbeit im Partei- und Staatsapparat überzeugend fand (SiSt 220f).

selbst mit seinen Giotto-Fresken kann Schubert den versöhnenden Standpunkt des heiligen Franziskus nicht erreichen, obwohl er „zum Greifen nah“ erscheint.

Die großen Legenden – so ergibt sich aus der unaufdringlichen Symbolik der ›story‹ – passen nicht mehr; die säkularisierte Gegenwart stellt sie notdürftig, auch grotesk gefährlich nach, ohne dass noch ein Dialog über ihren ›Sinn‹ entstünde. [...] Gottes Abwesenheit erregt kein größeres Aufsehen mehr. (Schmitz 2000, 134)

Und hinzuzufügen wäre: Ebenso wenig Aufsehen erregt das Verschwinden einer Idee von historischer Gerechtigkeit, wie sie zuletzt nur noch durch die marxistische Geschichtsphilosophie vertreten wurde.


»Im Treppenhaus vom Arbeitsamt [...], da sind wir uns mal in die Arme gelaufen, der Schubert und er [...]<

»Ihr Mann hat Herrn Schubert angesprochen?«
»War ja nicht möglich. Schubert ist weggelaufen. Der wollte als ›politisch Verfolgter‹ anerkannt werden mit Titel und Urkunde.« (SiSt 228)

Erst als Schubert tot ist, kommt es auf Vermittlung der jüngeren Generation zu einer späten Annäherung zwischen den Schuberts und den Meurers. Der Tanz Ernst Meurers mit Marianne Schubert auf der Hochzeit seines Sohnes hat Symbolwert, obwohl die beiden dabei nicht miteinander sprechen (SiSt 252).

Diese beherrschende Rolle der Schuldproblematik bei der Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit ist ebenso signifikant wie die Unfähigkeit, sie zu lösen; sie verweisen auf ein typisches Dilemma im Umgang mit der Vergangenheit totalitärer Staaten: In der DDR waren die Menschen in besonders hohem Maße in staatliche Institutionen eingebunden, die sie prägten, kontrollierten und in denen sie bestimmte funktionale Rollen auszufüllen hatten; in ihnen agierten sie nicht oder nur sehr beschränkt als eigenverantwortliche Subjekte. Das Unrecht jedoch, das vielen Menschen von diesen Institutionen angetan worden ist, verlangt für eine Sühne nach individuellen Verantwortlichen. Zu einer „Wahrheitskommission“ wie nach dem Ende der Apartheid in Südafrika, wo dieses Dilemma durch eine öffentliche Kommunikation zwischen Tätern und Opfern unter Verzicht auf Strafe gelöst werden konnte, ist es nach der Wiedervereinigung in Deutschland jedoch nie gekommen.

In hohem Maße bedeutsam für die Problematik der politischen Identitäten in Ostdeutschland war sicher auch die spezifische Art und Weise, wie sich die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten in wirtschaftlicher Hinsicht vollzogen hat: als demütigende Erfahrung eines ›Ausverkaufs‹ der Ex-DDR an die westdeutsche Wirtschaft – oder, wenn man es mit Cooke etwas schärfer fasst, als Erfahrung einer Quasi-Kolonisierung durch den westlichen Kapitalismus (Coo-

153 Dass für die Versöhnung ein ›Überspringen‹ der verbalen Kommunikation erforderlich ist, muss ebenfalls als ein vom Autor bewusst gesetztes Zeichen verstanden werden. Die lebensweltliche Alltagskommunikation erweist sich als nicht leistungsfähig genug, um die Gräben der Vergangenheit zu überwinden.

196
In ihr vollzog sich zugleich die erste reale Begegnung der Ostdeutschen mit dem neuen marktwirtschaftlichen System, hier zeigte es zum ersten Mal sein ›wahres Gesicht‹, ›entzauberte‹ alle von Werbung und Politik verbreiteten Illusionen und führte in seine tatsächlichen Regeln ein. Es ist daher signifikant, dass diese durchaus den Charakter eines ›Realitätsschocks‹ tragende Erfahrung gleich im zweiten Romankapitel in ausgesprochen plakativer Weise gestaltet wird, und zwar wiederum in allegorischer Form: Die wirtschaftliche Vereinigung durch die Währungsunion am 2. Juli 1990 erscheint hier als die Quasi-Vergewaltigung eines naiven ostdeutschen Mädchens durch den von ihr geliebten westdeutschen Immobilienmakler Harry Nelson – und zwar aus der Perspektive des Opfers. In dieser Allegorie ist tatsächlich so etwas wie eine bewertende Interpretation bzw. ein ›Erklärungsmuster‹ enthalten,154 wenngleich durch seinen immanenten Reduktionsmus und die ›Opferperspektive‹ zunächst offen bleibt, inwieweit es sich tatsächlich um ein Deutungsangebot des Autors und inwieweit es sich um die Repräsentation eines verbreiteten Gefühls von Ex-DDR-Bürgern handelt: Die Hoffnungen und Erwartungen, welche die DDR-Bürger für die Vereinigung mit der Bundesrepublik demonstrieren ließen, werden als Ausdruck eines naiven Glücksstrebens gedeutet, das Vorgehen der westdeutschen Wirtschaft als skrupellose Übergabe – wenngleich Harry Nelsons Trunkenheit für die Ansicht spricht, dass auch das bundesrepublikanische Unternehmertum nicht bloß nach rationalem Kalkül, sondern in einem Macht- und Gewinnrausch mit triebhaftem Charakter handelte.155

154 Ins Diskursive übersetzt müsste es wohl in etwa lauten: Wenn Männer (bzw. kapitalistische Unternehmer) die Macht dazu haben, nehmen sie sich meist, was sie bekommen können, ohne Rücksicht auf die davon Betroffenen und ohne Rücksicht auf moralische Regeln.
Jedenfalls demonstriert das neue Wirtschaftssystem überdeutlich, dass es sich als ein Bereich der Gesellschaft verselbstständigt hat, der allein durch die instrumentelle Rationalität des Gewinnstrebens angetrieben wird, während moralisch-ethische Werte und Normen in ihm keine eigenständige Gültigkeit beanspruchen können. Mehr noch: gerade das zweite Kapitel macht deutlich, dass die instrumentelle Rationalität des ökonomischen Systems auch massiv in die Privatsphäre hineinwirkt und dort moralische Skrupel sowie die Bereitschaft zu offener, gleichberechtigter Kommunikation unzuverlässig werden lässt (Habermas 1988b, 522 u. 565f). Das am meisten Problematische dieser Kollektiverfahrung liegt aber wohl darin, dass sie die Möglichkeit, sich mit dem neuen System zu identifizieren, auf eine klare Rollenverteilung beschränkt: die Identifikation der Ohnmächtigen mit den Mächtigen. Dass gerade die selbstbewusstenen Teile der ostdeutschen Bevölkerung dazu nicht willens sein würden, war abzusehen; die schnelle Abkühlung der Wendeeuphorie trotz massiver westdeutscher Transferleistungen ist deshalb wenig verwunderlich. Das Resultat dürfte für viele jene desillusionierte, ›abgeklärte‹ Haltung gewesen sein, die auch am Ende des zweiten Romankapitels für Conny – und später für ihre Eltern – angedeutet wird.

In der Tat stellt diese Story offenkundig dar, wie das in der DDR gewachsene Bild vom Westen als ›Konsumparadies‹ brutal desillusioniert wird: Die Harry Nelson zugeschriebenen Attribute des rastlos tätigen, furchtlos auftretenden und zugleich kultivierten genießerischen Selfmademans sind erkennbar geprägt durch die Idealisierungen der westdeutschen Massenmedien, besonders des Westfernsehens. Die nur angedeutete Art und Weise, wie Conny nun ihr traumatisches Initiationserlebnis in die westliche Gesellschaft deutet, stützt sich jedoch nicht weniger auf bestehende Interpretationsschemata – nicht umsonst heißt es schon im Vorspann, dass die Ich-Erzählerin „eine alte Geschichte“ erzähle: Dass sich ein kapitalistischer Unternehmer rücksichtslos nimmt, was er kriegen kann, und dieses nach Befriedigung seiner egoistischen Bedürfnisse


Tatsächlich gibt es ein Bild im zweiten Kapitel, einen Aspekt von Connys Erfahrung, der die alten Interpretationsschemata durchbricht und damit gewissermaßen die Voraussetzung für das aktive Ergreifen ihres „eigenen Lebens“ bildet: Der nach der Quasi-Vergewaltigung halb-


Dass eine solche Distanzierung nicht nur im Westen, sondern nach der ersten Wiedervereinigungs-Euphorie auch in Ostdeutschland stattgefunden hat, gehört zum allgemeinen soziologischen Erkenntnisstand (Rattinger 1995, 252; Falter 1995, 282) – auch in Simple Storys schimmert sie trotz der weitgehenden Randständigkeit der Politik im Roman an verschiedenen Stellen durch:

Dieter Schuberts Eintritt in die DSU bleibt Episode (SiSt 26), er und seine Frau schließen sich vielmehr bald der desillusionierten Auffassung ihrer Tochter Conny an (SiSt 29). Hanni spricht in ihrem Telefonat mit Barbara Holitzschek sehr distanziert von „unsere[n] Volksvertreter[n]“, welche die Bürger zum Schreiben von Anträgen aufforderten, und glaubt, als Gattin eines Politikers habe man ausgesorgt (SiSt 85). Selbst die Politikergattin selbst spricht in einem Streit mit ihrem Mann von „eure[r] schöne[n] Demokratie“ (SiSt 147).


201

In diesem Zusammenhang ist an Schulzes Roman immerhin auffällig, dass trotz der verbissenen Abwehrhaltung der ehemaligen Kollaborateure des DDR-Systems kaum eine der Figuren sich explizit in die DDR zurücksehnt – auch die nicht, die durch die Wiedervereinigung nur verloren haben. „Für sentimentale Erinnerungen haben diese traurigen Glücksritter nichts übrig“ (Böttiger 1998). In ihren Anstrengungen, sich im neuen System über Wasser zu halten, haben sie „keine Zeit, um zurückzuschauen; keine Kraft, um zu trauern über die Dinge und Menschen, die auf der Strecke blieben; keine Lust, noch mal die Schlachten zu schlagen, die für immer verloren sind“ (a.a.O.). Lydias Frage an Hanni „Sehnst du dich auch manchmal nach früher?“ (SiSt 58) steht völlig vereinzelt und kann in dem äußerst mehrdeutigen Kontext am Ende des 5. Kapitels auch nicht wirklich als eindeutiger Ausdruck von „Ostalgie“ gesehen werden.156 Ausgerechnet Renate Meurer, deren Erzählungen so sehr von einem Rechtfertigungsbedürfnis geprägt sind und die das neue System als einzige offen kritisiert, richtet sich mit pragmatischer Tatkraft in ihm ein.


stand zu versetzen – eine Tatkraft, für deren unbeschwertem und sinnenfreudigen, aber auch ein Stück weit naiven Optimismus die Arie des Papageno aus Mozarts *Zauberflöte* steht, die sie vor sich hinsingt (SiSt 74). Meurers Ekel vor Neugebauers Datsche kombiniert die schockartige Einsicht in den verrotteten Zustand seines einstigen Vaterlandes mit der in die moralisch-ideologische ›Verrottung‹ ihrer einstigen Funktionäre, während das Land für Renate in seiner Gewordenheit die einzige Basis des fortzusetzenden Lebens darstellt. Für ihn, so könnte man extrapolieren, hat die Wende vor allem den maroden Zustand seines einstigen Heimatstaates auf traumatische Weise offengelegt, während sie sich – „vorbei ist vorbei“ – sogleich der Zukunft zuwendet. Selbst Details wie das eingeworfene Fenster deuten auf den traumatischen Charakter seiner Erfahrung hin, auf den Einbruch eines fremden Außen ins Innen, so dass es nicht überrascht, wenn er am Ende des Kapitels vom Geräusch splinternden Glases aus dem Schlaf gerissen wird – ein Geräusch, das offensichtlich aus dem Reich der Albträume stammt und das im letzten Satz noch einmal in scharfen Kontrast zu Mozarts fröhlich-beschwingter Arie gestellt wird (SiSt 82).\(^{157}\)

Überhaupt führt das Kapitel „Sommerfrische“ vor, dass und warum die Leitdifferenz zwischen dem eigenen Staat und den fremden, wie sie sich im Nationalgefühl manifestiert, verwischt wird. Als loyaler Diener des SED-Regimes war es Ernst Meurer gewohnt, sich mit seinem Staat zu identifizieren, diesem also eine spezifische Überlegenheit, einen übergeordneten Wert zuzuweisen. Dieser Teil seiner Identität ist mit dem Ende der DDR zerfallen. Auf der anderen Seite gelingt es ihm nicht, sein einstiges Deutungs- und Wertungsschema auf das neue, von der Bundesrepublik geprägte Gesamtdeutschland zu übertragen, denn dieser Staat hat eigentlich keine nationale Identität in dem für ihn gewohnten Sinne, er ist nicht Träger einer bestimmten politischen Idee, eines spezifischen Weltbildes. Am ehesten geeignet zur Identifikation erscheint Meu-

\(^{157}\) In jedem Fall ist das erneute Hören der Papageno-Arie traumhafter Natur und nicht, wie Hahn (SiSt 228) annimmt, auf die Rückkehr Renate Meurers zurückzuführen. Diese erzählt nämlich im Kapitel „Vorbei ist vorbei“, dass ihr Mann schon am folgenden Tag auf eigene Faust zurückgereist ist (SiSt 226).
rer noch die bundesrepublikanische Wirtschaftskraft – so zählt er mit einem gewissen Stolz die Vielzahl deutscher Automarken auf. Aber die Wirtschaftsleistung ist nicht nur viel ›profaner‹ als eine politische Ideologie, sie ist durch ihre Quantifizierbarkeit auch leichter vergleichbar, so dass gleichwertige oder überlegene Konkurrenten (hier die Japaner) unübersehbar sind (SiSt 75f).


Der Punkt, an dem die Story auch den Leser über die bestehenden Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster hinausführt, ist ihr alptraumhaftes Ende: das anschwellende Geräusch splitternden Glases steht sicher für das intensive Gefühl der Bedrohung, wie das zerbrochene Fenster überhaupt auf den gewaltsamen Einbruch des fremden Äußeren in das eigene Innere weist. Dass dieses Geräusch „wie ein Vogel oder eine Wolke […] durch die Luft [streift], bis es

Ernst Meurer ist, was die Erschütterung der Identitäten durch den plötzlichen Systemwandel angeht, nur ein extremer Fall; die meisten anderen Figuren können ihre Identität im Umbruch leidlich stabil halten. Dabei wenden sie neben der Verdrängung auch Strategien der Identitätsarbeit an, die sich den Typologien der Sozialpsychologen zuordnen lassen. So führt etwa die Begegnung mit seinem christlich ›erweckten‹ Vater im zehnten Kapitel bei Martin Meurer zur ›Identifikation mit einer traditionellen Metaerzählung‹ (Keupp et al. 1999, 61f), die – besonders hinsichtlich der Wertorientierung und der Sinngebung des Leidens – offenkundig eine identitätsstabilisierende Funktion besitzt, auch wenn sie längst keine allgemeinverbindliche oder auch nur kulturell privilegierte Geltung mehr beanspruchen kann. Eine andere Strategie, die Zulassung einer begrenzten Identitätsdiffusion zur Integration der zunehmenden Pluralität, Ambiguität, Offenheit und Fragmentierung (a.a.O.), lässt sich schon aus der Widersprüchlichkeit von Charakterzügen, Werthaltungen und Verhaltensweisen ablesen, welche ich beim Versuch einer soziologi-
schen Einordnung der Figuren aufgedeckt habe – eine Inkonsistenz, die nicht allein auf die wechselnde Erzählerperspektive zurückzuführen ist und die uns noch öfter beschäftigen wird. Identitätsarbeit wird hier zur Konflikttaushandlung, bei der die widerstrebenden Teile der Selbst erfahrung in einem produktiven Spannungszustand gehalten werden (a.a.O., 196f).


Umgekehrt zeigen die Figuren mit den größten Identitätsproblemen die geringsten Fähigkeiten zur aktiven Identitätsarbeit: Ernst Meurer zieht sich aus dem sozialen Leben weitgehend zurück, bleibt an zusätzlichem kulturellen Kapital uninteressiert und kann sich nur völlig unrealistische gesellschaftliche Aufgaben vorstellen; Enrico Friedrich sabotiert geradezu systematisch alle Versuche von Freunden und Bekannten, ihm zu helfen:

»Woche für Woche muntert man ihn auf, erzählt ihm, was es alles Schönes gibt im Leben, versucht, ihm seine Angst zu nehmen. [...] Er aber hat Spaß daran, alles,
was man ihm vorschlägt, zu zerdeppern. Das ist sein Beruf und sein Hobby. Kein Mensch, kein Job, keine Freude, nichts, nichts, nichts. Ich finde das direkt beleidigend, zumindest für Anwesende. Und als Draufgabe kotzt er fremde Betten voll und heult sich die Seele aus dem Leib, weil er allein ist.« (SiSt 275)

Meurer und Friedrich zeigen, dass es pathologische Folgen haben kann, wenn man in einer Situation rapiden sozialen Wandels weder am Alten festzuhalten noch auf das Neue sich einzulassen vermag (wenngleich der Schriftsteller weniger signifikant ist, da über seine DDR-Vergangenheit im Text kaum etwas zu erfahren ist).


Zu den wenigen, die sich auf narrative Weise kontinuierlich mit der Vergangenheit aus-

einandersetzen, gehört neben Renate Meurer vor allem Dieter Schubert. Auch nach der geschei-
terten Anklage Ernst Meurers und nach seiner Anerkennung als ‚Opfer der SED-Diktatur‘ ist er
aktiv mit der Vermittlung von Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt und ergreift dabei eine
bemerkenswerte Strategie: Er verschafft sich in Jenny Ritter eine bezahlte, aber darüber hinaus
tatsächlich interessierte Zuhörerin außerhalb seines Verwandten- und Bekanntenkreises und un-
ternimmt eine erzählende Neuinterpretation sowohl der DDR-Vergangenheit als auch der Ge-
genwartserfahrungen im westlichen System. An dieser Stelle ist nur so viel interessant: Im Ge-
gensatz zu den autobiographischen Erzählungen, die seine Frau noch aus der Vorwendezeit
kennt, betont er in seiner Deutung der DDR-Vergangenheit nun nicht mehr so sehr das Unrecht,
das ihm von der politischen Führung angetan worden ist, sondern die mangelnde wissenschaft-
lich-technische Leistungsfähigkeit des Systems, wie sie für ihn in der schlechten Qualität seines
Glasauges zum Ausdruck kommt. Das politische Unrecht ist also durch seine offizielle Anerken-
nung und seine finanzielle Kompensation staatlicherseits nicht wirklich ‚bewältigt‘ worden; das
tief sitzende Gefühl der Benachteiligung besteht vielmehr weiter und wird auf andere Bereiche
seiner DDR-Vergangenheit übertragen.

Andererseits deutet die Geschichte vom „Büchsen-Altar“ die Erfahrung der Wiederverei-
nigung auch aus Schuberts Sicht als Enttäuschungsgeschichte, in der die Sinn-Verheißungen der
westlichen Warenwelt gründlich desillusioniert worden sind (SiSt 165f); und die Interpretation
der türkischen Frau mit den großen Händen als „Arbeitssklavin“ zeigt nicht nur seine kritische
Einstellung gegenüber dem westlichen Wirtschaftssystem, sondern deren fortdauernde Prägung

nischen Immobilienmaklers wieder, Enrico Friedrich erzählt Patrick im 19. Kapitel vom zeitweiligen Zusammenle-
ben mit dessen Ex-Freundin Lydia, Edgar Körner und Danny erzählen sich im 20. Kapitel Anekdoten über Erzie-
hung, deren Konfliktpotential zur Trennung führt, und schließlich erzählen sich Edgar Körner und Jenny im 25. Ka-
pitel zum Leidwesen Maiks autobiographische Episoden, von denen Jenny eine im folgenden Kapitel Lydia noch
einmal erzählt.
durch das DDR-Propagandabild vom Kapitalismus (SiSt 167). Schuberts Position als Außenseiter, der trotz Anpassungsbereitschaft in der DDR wie in der BRD aufs Abstellgleis geschoben wird, schlägt sich einer kritischen Ablehnung beider Systeme nieder, die im Einzelnen hellsichtig, aber insgesamt inkonsistent ist. Dass diese Inkonsistenz eine seiner ganzen Identität ist, zeigt sich, wenn all diese Erzählungen schließlich auf die Wiedergabe einer von Peter Bertrams sadomasochistischen Sex-Geschichten hinauslaufen; Schubert zeigt sich damit als gespaltene Persönlichkeit und verrät, dass er sich zwar als Opfer fühlt, diese Opferrolle aber auch ein Stück weit „braucht“ und sich dabei als autoritärer Charakter heimlich mit den Tätern identifiziert.


D. Arbeitswelt und ökonomische Lebensbedingungen


159 Im einzelnen sind dies: „Neues Geld“ (Kap. 2), „Mal eine wirklich gute Story“ (Kap. 3), „Panik“ (Kap. 4), „Zugvögel“ (Kap. 5), „Dispatcher“ (Kap. 9), „Lächeln“ (Kap. 10), „Die Killer“ (Kap. 12), „Nadeln“ (Kap. 21), „Vorbei ist vorbei“ (Kap. 22), „Vollmond“ (Kap. 24), „Mein Gott, ist die schön“ (Kap. 25) und „Fische“ (Kap. 29) – nicht gerechnet Maiks Auftreten als Kellner in „Büchsen“ (Kap. 16)
stellt, und über den Ausverkauf der DDR-Industrie sowie den damit verbundenen Schrumpfungsprozess lesen wir ebenso wenig wie über die Privatisierung und vielfache Stillegung der landwirtschaftlichen Großbetriebe.\footnote{160 Vgl. hierzu Hettlage 45-50 und Turek 742-751.}


Ansonsten konzentriert sich der Roman ganz auf die Folgen dieses Geschehens auf der Mikro-Ebene der Gesellschaft, der personalen Interaktion. Besonders die Erfahrung der Arbeitslosigkeit und Arbeitsplatzunsicherheit durchzieht die gesamte Darstellungsebene von Schulzes Roman und macht die Berufstätigkeit gerade durch ihren problematisch gewordenen Status als ökonomische Grundlage der Privatexistenz spürbar. Sie zeigt sich auch über die unmittelbar Betroffenen hinaus in einem allgemein erhöhten Druck und in der „Angst, sozial abzustürzen, die Arbeit zu verlieren und ein Bittsteller zu werden“ (Schulze 1998a).

In der Tat zeigen die empirischen Daten eine historisch beispiellose Schrumpfung des Arbeitsmarktes nach der Wende (Weymann 2000, 34; Falk 2000, 58f).\footnote{161 Vgl. zum Folgenden auch Fürstenberg 1995, 103f; Geißler 2006, 223f; Rehberg 2006, 211ff; Gros 1999, 850ff.} Verursacht von der

\(^{162}\) Dieser Zusammenbruch wiederum war nicht zuletzt bedingt durch die sprunghafte Erhöhung des Preisniveaus aufgrund der Währungsunion – ein administrativer, aus politischen Gründen vollzogener Gewaltakt, der auch durch die plötzliche Erhöhung des Lohnniveaus die Rentabilität ostdeutscher Betriebe noch zusätzlich herabsetzte.

\(^{163}\) Die vom Arbeitsamt geförderte Weiterbildung hat sich paradoxerweise sogar negativ auf die Wiederbeschäftigungschancen der an ihnen teilnehmenden Arbeitslosen ausgewirkt (vgl. Wingens und Grotheer 2000, 128ff).

\(^{164}\) Ebenso Schenk 1995, 81.
Obwohl die Arbeitslosigkeit nach der Wende das zentrale gesellschaftspolitische Problem Ostdeutschlands darstellte (während sie diesen Status in Westdeutschland schon länger hatte), wird sie in der Romandarstellung noch über ihre reale Bedeutung hinaus in den Vordergrund gestellt – und dies gilt selbst dann, wenn man die erhebliche Fluktuation innerhalb der Arbeitslosen in Rechnung stellt und von der besonders extremen Situation im thüringischen Bezirk Altenburg ausgeht, wo zeitweilig 19,3 % der Erwerbsfähigen ohne Arbeit waren (Heinze 1998, 44). Die weit überwiegende Mehrheit der Romanfiguren ist zumindest vorübergehend tatsächlich von Arbeitslosigkeit betroffen, und die breite Streuung über alle Gehalts- und Qualifikationsstufen hinweg bestätigt die Erkenntnis Ulrich Becks, dass die Arbeitslosigkeit sich trotz ihrer sozialen Strukturierung „objektiv aus dem Stigma einer Klassenerfahrung längst herausgelöst und »normalisiert« hat“ (Beck 1986, 145). Das gilt auch für die Romanfiguren: Ernst Meurer verliert seine Stelle als Schuldirektor aus politischen Gründen, Peter Bertram wird wohl aus ähnlichen Gründen als Lehrer entlassen. Warum Dieter Schubert offenbar nicht mehr als Museumspädagoge arbeitet, bleibt unklar; seine Bemühungen, wieder in seinem früheren Beruf als Lehrer eingestellt zu werden, scheitern jedenfalls. Renate Meurer verliert erst ihren Job als Statistikerin, dann durch die Schuld ihres Mannes auch den als Sekretärin in einem Steuerberatungsbüro. Für Martin Meurer wird die Doktorandenstelle als Kunsthistoriker nicht verlängert, und in seinem neuen Job als Vertreter kommt er über die Probezeit nicht hinaus. Seine Frau musste sich umschulen lassen, ist also offenbar schon vorher arbeitslos geworden, bekommt aber auch nach der Qualifikationsmaßnahme nichts. Conny Schubert verliert ihre Arbeit als Kellnerin, Danny ihren als Journalistin, Patrick den seinen als Fotograf und auch Lydias entsprechende Befürchtungen erfüllen sich of-

\footnote{Ähnlich Geißler 2006, 224f.}
fenbar, da wir sie gegen Ende des Romans in Berlin wiederfinden. Der kubanische Taxifahrer Orlando wird nach einem längeren Krankenhausaufenthalt entlassen, und Edgar Körners Job als Anzeigenakquisiteur fällt Rationalisierungsmaßnahmen zum Opfer (SiSt 204). Auch Enrico Friedrich ist offenbar nicht mehr wie früher am Theater beschäftigt, und die Schwesternschülerin Jenny scheint am Ende ihrer Ausbildung keine Stelle gefunden zu haben, denn im letzten Kapitel jobbt sie mit Martin Meurer als Werbeträgerin. Selbst die Museumsdirektorin Hanni verliert im weiteren Verlauf der Romanhandlung ihren Arbeitsplatz. Die Psychiaterin Barbara Holitzschek gehört (soweit erkennbar) zu den ganz wenigen, die ihren Beruf kontinuierlich ausüben können\textsuperscript{166}, und ihr Mann Frank hat sich gleich nach der Wende dauerhaft als Lokalpolitiker etabliert.\textsuperscript{167} Auch Marianne Schubert kann nach ihrer Krebsoperation wieder in ihrem Sekretärinnenjob arbeiten.


\textsuperscript{166} Möglicherweise gehört auch Marianne Schubert dazu, aber es ist nicht erkennbar, ob sie vor der Wende auch schon als Sekretärin gearbeitet hat – wenn ja, dann jedenfalls nicht im „Möbelparadies“. Auch von Patrick weiß man nicht, ob er schon vor der Wende als Fotograf gearbeitet hat, und die Qualifikation von Christian Beyer bleibt ebenso unklar wie die von Frank Holitzschek.

\textsuperscript{167} Maiks Kellnertätigkeit ist vor dem Hintergrund seines Alters wahrscheinlich nur eine Übergangsbeschäftigung.

Ganz in diesem Sinne gehört für alle Frauenfiguren in Schulzes Roman der Beruf fest zum eigenen Lebenskonzept, doch gerade sie müssen um ihren Job bangen. So interpretiert die Tierpräparatorin Lydia das Verhalten ihrer Chefin Hanni vor dem Hintergrund ihrer bald erwarteten Entlassung: „Sie atmet tief aus, um mir zu zeigen, wie sehr ich sie quäle und wie schwer es ihr fällt, mich vor die Tür setzen zu müssen – dieses Jahr oder nächstes Jahr, in zwei Jahren. Sie ist nicht nur die Chefin, sondern auch länger dabei und hat ein Kind ...“ (SiSt 58). Gegen die Journalistin Danny wird die mögliche Entlassung in plumper Weise als disziplinierendes Druckmittel eingesetzt, und schon bei ihrer Einstellung musste sie sich diskriminierende Fragen nach geplanten Kindern gefallen lassen, die den Hauptgrund für die ungleichen Arbeitsmarktcancen thematisieren: die zusätzlichen Kosten und Produktivitätseinbußen, die aus rein betriebswirtschaftlicher

Sicht vermeintlich durch die natürliche Bindung an die biologische Reproduktion verursacht werden. Nach der flächendeckenden staatlichen Fürsorge zu DDR-Zeiten ist diese zusätzliche Belastung eine neue Erfahrung. Man spürt, wie die berufliche Verunsicherung auch das Selbstwertgefühl angreift (oder einen latenten Mangel daran manifest werden lässt) und wie der erhöhte Druck an Überforderung grenzt, so dass die Nerven buchstäblich blank liegen: Lydia bricht aus nichtigem Anlass in verzweifelte Selbstanklagen aus („Wir machen es immer falsch [...] Alles machen wir falsch“ [SiSt 63]), Danny denkt beim Ausparken vielsinnig darüber nach „welche Freude mein Verschwinden auslösen wird“ (SiSt 39), und Hanni sieht sich als „Übriggebliebene“: „Die Gescheiten machen sich dünn hier“ (SiSt 86).

Für die meisten Romanfiguren bleibt die Arbeitslosigkeit allerdings – zumindest vorerst – eine vorübergehende, wenn auch zum Teil wiederholte Erfahrung: Conny Schubert findet Beschäftigung auf einem Kreuzfahrtsschiff, Renate Meurer erhält eine Stelle in Westdeutschland, Peter Bertram wird als Anzeigenakquisiteur eingestellt und Edgar Körner kommt als Fernfahrer unter, während Martin Meurer sich mit einer Reihe von Gelegenheitsjobs über Wasser hält. Lediglich Ernst Meurer und Enrico Friedrich bleiben dauerhaft ohne Arbeit. Diese Verhältnisse entsprechen der allgemeinen soziologischen Diagnose169:


dasein, das die Massenarbeitslosigkeit unter den Bedingungen der Individualisierung führt [...]. (Beck 1986, 147)


Die sehr ungleich verteilten Chancen und Risiken dieser unfesteren Berufsbindingen werden im Roman jedoch ebenfalls deutlich herausgestellt: Der normalisierte Umgang mit dieser Art von Arbeitslosigkeit gelingt nach Auskunft der Soziologen nur solchen (meist jüngeren) Erwerbspersonen, die über höhere Qualifikationen besonderer Art verfügen – solche nämlich, die sich in möglichst vielen Berufsfeldern (vor allem des expandierenden Dienstleistungssektors) nutzen lassen (Geißler 2006, 184). Martin Meurers Kunstgeschichtsstudium gehört ebenso wenig dazu wie Renate Meurers Ausbildung zur Statistikerin, sehr wohl aber juristische Fachkenntnisse

171 Vgl. Mutz a.a.O.: „Arbeitslosigkeit wird als eine prinzipielle Möglichkeit antizipiert, die jedem widerfahren kann; Arbeitslosigkeit ist mithin in den Lebensplänen der Erwerbspersonen als eine latente Gefahr immer präsent.“
und Führungskompetenz, wie sie bei Neugebauer (und vielleicht auch bei Frank Holitzschek) vorausgesetzt werden können, und betriebswirtschaftliches Wissen, wie es (trotz systembedingten Nachholbedarfs) bei Christian Beyer und Kuzinski anzunehmen ist. Entsprechend sind Neugebauer und Holitzschek die einzigen, denen ein Quereinstieg in einen neuen Beruf gelingt, der Stabilität, Qualifikation und eine neue Identität bietet (Sackmann und Wingens 1995, 126).


172 Zwar gibt der Text keine Informationen über Holitzscheks berufliche Qualifikation vor der Wende, aber eine politische Tätigkeit zu DDR-Zeiten ist höchst unwahrscheinlich, denn im Bereich der politischen Führungsschicht war die personelle Ablösung fast vollständig.
173 Allerdings muss man berücksichtigen, dass in vielen Fällen Informationen über die berufliche und ausbildungs-mäßige Vergangenheit fehlen. Das gilt etwa für die Unternehmer Christian Beyer und Kuzinski sowie für Pit Meurer.
falls – Beyers Fragen an Danny im Bewerbungsgespräch zeigen es. Soziologische Untersuchungen belegen, was *Simple Storys* darstellen: „dass nicht nur die offene und langfristige Arbeitslosigkeit, sondern auch die drohende und latente Arbeitslosigkeit […] das Lebensgefühl und die Lebenszufriedenheit erheblich beeinträchtigen. Viele ostdeutsche Betroffene klagen über ähnliche schädliche Auswirkungen, die aus westdeutschen Studien bekannt sind: über psychosozialen Stress, Verschärfung gesundheitlicher Probleme, Störungen in Partnerschaft und Familie, Schäden für die Kinder (Geißler 2006, 224f).


Nicht zu arbeiten, heißt einfach, nichts Sinnvolles zu tun, nicht an dem Prozess der technischen Bewältigung der Realität teilzunehmen, der letztlich der Sinn des menschlichen Lebens und der Garant persönlicher Entwicklung ist. Daher der Mangel einer wirklichen Freizeitkultur in der DDR und die Unfähigkeit vieler Menschen ohne Arbeit in den neuen Bundesländern, etwas Sinnvolles aus ihrer Freizeit zu machen. (Gensicke 1995, 145)

Entsprechend mündet die Arbeitslosigkeit oftmals in völlige Apathie, psychische Krisen und psychosomatische Krankheiten oder gar Alkoholismus. Dies hat wiederum zerstörerische Auswir-
kungen auf Ehe und Familie und führt bei Jugendlichen zu einer Anfälligkeit für rechtsradikale oder linksanarchistische Gruppen, die eine negative Ersatzidentität anbieten.

Diese Konsequenzen werden in Schulzes Roman vor allem am Beispiel des linientreuen Ex-Schulleiters Ernst Meurer gezeigt, der sich nach seiner Entlassung nicht um Arbeit bemüht, weil er mit dem, was er kriegen kann, seinen sozialen Abstieg nicht rückgängig machen und seine angeschlagene Identität nicht restabilisieren kann – ein (auch im Westen) durchaus typisches Verhalten für die ›respektable‹ Mitte jener Arbeitnehmer mit traditioneller Wertorientierung, die ihr Leben auf rechtschaffene Arbeit und Lebensführung gründeten (Vester et al. 2001, 94). Meurer wird überempfindlich und hypochondrisch, überlässt bald auch den Verkehr mit den Ämtern ganz seiner Frau und versucht sie gleichzeitig mit einem Planungswahn zu kontrollieren, der vergeblich seine reale Ohnmacht zu kompensieren versucht; schließlich führt er sogar ihre Entlassung herbei und fühlt sich dann verraten, als sie sich einen neuen Job in Westdeutschland sucht (SiSt 226ff). Das zu seinem brachliegenden Arbeitsethos gehörende Bedürfnis, effektiv zu sein, überträgt er auf den Haushalt, ohne in diesem gesellschaftlich so wenig Prestige genießenden Tätigkeitsfeld Erfüllung zu finden, so dass er sich in Projekte wie die Organisation einer landesweiten Müllsammelkampagne hineinphantasiert (SiSt 75). Auch die Pflege einer ›Datscha‹ im Harzvorland besitzt zu wenig soziale Anerkennung, um ihm eine befriedigende Ersatzbeschäftigung zu bieten (SiSt 226). Dann wiederum fällt er ins andere Extrem und kündigt den Schrebergarten, weil man die Natur „sich selbst überlassen“ müsse (a.a.O.) – ein verzweifelter Versuch, die plötzlich gesunkene Bedeutung der menschlichen Arbeit ins eigene Weltbild zu integrieren:

Er dachte an die Restlöcher der stillgelegten Tagebaue, über die er gelesen hatte, dass dort Leben wie vor Millionen von Jahren wieder entstehen könnte, wenn man nur alles in Ruhe ließ, wenn man sich nicht einmischte. Und vielleicht tat ja gerade er das Richtige, nämlich so gut wie nichts. (SiSt 80)

Ähnlich geht es zeitweilig dem Anzeigenakquisiteur Edgar Körner. Obwohl er seine Arbeit nicht als subjektiv erfüllend erlebt hat, gelingt es ihm nicht, seine plötzlich gewachsene Freizeit sinnvoll auszufüllen: Weder zum Lesen, noch zum Fitnesstraining, weder zum Englischlernen noch zu sonst einer Investition in sein ›kulturelles Kapital‹ bringt er dauerhafte Motivation auf, aber ebenso wenig zu einem entspannten Genuss seiner Muße, so dass ihm im Rückblick die Erinnerung entgleitet, was er eigentlich getan hat. Ein tiefes Gefühl der Ohnmacht lähmmt ihn, bis er – ganz zufällig, wie ihm scheint – wieder einen Job findet (SiSt 204f). Auch Enrico Friedrich kann schließlich in diese Symptomatik eingeordnet werden; auf seine Entlassung beim Theater reagiert er jedoch nicht nur mit Alkoholismus, sondern auch mit einer ebenso monomanischen wie illusorischen Aufwertung seiner schriftstellerischen Tätigkeit – kompensatorische Realitätsflucht tritt hier an die Stelle einer echten beruflichen Neuorientierung. Andere wie der Lehrer Peter Bertram versuchen aktiver, die Arbeitslosigkeit mit entsprechend leistungsorientierten und auf Anerkennung zielenden Hobbys zu kompensieren: Er praktiziert das Karpfenangeln quasi als Leistungssport (SiSt 150ff) und schreibt Geschichten, die er nicht nur unter Freunden und Bekannten kursieren lässt (SiSt 154f), sondern auch der Lokalpresse als ›wahre Begebenheiten‹ un-
terzuschieben versucht (SiSt 34ff) – eine Strategie, die allerdings durch den ›perversen‹ Charakter dieser Geschichten ein gutes Stück weit konterkariert wird.

der Wohnung fliege« (SiSt 107). In einer Arbeitsgesellschaft wie der DDR, in der eine linear aufsteigende berufliche Laufbahn zu den zentralen Mustern biographischen Sinns gehörte, wirkt der Abstieg in den Jedermannsarbeitmarkt von Gelegenheitsjobs als massiver Sinnentzug; als sinnlose, unerfüllte Zeit tritt diese aus ihrer Selbstverständlichkeit und Gewöhnung heraus und wird in schmerzlicher Deutlichkeit spürbar.


Ähnlich verhält es sich mit der überdurchschnittlich hohen Arbeitslosigkeit unter Ausländern. Zwar bekommen die beiden ausländischen Figuren, Orlando und Tahir, keine ihrer Qualifikation entsprechenden Stellen und schlagen sich mit prekären Beschäftigungen durch, aber es geht ihnen in dieser Hinsicht nicht besser als der Mehrheit der deutschen Figuren. Was die besondere Situation von Ausländern in den neuen Bundesländern angeht, wird von der Romandar-
stellung eher die Bedrohung durch Fremdenfeindlichkeit sowie die schikanöse Behandlung durch die Behörden akzentuiert: Orlando bekommt anscheinend nicht den vollen Sozialhilfesatz (SiSt 94), und Tahir versucht Martin Meurer zu einer Scheinehe mit seiner Partnerin zu überreden, um deren Aufenthaltserlaubnis zu sichern (SiSt 210). Behinderte und weitere auf dem Arbeitsmarkt systematisch benachteiligte Gruppen kommen unter den Romanfiguren nicht vor.

Ob die Arbeitslosigkeit nun vorübergehend ist oder nicht – in jedem Fall bestätigt Schulzes Roman die Erkenntnis der Soziologen, dass die industriegesellschaftliche Kontinuität der Erwerbsbiographien nach der Wende nun auch in Ostdeutschland verlorengegangen ist (Vester et al. 2001, 83ff; Mutz 1995, 131; Schenk 1995, 71f; Rehberg 2006, 214; Vogel 2006, 82).

Durch den Umbruch des politischen und ökonomischen Systems in den neuen Bundesländern wurde die Geschichte und damit die biographische Kontinuität der Individuen unterbrochen. Die Selbstverständlichkeit, erwerbstätig zu sein und seinen Beruf ausüben zu können, brach zusammen. (Raiser 200, 219)


Es ist klar, dass durch einen solchen Bruch mit der beruflichen Identität der allgemeinen Identität ein Stück ihres Fundamentes entzogen wird (Keupp et al. 1999, 47; Sennett 2000, 47). Die Menschen sind gezwungen, ihre gesamte Biographie unter erschwerten Bedingungen umzuschreiben (Mutz 1995, 142) – unter Bedingungen nämlich, die ihre Vergangenheit abwerten, während die Gegenwart noch neu ist und die Zukunft unsicher erscheint. Im besten Fall erreichten die Figuren das, was Ulrich Beck eine „Bastelbiographie“ nennt, im schlechteren werden sie von einem Gefühl ergriffen, das Richard Sennett als „Drift“ beschreibt, als Zustand des „Dahintentreibens“ infolge eines Verlusts innerer Sicherheit und äußerer Kontrolle (Sennett 2000, 22ff). Diese Beschreibung passt sicherlich vor allem auf Martin Meurer, dessen Profilierungsbemühungen auf dem Arbeitsmarkt schnell in Gefühle der Panik und des Kontrollverlustes führen (Kap. 4), der bei aller bewundernswerten Hartnäckigkeit seiner Anstrengungen infolge ständiger Jobwechsel in Zustände tiefer Mutlosigkeit gerät und schließlich Zuflucht in der Religion sucht. Ähnliche Zustände lassen sich auch bei anderen Figuren beobachten, so etwa bei Lydia (SiSt 53), bei Hanni (SiSt 85), bei Edgar Körner (SiSt 205) und bei Christian Beyer (SiSt 240).

Keupp u.a. analysieren diese Zustände unter Rückgriff auf den Erikson’schen Begriff der „Identitätsdiffusion“, dessen Merkmale auch bei Romanfiguren auftauchen: Die „Diffusion der Beziehungsfähigkeit“, die bei Ernst Meurer besonders deutlich hervortritt, werde ich in Kapitel II G anhand der außerordentlich labilen und häufig wechselnden Partnerschaften noch genauer untersuchen; die „Diffusion der Zeitperspektive“, bei der ein Gefühl großer Zeitbedrängnis mit einem Verlust des Zeitgefühls überhaupt wechselt (Keupp et al. 79), begegnet exemplarisch bei
Hanni, für die „mit Fünfunddreißig zwei Drittel rum“ sind (SiSt 85), bei Edgar Körner, der nach dem Ende seiner Arbeitslosigkeit nicht mehr weiß, was er das vergangene Dreivierteljahr getan hat (SiSt 205) – und, wie wir sahen, auch bei Martin Meurer, den das Ticken herabfallender Kiefernadeln an eine Zeitbombe erinnert (SiSt 208), ihr Anblick aber an den Sekundenzeiger einer stehen gebliebenen Uhr (SiSt 218). Eine „Diffusion des Werksinns“, bei der die Betroffenen unfähig sind, sich auf irgendwelche Arbeiten zu konzentrieren (Keupp et al. 79), lässt sich ebenfalls bei Edgar Körner und Ernst Meurer beobachten; die Variante „einer selbstzerstörerischen, ausschließlichen Beschäftigung mit irgendwelchen einseitigen Dingen“ (a.a.O.) finden wir bei Enrico Friedrich und seiner manischen Schriftstellerei, während Martin Meurer am ehesten die Fähigkeit entwickelt, mit Diskontinuitäten umzugehen und immer wieder von neuem anzufangen.

Auch in Bezug auf die „entstandardisierten Lebenslaufmuster“ holen die neuen Bundesländer ›schockartig‹ eine Entwicklung nach, welche die Soziologen in der alten Bundesrepublik (wie in anderen westlich-kapitalistischen Gesellschaften) schon länger beobachtet haben:

In diesem Prozess berufsstrukturellen Wandels unterscheiden sich die neuen von den alten Bundesländern weniger im Hinblick auf die Qualität als in Bezug auf Quantität und Schnelligkeit des Wandlungsprozesses. Insofern können die in Ostdeutschland besonders deutlich hervortretenden berufsstrukturellen Wandlungsprozesse als Indikatoren entsprechender Entwicklungen auch in den alten Bundesländern verstanden werden. (Sackmann und Wingens 1995, 127)

Sowohl west- als auch ostdeutsche Erwerbspersonen befinden sich nun in Bezug auf ihre Erwerbsplanungen „in unsicherer Gesellschaft“ (Mutz 1995, 131).\footnote{Die gesamte Nachkriegsentwicklung sowie eine Differenzierung zwischen Ost- und Westdeutschland findet sich bei Mutz 1995, 135ff.} Die Ostdeutschen wurden dabei nicht etwa aus prämodernen Erwerbsverläufen herausgerissen und in moderne hineingestoßen; es war vielmehr gerade die industrielle Moderne in Form relativ fester erwerbsverlaufsbezio-
gener Strukturen, die sich in der DDR sehr viel länger gehalten und auf Kontinuität gerichtete Deutungs- und Handlungsorientierungen generiert hatte. Es ist also eine ›andere Moderne‹ oder ›Postmoderne‹, mit der sie sich nach der Wende auseinanderzetten mussten (a.a.O., 139). Deren Verhältnisse bergen für bestimmte Personengruppen durchaus neue Chancen; allerdings zeigen die soziologischen Untersuchungen ebenso wie die Darstellung in Simple Storys, dass „die seit 1990 in den neuen Bundesländern zu beobachtenden Flexibilisierungsprozesse wohl weit eher als Anpassungszwänge interpretiert werden denn als Wahrnehmung erweiterter Handlungsoptionen, mit denen unterschiedliche Formen der Nicht-Erwerbsarbeit in die individuellen Berufsbio-


und Patrick auf ihrer nächtlichen Heimfahrt von Tom und Billi auf einer Tankstelle begegnet: sechs Buchhalter und Buchhalterinnen, die sich zu Steuerberatern umschulen lassen (SiSt 68f). Diese Enthaltsamkeit mag auf die soziologisch bestätigte Einsicht zurückzuführen sein, dass ein Großteil jener Maßnahmen in den neuen Bundesländern für die Selbstbehauptung auf dem Arbeitsmarkt wegen dessen krisenbedingter Schrumpfung faktisch irrelevant blieb.

Der soziologischen Diagnose entsprechen in der Romandarstellung hingegen die deutlich gewachsenen Mobilitätsanforderungen: Nicht nur gehört zu den neuartigen Berufsbildern des Vertreters (Martin Meurer) und Anzeigenakquisiteurs (Pit Meurer, Edgar Körner und Peter Bertram) ein sehr hohes Maß an räumlicher Beweglichkeit, auch zwingt die verheerende Arbeitsmarktsituation viele Altenburger zur Umsiedlung nach Westdeutschland oder zu einem nomadischen Dasein: Renate Meurer findet einen neuen Job bei Stuttgart, ihr Sohn und die Schwesternschülerin Jenny versuchen es in derselben Region als Werbeträger, Conny Schubert reist als Kellnerin auf Kreuzfahrtsschiffen um die ganze Welt und Edgar Körner als Fernfahrer durch halb Europa, Lydia war für ihren Job am Naturkundemuseum schon nach Altenburg gezogen und zieht nach ihrer Entlassung wieder zurück nach Berlin – der Fotograf Patrick will ihr folgen. In Hannis Augen handelt es sich um ein allgemeines Phänomen: „Die Leute, sie sind weg [...]. Die Gescheiten machen sich dünn hier“ (SiSt 86). Tatsächlich zeigen die Statistiken über Arbeitsmigration in Ostdeutschland besonders hohe Zahlen von Abwanderungen und Pendlern (Heinze 55ff), aber auch in Westdeutschland hat das Phänomen deutlich zugenommen.

Weniger deutlich stellt der Autor die Flexibilisierung innerhalb der Arbeitsverhältnisse selbst dar. Der beschleunigte Rückgang der sogenannten „Normalarbeitsverhältnisse“ (35 bis 40 Stunden tagsüber von Montag bis Freitag) zugunsten flexibler bzw. bedarfsabhängiger Arbeitszeiten, Teilzeitbeschäftigung, Werkverträge, befristete Beschäftigung, Teleheimarbeit und Formen „neuer“ Selbständigkeit bzw. Scheinselbständigkeit begegnen im Roman eher am Rande,
teure Pit Meurer, Edgar Körner und später Peter Bertram unbefristete Vollzeit-Arbeitsverträge besitzen, ist wohl unwahrscheinlich, und für den Taxifahrer Orlando gilt Ähnliches, da er ohne eigenes Verschulden fristlos gekündigt werden kann. Dass die neuen Arbeitsverhältnisse meist keine vergleichbare materielle Sicherheit bieten, kann der Leser jedoch nur erschließen.

schafliche Gemeinschaft greift ins Leere, wo der Sprecher Interessen zu artikulieren versucht,


Die Furcht vor einem sozialen Abstieg ist allgegenwärtig, und so beherrscht eine fundamentale Unsicherheit das Lebensgefühl: „Ich hab einfach Pech, nichts weiter. [...] Es fehlt nur noch, dass ich zu saufen anfange und aus der Wohnung fliege“ (SiSt 107). Biographien sind oft nur noch als Exempel des Scheiterns erzählbar, wie Martin Meurer dies tut, als er seinem Freund Tahir ein Gruppenfoto der Ex-Mitarbeiter des Instituts für Kunstgeschichte erläutert: „Uns kannst du alle miteinander vergessen, alle da auf dem Foto. Aus niemandem is was geworden“ (SiSt 213). Unter den Bedingungen der Diskontinuität und der Flexibilisierung wird, ganz im Sinne von Sennett, die für das Sinnerleben und die Identität fundamentale Fähigkeit prekär, die eigene
Biographie zu einer teleologischen Narration zusammenzufassen (Sennett 2000, 36). Die Geschichte von dem griechischen Berufsrevolutionär Dimitrios, der sein Leben mit der unbedingten Gradlinigkeit eines Missionars lebt (SiSt 213f), wirkt bereits wie aus einer längst vergangenen Welt.\footnote{176 Die Ironie, dass ausgerechnet ein Advokat radikalen gesellschaftlichen Wandels sich selbst gleich bleibt, während diejenigen, die einem solchen Wandel ausgesetzt sind, in ihrer Identität erschüttert sind, sei nur am Rande vermerkt.}

Die erhöhten Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen der neuen Arbeitswelt kollidieren aber auch mit den Kontinuitätsanforderungen und Koordinationsmöglichkeiten von Partnerschaft und Familie sowie von festeren Sozialbeziehungen überhaupt. Der Taxiunternehmer Raffael klagt darüber, dass er seine Familie kaum noch sehe und die Intimität mit seiner Frau darunter leide (SiSt 94); Danny lebt wegen Arbeitsüberlastung „keusch wie eine Nonne“, verliert deshalb ihren Freund Edgar und kann sich nicht um ihren Neffen kümmern (SiSt 31). Auch als Edgar wieder zu ihr zurückkehrt, verweigert sie sich seinem Wunsch nach einem eigenen Kind – ein Wunsch, der auch für die Holitzscheks mit ihrer aufreibenden Berufstätigkeit nicht vereinbar zu sein scheint. Conny Schubert hält zu ihrer Familie nur noch über Postkarten Kontakt; und Martin Meurer entfremdet sich von seiner Familie durch den ökonomischen Erfolgsdruck, unter dem er steht; der Kontaktversuch mit seinem leiblichen Vater nach 24 Jahren kann ihre äußerst oberflächliche Beziehung nicht vertiefen. Renate Meurer vermeidet den Kontakt zu ihrem hospitalisierten Ehemann, nachdem sie sich in Westdeutschland sowohl beruflich wie privat neu etabliert hat und will auch ihren Sohn mit aufschlussreichen Argumenten davon abhalten, sich mit seinem Vater zu belasten: Im Hinblick auf seine Arbeitsmarktchancen ist er nur ein „Klotz am Bein“ (SiSt 234).

Bei alledem erscheint die Arbeit in Simple Storys kaum irgendwo als Selbstverwirklichung. Während die Soziologen zumindest in den Mittelschichten einen allgemeinen Trend weg von der Pflicht motivation und hin zur Funktionalisierung des Berufs für den eigenen Lebensstil
und die eigene Identität festgestellt haben (Schuldt 2004, 177), ist die Erwerbstätigkeit in Schulzes Roman zumeist pure ökonomische Notwendigkeit, richtet sich ganz nach dem, was auf dem Arbeitsmarkt verfügbar ist und offenbart sogar häufig ein deutliches Sinndefizit. Conny Schubert kellnert, weil es etwas besseres im Kreis nicht gibt, und auch Maik dürfte sich nicht eben mit dieser Tätigkeit identifizieren, wenn man nach seiner überempfindlichen Reaktion auf Edgar Körners Kellner-Erzählung geht (SiSt 255f). Den Sekretärinnen scheint es wie den Anzeigenakquiseuren nicht besser zu gehen – Edgar Körner bezeichnet seine Beschäftigung verächtlich als „Klinkenputzerei“ (SiSt 205). Danny ist zwar stolz auf ihre Leistungen als Journalistin, hat aber von der Recherche unter den Altenburger Bürgern die Nase „bis obenhin voll“ (SiSt 38) und ist von den Auseinandersetzungen mit ihrem Chef sichtlich erneviert. Der Ex-Akademiker Martin Meurer spricht von dem Produkt, für das er als Vertreter durch die Lande reist, abfällig als „Zeugs“ und ironisch als „Wunderwasser“ (SiSt 47), sein späterer Gelegenheitsjob als Werbeträger ist offenkundig absurd. Raffael will sein Taxiunternehmen zeitweise am liebsten verschenken (SiSt 95), auch Christian Beyer empfindet sein Anzeigenblatt in erster Linie als Überlastung und selbst die Museumsdirektorin Hanni fühlt sich durch das Übermaß an Bürokratie vom eigentlichen Sinngehalt ihrer Tätigkeit entfremdet – was sich auch nicht durch kleine Zeitungsartikel für die Ratgeberecke wettmachen lässt, die sie wohl als Unterforderung empfindet (SiSt 85). Die Arbeit ist in den Augen der Figuren teils zu monoton, zu langweilig oder abstoßend, teils zu fremdbestimmt und teils zu erschöpfend. Viele andere Figuren schweigen über ihren Beruf, aber es wird indirekt erkennbar, dass sie jedenfalls nicht ihren Lebenssinn und ihre Identität daraus beziehen. Selbst von Inhabern hochqualifizierter Positionen wie der Neurologin Barbara Holitzscheck und ihrem Mann, dem Lokalpolitiker, erfahren wir lediglich, dass sie abends immer „völlig erschöpft“ sind (SiSt 89). Lediglich Lydia Schumacher scheint mit ihrem Job relativ zufrieden zu sein, und für sie ist wohl das wichtigste, dass sie sich in ihm vor ihren Mitmenschen verkriechen
kann. Keine der Figuren wechselt jedoch die Arbeitsstelle oder den Beruf, um ihre persönlichen Begabungen und Neigungen besser einbringen zu können oder ihr Sinnerleben zu steigern.


Nachdem die ›friedliche Revolution‹ die utopischen Hoffnungen so ganz anders erfüllt hat, als man sich vorgestellt hatte, scheint das Protestpotential erloschen, die gesellschaftsverändernde Energie durch die notwendigen Anpassungsleistungen absorbiert zu sein, zumal mit der gesellschaftlichen Alternative auch die Perspektive eines ›besseren Deutschland‹ verloren gegangen ist.


---

177 Hans-Joachim Maaz führt dies nicht ganz zu unrecht auf ein mangelndes Selbstbewusstsein und eine mangelnde politische Mündigkeit zurück, die er ihrerseits für Produkte des autoritären DDR-Regimes hält (Maaz 1990, 157; 1991, 27 u. 30f).

Tatsächlich fällt auch im Roman auf, dass viele Figuren mit ihren Problemen allein gelassen werden: Der öffentlichen Vorwürfen ausgesetzte Ernst Meurer wird von den ehemaligen Parteigenossen wie Neugebauer (die offenbar froh über einen Sündenbock sind) fallengelassen wie eine heiße Kartoffel, seine Ängste und sein Verhalten stoßen auf zunehmendes Unverständnis bei seiner Frau, so dass er die Nachwendezeit „allein“ zu erleben vermeint (SiSt 228), und schließlich wird er von Renate Meurer der Psychiatrie überlassen, während sie sich einen neuen Partner sucht. Umgekehrt wird Renate Meurer mit der Führung und der ökonomischen wie administrativen Sicherung des gemeinsamen Haushaltes von ihrem Mann durch dessen Realitätsverweigerung alleingelassen. Conny Schubert kann sich mit der Erfahrung ihrer Quasi-Vergewaltigung durch Harry Nelson offenbar nicht einmal an ihre Eltern wenden – ähnlich wie Lydia Schumacher mit niemandem (auch nicht mit ihrer Mutter) über den Missbrauch durch ihren Vater sprechen kann. Martin Meurers Kampf um einen Arbeitsplatz endet trotz pragmatischer Unterstützung durch seine Frau in einer symbolischen Szene völliger Isolierung (SiSt 48), und nach dem Tod seiner Frau findet er mit seinen Schuldgefühlen weder bei seiner Mutter noch bei

---


Auch wenn die Ursachen völlig unbeleuchtet bleiben, bestätigt Simple Storys damit mindest auf der Oberfläche der Symptome die Einsicht der Soziologen, dass die Menschen auch in der DDR schon lange vor der Wiedervereinigung durch wachsenden Wohlstand und zunehmende Freizeit, verbesserte Arbeitsbedingungen und erhöhte soziale Sicherheit aus den sozialen Großgruppen der Klassen herausgelöst worden sind – das geringere Ausmaß im Vergleich zur alten Bundesrepublik ändert nichts am Ende materieller Not und inhumanen Arbeitsbedingungen, und außerdem war der ›Klassengegner‹ durch einen autoritären Staat ersetzt worden, der die früheren Klassengegensätze organisatorisch und ideologisch nivellierte. Die privaten Netzwerke, die sich in der DDR zur Bewältigung der Mangelgesellschaft gebildet hatten, waren jedenfalls nicht mehr von Solidarität oder einer gemeinsamen ›Ethik‹ geprägt, sondern vom wechselseitigen Nutzenkalkül (Vester et al. 2001, 532); sie erwiesen sich deshalb nach der Wende als wenig belastungsfähig, als das Problem mangelnder Warenversorgung durch das Problem fehlender Arbeitsplätze verdrängt wurde – unterhalb der ›Seilschaften‹ auf der ehemaligen Führungsebene hatte man sich im Hinblick auf diesen Mangel eben gegenseitig nichts zu bieten. Mit der Auflösung der Klassengesellschaft kann man nun aber im wieder eintretenden sozialen Ernstfall auch nicht mehr auf deren Solidarität und informelle Netzwerke zurückgreifen (Beck 1986, 122 u. 150).

Dass dennoch – jenseits politischer Mobilisierbarkeit – solidarisches Verhalten und Gemeinsinn keineswegs vom Aussterben bedroht sind, sondern gerade im Verlaufe der neunziger Jahre als Sinnressource wieder stärker nachgefragt werden, ist inzwischen nicht nur soziologisch erwiesen (Keupp 2006; Gensicke, Picot und Geiss 2006), sondern schlägt sich auch in Simple Storys nieder: Die Eltern von Andrea und Martin Meurer unterstützen die finanziell angeschlage-
ne Familie (SiSt 41); Danny nimmt nach dem Tod von Martins Frau sein Kind in Pflege; Martin Meurer will sich nach dessen Entlassung aus der Psychiatrie um seinen Stiefvater kümmern, und schließlich hilft Marianne Schubert ihrer Freundin Hanni (nach anfänglichem Widerstreben) trotz massiver eigener Probleme (SiSt 248ff). Selbst der alkoholkranke Möchtegern-Dichter Enrico Friedrich erfährt trotz seines schwer erträglichen Verhaltens einiges an Zuwendung (SiSt 274f). Hier zeigt sich die fortdauernde Bedeutung von Familienbeziehungen, es wird aber zugleich auch deutlich, dass die Solidarität über die Familiengrenzen hinausgeht. Dennoch bleibt diese informelle Solidarität weit unterhalb jener Schwelle, die für eine gemeinsame Interessenvertretung organisierbar wäre, und im übrigen muss sie sich – auch im Roman – gegen eine verbreitete Neigung zu Misstrauen, Dissens, Konkurrenz, offener Gegnerschaft und misslingender Kooperation behaupten.


170 Dass jedoch der ehemalige Parteifunktionär Peter Neugebauer den Meurers sein Ferienhaus zur Verfügung stellt und sogar die Frau als Sekretärin anstellt, wird vielleicht nicht zu unrecht als „Seilschaft“-Verhalten interpretiert (SiSt 226), verdeutelt aber vor allem den Umstand, dass der ehemalige Vorgesetzte keineswegs selbstlos handelt und den angefeindeten Schuldirektor im entscheidenden Moment fallengelassen hat (SiSt 225).

ihnen jene Unsicherheiten besichert hat (Kap. 4). Ähnlich reagiert Christian Beyer auf den Schulendruck und Raffael auf die Flaute im Taxigeschäft. Ein kritisches Aufbegehren gegen die veränderten Verhältnisse ist überhaupt sehr selten und nur sehr verhalten spürbar und beschränkt sich ganz auf den privaten Rahmen: Renate Meurers Gesellschaftskritik („Geld ist manchmal schlimmer als Partei“), bleibt hinter den verschlossenen Türen von Barbara Holitzschecks Sprechzimmer in der Nervenheilanstalt (SiSt 220), Conny Schuberts düstere Prognosen bleiben in der Familie (SiSt 29), Dieter Schubert vertraut seine kapitalismuskritische Beobachtungen nur seiner ›Miet-Freundin‹ Jenny an (SiSt 167), und Hannis sarkastische Bemerkungen zur Prostitution als ›normalem‹ Verhalten im neuen System richten sich nur an ihren Partner Christian Beyer (SiSt 238). Ansonsten geraten allenfalls einzelne Personen wie Christian Beyer in die Kritik – und das eher als Personen denn als Repräsentanten des neuen Systems.

Ebenso gut nachvollziehbar ist in der Romandarstellung die gestiegenen Bedeutung des Wettbewerbsprinzips als Ursache und Symptom für die mangelnde gesellschaftliche Integrationskraft sozialer Benachteiligung. Das Verhalten der Menschen ist unter dem Einfluss der neuen Verhältnisse auch zwischen den Benachteiligten ›kompetitiver‹ geworden; zwar war es sicher schon zuvor vorwiegend auf Eigennutz ausgerichtet, doch war dieser Nutzen in der bürokratischen Mangelgesellschaft der DDR eben gelegentlich effektiver durch ein Netzwerk gegenseitiger Hilfe zu erreichen, während in der kapitalistischen ›Überflussgesellschaft‹, wo gegen Geld – aber eben nur noch gegen Geld – im Prinzip alles erhältlich ist, die Menschen sich auf dem Arbeits- und Warenmarkt gegenseitig eher als Konkurrenten wahrnehmen. Das gilt natürlich in erster Linie für die Unternehmer, die – wie etwa die Chefs der beiden Anzeigenblätter von Altenburg – um ihre Kunden einen harten Wettbewerb führen und aus diesem Grund ihre Angestellten zum Teil unter einen schikanösen Leistungsdruck setzen. Das gilt aber auch für die Angestellten selbst, die gedrängt werden, sich mit den Interessen des Unternehmens möglichst weitgehend zu
identifizieren und somit die Angestellten der Konkurrenzfirma (wie in „Die Killer“) ebenfalls als Konkurrenten zu behandeln. Ja es gilt schließlich sogar für das innerbetriebliche Verhältnis der Angestellten, weil die ständige Gefahr der Entlassung bei der desaströsen Arbeitsmarktsituation selbstbezogenes Sicherheitsdenken und Misstrauen fördert: Die Tierpräparatorin Lydia Schumacher nimmt an ihrer Chefin vor allem die überlegene Sicherheit ihres Arbeitsplatzes wahr, was zur Zurückweisung von deren Annäherungsversuchen sicherlich beiträgt (SiSt 58). Pit Meurer wiederum behandelt seinen neuen Kollegen Peter Bertram mit vorsichtiger Zurückhaltung, weil er sich nach der Entlassung von Edgar Körner nicht mehr sicher sein kann, dass Kompetenz und Erfolg die entscheidenden Einstellungskriterien sind (SiSt 244). Und wie das Verhalten Patricks zeigt, können selbstbewusster auftretende Angestellte wie Danny nicht damit rechnen, für ihren Widerstand gegen Anordnungen des Chefs Unterstützung von Kollegen zu erhalten (SiSt 277).


180 Wenn Edgar Körners Vermutung stimmt, dass Beyers eigentliches Motiv Eifersucht war (SiSt 117), handelt es sich erst recht um einen Missbrauch ökonomischer Macht in der Privatsphäre.

Die abstoßende ›Gemeinheit‹ dieses Verhaltens verdichtet sich für Danny zeichenhaft in der Holzmaserung von Beyers Schreibtisch und Peter Bertrams Couchtisch; die Astaugen erinnern Danny an „Amöben“ und „Krokodilsaugen“ und symbolisieren offenbar die ebenso formlose wie allgegenwärtige Gefahr, von den Mitmenschen für deren Zwecke manipuliert zu werden, ein instrumentelles Denken, das alles „vergiftet“, aber auch die latente Gewalt, welche den sozialen Verhältnissen zugrunde liegt (SiSt 39). Dass Beyers Schreibtisch aber aus der früheren Stasi-Dienststelle Altenburgs stammt und auch Bertrams Couchtisch offenkundig ein Relikt der DDR ist, weist in diesem Zusammenhang mit offenkundig kritischer Absicht auf eine Kontinuität im Systemwechsel hin: Der instrumentalisierende Umgang der Mächtigen mit den Abhängigen, eine Eigenart auch des sozialistischen Regimes, hat sich von politisch-bürokratischen Herrschaftsbe-


halten als würdelos empfindet, steht auf einem anderen Blatt; es zeigt, dass die Zwänge des Wirtschaftssystems oft auch auf der Seite der Täter mit der Menschenwürde unvereinbar sind.


Immer schneller spricht er, damit sich die Silben voneinander lösen, bis sie auch für ihn fremd und sinnlos klingen, wie für die meisten, denen Raffael auf die Frage nach seinem früheren Beruf mit „Dispatcher“ antwortet. [...] Je länger er redet, desto mehr unerwartete Laute entstehen. Raffael genießt diese Verwirrung, die er selbst anrichtet. Sie gelingt ihm nicht immer. oft bleibt das Wort eindeutig und verständlich, egal, was er damit anstellt. (SiSt 97f)

Die Bezeichnung „Dispatcher“ wurde in der DDR für einen Einsatzleiter, Koordinator u. Ä. benutzt. Der Begriff stammt zwar ursprünglich aus dem Englischen, kam aber über das Russische in die DDR-spezifische Umgangssprache.\textsuperscript{183} In Westdeutschland ist er jedoch – außer in der Computerwelt – weitgehend ungebräuchlich. Die sprachliche Barriere, auf die Raffael nach der Wende stößt, steht offenbar für ein tieferes Unverständnis der Westdeutschen gegenüber der DDR-Vergangenheit, die in der Identität der neuen Bundesbürger naturgemäß noch immer eine konsti-

\textsuperscript{183} Art. „Dispatcher“, in: \url{http://www.wikipedia.org}
Moment bedrohter Freiheit können die Leser – die ostdeutschen und die westdeutschen in je komplementärer Weise – durch die ›Enträtselung‹ dieser Stelle nachvollziehen.

Als Raffael am Ende das Fenster öffnet und sich hinauslehnt, ist dies nur sehr eingeschränkt ein Symbol der Kontaktaufnahme mit der Außenwelt, denn es geht ihm lediglich um eine Überprüfung des Wetters, also der Marktlage in ihrer Irrationalität, und dabei wird er beinahe von der Wunschphantasie winterlicher Bedingungen getäuscht, die gut für das Taxigeschäft wären. Gegenüber den Mitmenschen hingegen führt Orlandos Besuch zu einem Impuls der Abschottung; nach der verbalen Attacke eines früheren Bekannten resümiert er:

›Wenn einer sechs Jahre so ne Wut im Bauch rumträgt, Orlando ... Weißt du, was das bedeutet? Das bedeutet, dass ich mit Lackschäden und zerstochenen Reifen noch gut bedient bin! Am besten, ich geh hier gar nicht mehr raus. Das Telefon reicht vollkommen. Alles andere bringt nur Knatsch und Verwirrung.« (SiSt 96f)

›Knatsch und Verwirrung‹ bringt eben auch Orlando mit seinem nur allzu berechtigten Anliegen, so dass Raffael nach dessen Abschied die Klingeldrähte herausreißt. Dass diese Drähte ihm am Ende wie „Fühler“ erscheinen, unterstreicht noch die sensitive und emotionale Bedeutung des unterbrochenen sozialen Kontaktes.

Dazwischen wird noch ein nachträglicher Anruf Orlandos wiedergegeben, der in drastischer Weise demonstriert, wie weit dieser sich zu erniedrigen bereit ist: Er zeigt nicht nur ein Mitgefühl für Raffaels Sorgen und ein Interesse an Äußerungen, die dieser selbst schon fast wieder vergessen hat (SiSt 98) – betreibt also eine ähnliche Mimikry wie sein Ex-Arbeitgeber –, sondern geht auch mit seinem Marktwert noch weiter herunter, in dem er anbietet, den Unternehmeranteil an den Kosten für seinen Krankenhausaufenthalt abzuarbeiten (SiSt 99). Vom Stolz eines klassenbewussten Arbeiters ist hier nichts mehr übrig geblieben. Stattdessen lässt Orlando sich
nun doch anheuern, um den Computer seines früheren Arbeitgebers zu reparieren – eine Aus-
hilfstätigkeit, die er zuvor beim Taxifahren noch abgelehnt hatte.

Die Abhängigkeit von Warenmarkt in ihren negativen Aspekten tritt besonders klar bei
den Unternehmerfiguren des Romans hervor. Der Zeitungscheff Christian Beyer muss bei der
Pflege seiner Anzeigenkunden nicht nur selbst Klinken putzen und dabei den Hohn und Spott
seiner Konkurrenten ertragen (Kap. 12), er glaubt auch bei der Gestaltung des redaktionellen
Teils (in einer Art vorauselendem Gehorsam) massiv Rücksicht auf die Interessen dieser Kunden
nehmen zu müssen und gibt diesen Druck an seine Angestellten weiter (Kap. 3). Für den Taxiun-
ternehmer Raffael ist die Nachfrage nach seinen Dienstleistungen sogar vom Wetter abhängig
und damit vollends dem Zufall ausgeliefert (Kap. 9): »Letztes Jahr hat uns nur das Dreckwetter
gerettet, uns und den Brennstoffhandel. Und wenn es nicht bald wieder anfängt, dann ...
Selle-
rie, so ist nun mal das Leben« (SiSt 93). Diese Ohnmacht gegenüber ökonomischen Existenzbe-
dingungen, die sich außerhalb seiner Kontrolle befinden, lässt ihn sogar zu Anwandlungen von
Aberglauben Zuflucht suchen: »Wenn die Borussia Meister wird, wenn sies dieses Jahr schaffen,
dann schaff ichs auch. Das weiß ich. Wenn nicht, gehen wir in Konkurs. Dann werf ich das
Handtuch« (SiSt 95). Gerade bei Raffaels Unternehmen ist deutlich zu erkennen, wie vom Erfolg
oder Misserfolg der Unternehmen auf dem Markt wiederum auch die Arbeitsplätze abhängig
sind. Ähnliches gilt für das Hotel ›Wenzel‹, das wegen des Nachfrageeinbruchs nach der Wäh-
rungsunion schließen muss, und dieses Schicksal teilen vielen Gaststätten (SiSt 29). Gleiches gilt
für Martin Meurer: als Vertreter mit Erfolgsquote ist er besonders in der Probezeit direkt von ei-
nen hinreichenden Mobilisierung der Nachfrage abhängig.

Auf der anderen Seite ist gerade Raffaels Verhalten ein Beleg dafür, dass unternehmeri-
sches Handeln unter einem erheblichen Legitimationsdruck steht; darin stimmt es mit Becks Di-
agnostische Überein, dass die betriebliche Gestaltungsmacht den Anschein ›apriorischer‹ Sachlichkeit, Notwendigkeit und Gemeinnützigkeit verloren hat und damit zur „Subpolitik“ wird:


Die Abhängigkeit der Individuen vom Arbeits- und Warenmarkt realisiert sich schließlich auch durch die Abhängigkeit von ihrem Medium, dem Geld – dass diese für die Ostdeutschen deutlich gewachsen und dadurch neu spürbar geworden ist, spiegelt sich im Roman an vielen Stellen. Gerade weil die neue Westwährung mit ihrer stärkeren Kaufkraft als Zugang zum Über-
fluss des westlichen Warenmarktes von den Ostdeutschen nach jahrzehntelanger Mangelwirtschaft so sehr ersehnt wurde, fällt zunächst auf, dass die neue, potenzierte Westwährung in Schulzes Roman nicht in erster Linie als Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten erlebt wird, obwohl aus Details und Nebenbemerkungen erkennbar wird, dass dieser Aspekt keineswegs fehlt; die größere Macht des Monetäre wird vielmehr in erster Linie als Abhängigkeit erfahren, welche die Menschen isoliert, sobald es am nötigen Geld fehlt. Das geht Martin Meurer und Christian Beyer so, als im Urlaub ihre EC-Karten eingezogen werden (SiSt 41, 171f), und es geht dem Kellner Maik so, als ihm auf der Frankreichreise mit Jenny das Geld ausgeht (SiSt 266f). Das „neue Geld“ kostet Conny Schubert ihren Arbeitsplatz und treibt sie nach Westdeutschland, und es hat zur Folge, dass die Museumsdirektorin Hanni sich um Sponsoren bemühen muss und ihre politische Meinung nicht frei ausdrücken kann, weil sie bei der Partei ihrer Sympathie weitere Kürzungen des Museumsetats befürchten muss (SiSt 85).


Erst hat er wohl geglaubt, mit den Schulden leben zu können, hat er jedenfalls gesagt. Wenn mal eine Mahnung ins Haus flatterte, hat er sie einfach zerrissen. Aber plötzlich, eines schönen Tages, hat er schon beim Aufwachen an alle Mahnungen denken müssen. Und am nächsten Morgen wieder und am dritten Tag auch. Er

Hierzu zählen die Konsummöglichkeiten, die Ernst Meurer in „Sommerfrische“ aufzählt (SiSt 77), ebenso wie diejenigen, die Hanni in New York mit ihrem Ersparten verbindet (SiSt 172). In beiden Fällen wird jedoch, wie wir noch sehen werden, das damit verbundene Sinnerleben deutlich relativiert.
konnte sich nicht mehr dagegen wehren. Sein erster Gedanke waren immer die Schulden. Vor allem, wenn er allein war. (SiSt 178)


Charakteristisch für das Verhältnis zum „neuen Geld“ ist der Umstand, dass Danny und Patrick den Bildhauer Tom und seine Frau Billi um ihre Doppelerbschaft beneiden, obwohl sie sich eingestehen müssen, dass sie „mit einer Erbschaft – eine Million etwa“ nichts anzufangen wüssten: „Außer einer Weltreise fällt uns nichts ein, und selbst das ist keine gute Idee, weil wir danach unsere Jobs loswären. Wir bräuchten also wesentlich mehr Geld“ (SiSt 60f). Diese Bemerkung verrät, dass sie beide eigentlich nicht vornehmlich an Luxus interessiert sind, sondern vor allem an einer Befreiung vom Zwang, im kapitalistischen System ihre Arbeitskraft verkaufen zu müssen – mit all den Unsicherheiten und Abhängigkeiten, die damit verbunden sind.

185 Maik erkennt zum Beispiel im 25. Kapitel („Mein Gott, ist die schön!“) sehr gut, dass er ohne Geld der finanziellen Großzügigkeit Edgar Körners nichts entgegenzusetzen hat, und dieser hat (wie unbewusst auch immer) schnell begriffen, dass er in dieser Situation Chancen hat, Maik mit seiner Freigebigkeit auszubooten.
Das Geld wird in Schulzes Roman als ein Haupteinfallstor für die Macht des Ökonomischen ins Private dargestellt; mit ihm dringen die Regeln instrumenteller Vernunft in eine Sphäre ein, die (wie Habermas gezeigt hat) nur durch kommunikative Vernunft zusammengehalten werden kann (1988b, 71 u. 89-117) – bzw. durch entsprechende kulturelle Traditionen (Honneth 1994, 18f). Ob Dieter Schubert die Beziehung zu Jenny durch Geldzahlungen jenseits von moralischer Verantwortung halten will (SiSt 155) oder Martin Meurers leiblicher Vater seine Verwandtschaftspflichten durch gelegentliche Geldgeschenke ablöst (SiSt101), ob Edgar Körner sein Eindringen in die Beziehung zwischen Jenny und Maik erst mit finanzieller Großzügigkeit betreibt und dann mit demselben Mittel »wiedergutmachen« will (SiSt 259), ob Pit Meurer sich durch Zuschanzen eines Auftrags an einen Mitwisser von der geheimen Schuld gegenüber seiner späteren Frau freizukaufen beabsichtigt (SiSt 253) oder Patrick im 27. Kapitel seine Schuldgefühle gegenüber der verlassenen Danny durch das Versprechen finanzieller Unterstützung zu beruhigen versucht (SiSt 278) – in all diesen Fällen wird das Tauschmedium als Substitution gelingender kommunikativer Beziehungen instrumentalisiert, doch in all diesen Fällen macht Schulzes Darstellung deutlich, dass es diese Funktion nicht oder nur ungenügend erfüllen kann, ja oft genug sogar kontraproduktiv wirkt: Jennys Kälteschnäuzigkeit verdeckt nur notdürftig die tiefgehenden Irritation durch Dieter Schubs Annäherung, Danny reagiert verärgert, Martin Meurer misstrauisch, Edgar Körner wird schnell entlarvt und Pit Meurer wird sich der Vergeblichkeit seines Tuns bald bewusst.

Besonders prekär wird die Rolle des Geldes dort, wo es auch in die Intimsphäre eindringt und das Verhalten dort als Dienstleistung in die Nähe der Prostitution bringt; so etwa im Verhältnis zwischen Dieter Schubert und Jenny, das er folgendermaßen rechtfertigt: „Ich will klare Verhältnisse, nichts weiter. Sie dort, ich hier, und dann treffen wir uns. Sie kriegt ihr Geld, und dann trennen wir uns“ (SiSt 155). Hier dient das Geld gerade zur Vermeidung aller Verpflichtungen

Nicht alle Figuren beugen sich jedoch unbegrenzt der (neuen) ökonomischen Logik. Der Autor zeigt in einigen Episoden nicht ohne eine gewisse Emphase, wie sich manche Figuren einen Rest ihrer Würde bewahren. Schon die Journalistin Danny gibt dem Druck ihres Chefs nicht nach, auch Hanni lässt sich nicht zur Prostitution überreden, und Martin Meurer widersteht dem Appell seiner Mutter, seinen psychisch angeschlagenen Stiefvater nur als Chancenminderung zu sehen und den staatlichen Institutionen zu überlassen (SiSt 231); er lässt sich am Ende des Romans zwar auf eine absurde Maskerade zu Werbezwecken ein, weigert sich dann jedoch, den tatsächlichen Angriff eines Passanten als Arbeitsunfall verbuchen zu lassen und entzieht ihn auf diese

Im Grunde gehören zu den gewachsenen Abhängigkeiten von Markt und Geld, für die wir bis zu dieser Stelle Parallelen zwischen soziologischer Gegenwartsdiagnose und Romandarstellung aufzeigen konnten, auch die zuvor behandelten »Härten« des neuen Systems: die abnehmen- de Arbeitsplatzsicherheit und die Normalität temporärer Arbeitslosigkeit, der Wertverfall beruflicher Qualifikationen sowie die gewachsenen Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen. Dass diese verstärkten Abhängigkeiten für die Identität eher eine Belastung darstellen, widerspricht nur auf den ersten Blick der Erkenntnis der jüngeren Identitätsforschung (Keupp u. a.), dass gerade die gewachsenen Anforderungen an die individuelle Initiative und Entscheidungsfähigkeit bei zerfallenen Biographiemustern, unfesten Beschäftigungsverhältnissen und der Auflösung fester Norm- und Wertekanons nach einer besonders starken Identität verlangen. Tatsächlich ist die Belastung der Identitäten durch jene Abhängigkeiten ein weiterer Grund für die Erhöhung ihrer erforderlichen Leistungsfähigkeit, zumal ihnen ja dennoch im Modus eigenständigen Handelns genügt werden muss. Daraus ergibt sich zugleich die paradoxe Forderung, dass moderne Identitäten sowohl durch größere Flexibilität als auch durch einen gewachsenen Grad von innerer Au-
tonomie gekennzeichnet sein müssen. Dies ist jedoch nur durch eine beträchtliche Ich-Stärke, ein ausgeprägtes Selbstwertgefühl möglich.


In der paradoxen Situation einer gewachsenen ›Verantwortung‹ für das eigene Schicksal bei gleichzeitig gewachsener Abhängigkeit von abstrakten gesellschaftlichen Institutionen stellen


gen. Martin Meurer ist in Gefahr, in der Sorge um seine Waren zu erstarren, obwohl er ja die Entfremdung von ihnen subjektiv nicht zu überwinden vermag.


Die völlige Finsternis deutet zudem darauf hin, dass der Markt – besonders im Hinblick auf seine Dynamik – durch eine immer erst ex post aufzuhebende Opazität gekennzeichnet ist, so dass er sich der Planung und Kontrolle der Akteure letztlich entzieht – nicht umsonst wirken Markt- und Börsenanalysten noch weniger vertrauenswürdig als Meteorologen (Ganßmann 2006, 94). Preise und Absatzchancen bilden sich durch Adam Smiths „unsichtbare Hand“, dem letztlich
ungeplanten Zusammenwirken eines (besonders in Zeiten der Globalisierung) überkomplexen Systems mehr oder weniger unabhängiger, mehr oder weniger abhängiger, jedenfalls aber in ein Netzwerk von ökonomischen Beziehungen eingebundener, nur formell freier Akteure, welche dieses Zusammenwirken trotz aller Verwissenschaftlichung der Ökonomie immer nur partiell durchschauen können und die deshalb mit jedem Schritt ein Risiko eingehen, das schwer kalkulierbar ist (Castells 2000, 505). Einerseits hat der Markt schon früh eine unwiderstehliche Eigen-dynamik entwickelt und sich zu einer höchsten Machtinstanz verselbstständigt, von der alle ›Mit-spieler‹ abhängig sind; andererseits bleibt er ein anonymer Prozess ohne verantwortliche Instanzen, der weder kontrollierbar noch berechenbar ist – und besitzt damit die Züge eines irrationalen ›Schicksals‹. Die kapitalistische Marktwirtschaft setzt also den Orientierungsbemühungen ihrer Akteure systemspezifische Grenzen186, die völlig zurecht als Ohnmacht empfunden werden und selbst irrationale Reaktionen auslösen können – wie etwa bei dem Taxiumunternehmer Rafael, der sein ökonomisches Überleben vom Erfolg einer Fußballmannschaft abhängig macht (SiSt 94f).

Am radikalsten und eindringlichsten formuliert der Zeitungsmacher Christian Beyer die verschärfte Orientierungsproblematik in einem Vergleich, der sein Lebensgefühl ausdrückt und der hier von seiner zeitweiligen Partnerin Hanni wiedergegeben wird:

»Du hast gesagt, du fühlst dich wie eine Fliege, eine Fliege zwischen Fenster und Gardine. [...] Du sagtest, dass die Fliege nur durch Zufall gerettet wird, durch et-was, was gegen ihre Logik geht, denn ihre Logik besagt, daß sie durch die Scheibe kommt. Und damit hört sie nicht auf, bis sie tot ist.«

»Ja«, sagte er. »Es hört nicht auf, und alle können dir dabei zusehen«. (SiSt 240)

Hier wird nicht nur die Orientierung in dem neuen Gesellschaftssystem für unmöglich erklärt, sondern sogar die falsche Orientierung als systemspezifisch notwendig behauptet. Die Logik des


All dies zeigt noch einmal, dass das System des globalen Kapitalismus nicht nur eine leistungsfähige Innensteuerung erfordert, deren psychische Ressourcen es nur begrenzt zu entwickeln gestattet, darüber hinaus wird vielmehr deutlich, dass die Innensteuerung außen im systemspezifischen Handlungsfeld weiterhin nur über durchaus begrenzte Möglichkeiten verfügt – sowohl was die Erkenntnisgrundlagen als auch was die praktischen Optionen angeht. Zu einem beträchtlichen Teil ist die viel gepriesene „Eigenverantwortung“ nichts weiter als die Fähigkeit, die Zumutungen eines unkontrollierbaren und undurchschaubaren Systems individuell und privat so zu verarbeiten, dass die systemkonforme Handlungsfähigkeit nicht beeinträchtigt wird. Den Preis an Leid und Stress, der den Durchschnittsmenschen dabei alltäglich abverlangt wird, macht Ingo Schulzes Roman gerade in seinem Verzicht auf „große Gefühle“ und „tiefe Erkenntnisse“ recht gut nachvollziehbar.

Der Vergleich mit dem Kenntnisstand der Soziologie hat gezeigt, dass die Darstellung der Arbeitswelt und der ökonomischen Lebensgrundlagen in Simple Storys vor allem von ihrem Fokus auf Krisenerscheinungen geprägt ist: Die Arbeitslosigkeit wird über ihre ohnehin schon hohe

Zugleich beschränkt sich die Darstellung der ökonomischen Seite der Gesellschaft ganz auf die Mikroebene, auf das Denken, Fühlen und Handeln von Einzelnen und ihre unmittelbare Interaktion und Kommunikation. Hier wird vor allem gezeigt, wie die noch aus der DDR stammenden Wunschvorstellungen vom westlichen Kapitalismus, von Freiheit, Glück und Sinnfülle gründlich desillusioniert werden: Machtungleichgewichte, Abhängigkeiten und Manipulationsmöglichkeiten haben sich vom Bereich des Staates in den der Wirtschaft verlagert, Selbstverwirklichung im Beruf ist (auch als Unternehmer) vorerst kaum möglich, und die erweiterten Konsummöglichkeiten nutzen sich in ihrem positiven Erlebniswert schnell ab. Dadurch werden alte Negativbilder vom westlichen Wirtschaftssystem wiederbelebt. Größere sozioökonomische Zusammenhänge wie die mit der Globalisierung zusammenhängenden geraten dagegen nicht in den Blick; entsprechende soziologische Einsichten vertiefen sicherlich die Interpretation, müssen jedoch ›von außen‹ an den Text herangetragen werden. Auffällig ist vor allem, dass der spektakulä-
Die Frauen des Romans versuchen den Wegfall der Berufstätigkeit mit ihrer Bedeutung für die Identität – wie in der soziologisch rekonstruierten Realität – zum Teil durch die Rolle als

188 Ganz am Rande gibt die Darstellung von Simple Storys immerhin einen Hinweis in dieser Richtung, indem sie den Widerstand des ehemaligen Hausmeisters gegen die Modernisierung und Umwandlung einer früher als Kindergarten genutzten Jugendstilvilla in Wohneigentum durch den neuen Eigentümer Thomas Steuber erwähnt (SiSt 209).

deutschen Verhältnisse, sondern auf die Globalisierungsverlierer insgesamt (Bonss 2006, 69f; Vogel 2006, 73 u. 82-86; Castells 2000, 265ff). Bei aller Übermacht des Ökonomischen hat der Autor aber sichtlich Wert darauf gelegt, dass einige seiner wichtigsten Figuren sich der ökonomischen Logik nicht vollständig beugen, sondern an entscheidenden Punkten für die Bewahrung ihrer Menschenwürde optieren. Aus sozialpsychologischer Sicht ist dies eine Strategie zur Verteidigung einer auf „Restautonomie“ beruhenden Identität. In performativer Hinsicht wird darin der Wille des Autors erkennbar, diesen Basiswert zu verteidigen und zugleich dessen prekäre Stellung unter den herrschenden Verhältnissen kritisch aufzuzeigen.

Überhaupt muss man aufs Ganze gesehen festhalten, dass Schulze bei aller kritischen Konzentration auf Orientierungsprobleme und Anpassungsschwierigkeiten doch in deutlicher Mehrheit Figuren darstellt, die sich mit bewundernswerter Hartnäckigkeit und trotz wiederholter Niederlagen in den neuen Verhältnissen irgendwie wirtschaftlich behaupten können und auch die erheblichen psychischen Belastungen auszuhalten und zu verarbeiten vermögen. Obwohl sie unter den Bedingungen vollständiger Individualisierung zumeist weitgehend auf sich selbst zurükgeworfen sind, stellen sie sich erstaunlich schnell auf die neue Abhängigkeit von einem unsicheren Arbeitsmarkt ein, bringen ohne viel zu klagen die gesteigerte berufliche Flexibilität auf, überwinden den Bruch in ihrer Erwerbsbiographie, überbrücken Phasen der Arbeitslosigkeit, ertragen die gestiegene Unsicherheit ihrer neuen Beschäftigungen ebenso wie deren Härten und Sindedefizite und bewältigen die Anfechtungen ihrer Identität, die aus all diesem Anpassungsdruck an eine plötzlich veränderte Situation hervorgehen – kurz: sie verarbeiten individuell und persönlich gesellschaftliche Übergangsprobleme, Krisensymptome und Systemwidersprüche.

Herausragende Beispiele sind etwa Renate Meurer, die Frau des Ex-Schulleiters, vor allem aber ihr Sohn Martin Meurer, ein Kunsthistoriker, der sich zunächst als Vertreter versucht, dann ein Auto überführt, Wohnungen renoviert und sich am Ende – wie die ehemalige Schwestern...

Von den vier „empirischen Typen“ von Bewältigungsstrategien beruflicher Umbrüche, die Cäcilie Raiser herausgearbeitet hat, ist zwar der Wendegewinner, der die Transformation als Chance zum beruflichen Neubeginn gesehen hat und erst dadurch eine berufliche Identität aufbauen konnte (Raiser 2000, 222), höchstens in Frank Holitzschek (und am Rande durch Peter Neugebauer) vertreten; die beiden Unternehmerfiguren, Christian Beyer und Raffael, vielleicht auch der Fotograf Patrick und die Journalistin Danny versuchen aber immerhin dasselbe, auch wenn sie mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Zudem ist der totale Wendeverlierer, bei dem ein vollständiger Abbruch der Arbeitsbiographie zum Verlust der Identität geführt hat (a.a.O., 228f), mit nur zwei Figuren (Ernst Meurer und Enrico Friedrich) ebenfalls unterrepräsentiert – die wichtige Figur Martin Meurer, die man wirtschaftlich gesehen dazuzählen könnte, kann ihre Identität durchaus stabil halten. Wegen der kritischen Konzentration des Romans auf

Diese Tendenz der Darstellung lässt sich insofern durchaus mit den Einschätzungen der Soziologen verbinden, als nicht wenige von ihnen betonen, dass die Transformation der ostdeutschen Gesellschaft – besonders im Vergleich mit den anderen osteuropäischen Transformationsgesellschaften – trotz exceptioneller Krisenerscheinungen für die Mehrheit im Großen und Gan-

189 „Aber letztlich, wenn man sich die Einzelschicksale anguckt, gibt es immer ein paar, die behalten den Kopf oben, auch wenn sie einen Haufen Mist erlebt haben. Ich denke da etwa an Marianne Schubert, die den Mann verliert und eine Krebsoperation hinter sich hat, aber immer noch für andere da ist.“ (Schulze 1998c, 42)

\(^{190}\) Das passt zu den Ergebnissen, zu denen Seifert, Rose und Zapf aufgrund der Datenanalyse des Wohlfahrtsurvey 1993 kommen: „Insgesamt kann festgehalten werden, dass ostdeutsche Arbeitnehmer in allen Bereichen eine höhere Flexibilität zeigen als westdeutsche und sich somit auf die veränderten Rahmenbedingungen eingestellt haben.“ (5)
Es wird dem Autor also eher darum gegangen sein, gegen das schlechte Medienimage der Ostdeutschen nicht nur ein positiveres, sondern zugleich ein realistischeres Bild seiner Landsleute zu entwerfen. Auf der Ebene bewusster Intentionen geht es aber sicherlich vor allem darum, trotz ausgeprägt kritischer Perspektive neben den ›Kosten‹ auch in konstruktiver Weise Perspektiven aufzuzeigen, denn mit den mehrheitlich irgendwie ›zurechtkommenden‹ Figuren werden zugleich auch (wie gebrochen und unvollständig auch immer) jene Fähigkeiten vorgeführt, die im Umgang mit rapiden gesellschaftlichen Wandlungsprozessen ausschlaggebend sind – vor allem eine erhöhte Flexibilität und anhaltende Lernfähigkeit, die auch die eigene Identität für Um- und Neustrukturierungen offen hält, alte Erfahrungsmuster zu überschreiten imstande ist sowie eine nie nachlassende Bereitschaft, selbst unter schwer durchschaubaren Verhältnissen und Sachzwängen das Heft in der Hand zu behalten und immer wieder eigene Entscheidungen zu treffen. Diese Romanfiguren bestätigen insofern Ulrich Becks These, dass die eigene Biographie nach dem letzten Individualisierungsschub trotz starker Markt- und Institutionenabhängigkeit konstitutiv auf eigene Entscheidungen angewiesen und damit zur „Bastelbiographie“ geworden sei.

Sie bestätigen auch neuere Untersuchungen zu den Bildungs-, Ausbildungs- und Berufsverläufen in der DDR, die zeigen, dass die ›realsozialistische‹ Sozialisation trotz des offiziellen Anspruchs starker institutioneller Steuerung keineswegs durchweg passive, außengelenkte, entscheidungsentwöhnnte Sozialcharaktere produzierte, die dann nach der Wende aufgrund dieses Defizites an Subjektautonomie vom westdeutschen Institutionensystem überfordert waren, weil dieses höhere biographische Integrationsleistungen und Handlungskompetenzen verlangt; stattdessen hat sich herausgestellt, dass es in der DDR unterhalb der offiziellen Rhetorik durch Unterlaufen der staatlichen Steuerung mannigfaltige biographische Gestaltungsmöglichkeiten gab, die auch durchaus selbstbewusst wahrgenommen wurden, so dass die Behauptung eines „DDR-biographischen Modernisierungsrückstands“, eines „defizitären Sozialcharakters“ sich in dieser

Die Disziplin, die in starkem Maße gefordert wurde, war weniger die Disziplin des Untertanen, sondern eher an die pragmatische Disziplin industrieller und technischer Abläufe angelehnt. Eine Grundvorstellung bestand in der prinzipiellen Veränderungs- und technischen Machbarkeit aller Dinge sowie der Idee eines ständig technischen Fortschritts (Hierin ähneln die Ostdeutschen eher den Japanern oder Amerikanern als den Westdeutschen). […] Die am prinzipiell technisch ›Machbaren‹ orientierte Lebenseinstellung ist auch mit prinzipiellem Optimismus verknüpft, mit einer Abneigung gegen transzendente Ideen, mit Teamorientierung, vor allem jedoch mit einer Abneigung gegen expressive Selbstdarstellung und –präsentation, wie sie im Westen normal ist. (Gensicke 1995, 145f)

Es kann kein Zweifel bestehen, dass die bürokratisch-totalitären Strukturen der DDR-Gesellschaft (besonders im kleinbürgerlichen Milieu) die Entwicklung von autoritätshörigen, außengelenkten Sozialcharakteren begünstigten und ihnen besondere Aufstiegschancen boten; das wird auch im Roman anhand von Ernst Meurer, Dieter Schubert und Enrico Friedrich dargestellt. Die meisten anderen Figuren entsprechen aber eher der soziologischen Annahme, dass die obrigkeitliche Reglementierung daneben einen verbreiteten Menschenotypus produzierte, der sich seine individuellen Freiräume auch gegen den Widerstand des Systems zu verschaffen weiß – und dieser Typus war in punkto Kontrollkompetenz und eigenständiger Ressourcenverwertung trotz massenhafter Entwertung beruflicher Qualifikationen durchaus nicht schlecht gerüstet für den Wechsel zu ei-
nem System, das für den einzelnen sowohl die Risiken als auch die Handlungsspielräume in allen Lebensphasen beträchtlich vergrößerte (Struck 2000, 201).


E. Der Umgang mit der Bürokratie

Institutionenabhängigkeit ist im Verständnis der Soziologen bei weitem nicht nur Marktabhängigkeit, sondern auch vielfältige Abhängigkeit von staatlichen Institutionen wie dem Bildungswe- sen, der Polizei, der Justiz und dem Militär, den Steuerbehörden, Sozialversicherungsträgern,

Schon bei einer oberflächlichen Durchsicht der betreffenden Textstellen fällt der überwiegend negative Charakter des Verhältnisses zur Bürokratie auf: Während nicht weiter erwähnt wird, dass die arbeitslosen Romanfiguren zweifellos von bewilligten Lohnersatzzahlungen leben und die Rentenzahlungen weitgehend ans Westniveau angeglichen wurden, agieren die staatlichen Verwaltungsstellen im Roman überwiegend reglementierend, disziplinierend und strafend, zeigen einen verdächtigen Informationshunger und handeln nahezu ausschließlich gegen die Interessen der Betroffenen, so dass sie von den Figuren fast durchweg als Last und Bedrohung erfahren werden, der man mit einer erniedrigenden Ohnmacht ausgesetzt ist. Dieser Erfahrungsmodus sticht um so mehr ins Auge, als die Figuren als ehemalige DDR-Bürger doch eigentlich an übermächtige Behörden und deren Willkür gewöhnt sein müssten.

Dass eine starke Institutionenabhängigkeit in der Tat ein Element der Kontinuität aus der DDR-Vergangenheit ist, wird schon dadurch angedeutet, dass das Sozialamt in einer früheren
Stasi-Dienststelle residiert, es wird aber auch von einigen Figuren so empfunden, wie gerade die selbstbewusste Klientin Renate Meurer bezeugt:

Alle Formulare vom Sozialamt habe ich ausgefüllt. Jedes Jahr neu. Die machen einen nackig, kann ich Ihnen sagen, absolut nackig. Die wollten sogar wissen, was sein Vater verdient – der ist doch im Krieg geblieben. Den hat er nie gesehen! Am Ende wissen die mehr als die Stasi. (SiSt 227)


Gerade die Abhängigkeit der vermeintlich ›freien‹ Unternehmer von den staatlichen Institutionen begegnet in Simple Storys mehrfach. So wird der kleine mittelständische Taxibetrieb Raffaels durch die tarifvertraglich festgelegte Lohnfortzahlung im Krankheitsfall bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit belastet, als der Fahrer Orlando Opfer eines ausländerfeindlichen Angriffes wird (Kap. 9). Trotz Orlando’s nahezu unbegrenzter Flexibilität legt die Inflexibilität

Den extremsten Fall bürokratischer Abhängigkeit stellt sicherlich der publizistische Mittelständler Christian Beyer dar, als er sich einer Betriebsprüfung durch das Finanzamt ausgesetzt sieht (Kap. 23), denn die dabei aufgedeckten Unregelmäßigkeiten bringen sein Anzeigenblatt in unmittelbare Gefahr, den Betrieb einstellen zu müssen. Wenn man seinen Betheuerungen glauben darf, hat er nichts Illegales getan – er hat lediglich die Belege für ein länger zurückliegendes Geschäftsjahr zu früh vernichtet, kann es eben nur nicht beweisen. Danach wäre es bloß eine zufällige Wissenslücke aufgrund mangelnder Erfahrung eines Ostdeutschen im Umgang mit der westdeutschen Bürokratie, die hier die wirtschaftliche Existenz nicht nur Beyers, sondern auch seiner Angestellten gefährdet. An diesem Fall wird zunächst auf exemplarische Weise deutlich, wie weit die Verselbständigung der Bürokratie bereits fortgeschritten ist: Es sind die Klienten, die sich an deren Systemlogik anpassen müssen; auf sie wird die Informationspflicht abgewälzt, von ihnen wird die Kenntnis der steuer- und verwaltungsrechtlichen Bestimmungen verlangt – bei Strafe ausbleibender Dienstleistungen oder sogar empfindlicher Restriktionen. Bei einem Entwicklungsstand dieser Bestimmungen und Gesetze, der oft nur noch von Fachleuten durchschaub werden kann, führt dies zu dem Paradoxon, dass entsprechende Spezialisten als private Dienstleister an-
gestellt werden müssen, um Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen zu erlangen oder den gesetzlichen Anforderungen zu genügen: hier die Steuerberater.

Dies gilt auch dann, wenn sich auf den zweiten Blick Zweifel an Beyers Version einstellen: Es ist wenig glaubhaft, dass die ganze Existenz seines Betriebes durch das bloße Fehlen von Belegen auf dem Spiel steht. Fachleute haben mir denn auch bestätigt, dass in einem solchen Fall lediglich eine Schätzung der Einkommenssteuer vorgenommen wird, die in der Regel etwas höher liegt als das, was man mit einer regulären Steuererklärung erreichen kann; existenzgefährdend wird dies aber nicht. Wenn Beyer also beteuert, „es ist auch nichts passiert, nichts Ungesetzliches, keine Unterschlagung“ (SiSt 239), so muss man offenbar genau etwas Derartiges vermuten, irgendeine illegale Manipulation, die bei seiner in New York deutlich gewordenen Finanznot auch ein Motiv hätte. Dies hat auch der Autor selbst auf meine Anfrage bestätigt.

Beyer mag subjektiv das Gefühl gehabt haben, dass ihm in seiner ökonomisch bedrängten Lage gar keine Wahl bliebe; das Resultat seiner Regelübertretung ist jedenfalls eine Situation äußerster Ohnmacht: Er ist in seiner wirtschaftlichen Existenz den Entscheidungen des Amtes vollkommen ausgeliefert. Dass eine solche Situation radikal asymmetrischer Machtverteilung für die Amtsträger eine große Versuchung zum Missbrauch mit sich bringt, wird durch diesen Fall ebenfalls illustriert: Beyer bleibt aufgrund der eindeutigen Rechtslage gar nichts anderes übrig, als weitere illegale Optionen zu wählen, wenn er nicht einfach aufgeben will; er versucht, den zuständigen Beamten zu bestechen, und als finanzielle Anreize nicht ziehen – dafür sind deutsche Beamte zu gut bezahlt und Beyers Mittel zu begrenzt –, bietet er die sexuellen Dienste seiner Partnerin an. Auf diese Weise gelangt ein Repräsentant staatlicher Macht an die restlose Verfüngsgewalt über einen menschlichen Körper.

Dass Hanni diese Situation mit der feudalen Leibeigenschaft vergleicht, ist jedoch nur unter der Voraussetzung plausibel, dass sie Beyers Aussagen Glauben schenkt: »Wir dachten nur,
so was gibt’s nicht mehr, zumindest nicht bei uns, das ist ausgestorben, wie der Feudalismus eben« (SiSt 237). Was diese Bemerkung zum Ausdruck bringt, ist also nicht so sehr eine kritische, aber realistische Einschätzung des neuen rechtsstaatlichen Verwaltungssystems (das den Klienten anders als in der DDR ja bei unrechtmäßiger Behandlung immer noch den Gang vors Verwaltungsgericht eröffnet), sondern das Ausmaß an Macht und Willkür, das man dem neuen System von Seiten seiner neuen ostdeutschen Klienten nach nur kurzer Erfahrung zutraut: In Hannis Augen ist beides praktisch unbegrenzt: „Wer Macht hat, erpresst eben. Dem kommt das ganz normal vor“ (SiSt 239). Entsprechend ist für sie die eigene Situation durch völlige Ohnmacht gekennzeichnet – eine Ohnmacht, deren Aktualisierung eine bloße Sache von Glück und Unglück ist:

»Warum solln wir eigentlich verschont bleiben?« fragte Hanni dann. »Wir sind einfach nur verschont geblieben, das ist alles, einfach Glück [...]« [...] »Eigentlich sind wir Glücksinder [...]«. Wir sind einfach nur verschont geblieben.« (SiSt 237)

berechenbarer Regeln, sondern mehr auf einer bewussten politischen Parteilichkeit beruhte, die eben auch mehr Raum für informelle Absprachen ließ (Hettlage 1995, 25 u. 44).

Jedenfalls zeigt sich in Hannis Charakterisierung der Verwaltungsmacht ähnlich wie im Falle von Conny Schuberts Quasi-Vergewaltigung (Kap. 2) und bei Dieter Schuberts Einordnung einer ausländischen Frau als ›kapitalistische Arbeitssklavin‹ (SiSt 167), dass die Enttäuschung idealisierter Vorstellungen von ›westlicher Freiheit‹ durch die Wiedervereinigung und die real fortbestehenden Abhängigkeiten von einem ausdifferenzierten Institutionensystem bei nicht wenigen zu einem Umschlag der Idealisierungen in die alten sozialistischen Propaganda-Schreckbilder vom Kapitalismus führt – nach denen sowohl die politischen Institutionen der parlamentarischen Demokratie als auch das Rechtssystem und die Verwaltung letztlich nur die Handlanger einer rücksichtslos nach Profit strebenden Kapitalistenklasse sind.191


191 Natürlich ließe sich hier einwenden, dass Situationen totaler Abhängigkeit von der Bürokratie in der DDR eher noch wahrscheinlicher waren, da dort ja die Bürokratie tatsächlich ein Instrument der Mächtigen gewesen ist; gerade entsprechende Erfahrungen können hier aber auch auf das neue System projiziert worden sein; es könnte sich also um ein DDR-spezifisches Interpretationsmuster handeln.

Dass auch in weniger extremen Situationen der einzig adäquate Umgang mit Institutionen in entschlossener Eigeninitiative besteht, illustriert Hanni mit der Erzählung von Christian Beyers Versuch, die Beseitigung einer Amsel aus einem Supermarkt zu beeinflussen: Er geht direkt zum Chef und schlägt ihm eine praktikable Lösung vor, die das Tier überlebt – eine symbolische Sze-
ne auch deshalb, weil es darum geht, ein für die Freiheit stehendes Wesen, das sich in das für sie lebensfeindliche Terrain des Marktes verirrt hat, seinem eigentlichen Element zurückzugeben. Zugleich werden durch die Geschichte aber nochmals die Grenzen jener informell-persönlichen Handlungsstrategie deutlich, die Beyer auch bei der Bestechung des Finanzbeamten gewählt hat: aufgrund der asymmetrischen Machtverhältnisse besitzt sie keinerlei Erfolgsgarantie – so lässt sich der Supermarktleiter von Beyer nicht zum Eingreifen überreden (SiSt 238f). Ähnlich hätte auch der Finanzbeamte Beyers Angebot ablehnen und die rechtlichen Konsequenzen aus den entdeckten Manipulationen ziehen können. Effektive Einflussmöglichkeiten haben die Klienten nur, wenn das geltende Recht auf ihrer Seite ist.

Die ganze Problematik der in dieser Story dargestellten Institutionenabhängigkeit wird aber erst deutlich, wenn man sich klar macht, dass es Beyer mit seinen anzunehmenden Rechtsverstößen sehr wahrscheinlich nicht um persönliche Bereicherung, sondern um die Existenz seines Unternehmens ging. Vermutlich hatte er nur die Wahl, sich an die Regeln zu halten und Konkurs anzugemelden oder das persönliche Risiko einzugehen, das mit einer Regelübertretung verbunden ist. Aus dieser Perspektive konnte ihm eine illegale Manipulation durchaus als die rationalere Alternative erscheinen: Eine noch so geringe Chance zu nutzen ist besser, als von vornherein darauf zu verzichten. Hier wird eine enge Verschränkung von Markt- und Institutionenabhängigkeit deutlich, die sich ja auch in der Überblendung beider Themen in diesem Kapitel spiegelt: Was die Existenz und den Erfolg von Unternehmen angeht, so stützen die staatlichen Institutionen die Marktabhängigkeit, indem sie alle Strategien, welche die Marktgesetze zu umgehen versuchen, zu unterbinden trachten (Gewaltanwendung, Erpressung, Betrug etc.) – aber auch indem sie die Konsequenzen eines Bankrots sozial abfedern. Wer also wie Beyer am Markt nicht bestehen, hat gerade aufgrund des westlichen Rechts- und Verwaltungssystems keine andere Chance als aufzugeben. Damit entlarvt die literarische Zuspitzung des 23. Kapitels die zynischen Dimensionen,
die in Marktgesellschaften die spezifisch eingeschränkte Freiheit institutionengebundenen Handelns annehmen kann. Denn hier sanktioniert das Recht immer auch die Regeln der kapitalistischen Marktwirtschaft, die dem Einfluss demokratischer Mitbestimmung entzogen sind. Und das kann wie in Beyers Fall dazu führen, dass das eigene wirtschaftliche Überleben einen Gesetzesbruch notwendig macht.

Zudem stellt das 23. Kapitel dar, dass die Entscheidung zwischen institutionell vorgegebenen Alternativen enorm erschwert wird, wenn in ihr zwei Handlungsfelder mit unterschiedlichen Normen und Werten ineinander greifen: Gewährt man der staatlichen oder ökonomischen Macht Zugriff auf den eigenen Intimbereich, so geschieht dies aufgrund einer eigentümliche Abwägung zwischen Kosten, die sich eigentlich nicht miteinander vergleichen lassen: den psychosozialen Kosten einer befristeten Verletzung und Instrumentalisierung der Intimsphäre einerseits und den ökonomischen Kosten einer gescheiterten Betriebsprüfung andererseits. Dabei wird in Hannis Äußerungen deutlich, dass die psychosozialen Kosten – besonders in ihrer zeitlichen Dimension – einer fremden, ökonomisierenden Beurteilung unterworfen werden:

»Es wäre Wahnsinn, es nicht zu machen. Es steht in keinem Verhältnis.« (SiSt 238) »Und wenn ich mir vorstelle, dass jetzt deine ganze Arbeit umsonst gewesen sein soll.« (SiSt 239) »Er gibt seinen Krakel. Wenn er den gegeben hat, ist er weg, nicht? Dann hat sich das erledigt. Dann ist Schluss, ein für allemal. Oder?« (a.a.O.) »Ich werde einfach die Augen zumachen und an dich denken.« (SiSt 240) »Vielleicht macht es ja auch Spaß – wenn ich dabei an dich denke.« (SiSt 241)

Die Selbstprostitution wird wie eine Dienstleistung dargestellt; das Unangenehme daran zu ertragen, einem Fremden diese Nähe zuzugestehen, ist die eigentliche Arbeit. Dass Hanni es trotz aller alkoholischen Betäubungsversuche schließlich doch nicht über sich bringt, diesen Schritt zu gehen, zeigt jedoch, dass diese Form von Arbeit eine Selbstverstümmelung bedeutet, die nach dem Akt eben nicht einfach vorbei ist, sondern das Selbstwertgefühl dauerhaft schädigt – entsprechend

Verschiedene Aspekte dieser Darstellung werden durch die weniger existentiellen Erfahrungen anderer Romanfiguren bestätigt und erscheinen damit als Teil der alltäglichen Normalität. Das gilt etwa für Martin Meurers Führerscheinentzug, der ihn ausgerechnet während seiner Probezeit als Vertreter in erhebliche Mobilitätsprobleme stürzt. Trotzdem schickt er die Fahrerlaubnis folgsam ein und nimmt damit einen beträchtlichen logistischen Mehraufwand in Kauf (SiSt 41f). Erst nachträglich, während einer kritischen Selbstreflexion im Taxi, wird ihm klar, dass er durch das Einlegen von Widerspruch zumindest wertvolle Zeit gewonnen hätte (SiSt 47). Was im Umgang mit der DDR-Bürokratie noch angemessen war, ist in der vom „New Public Management“ beeinflussten Verwaltung westlichen Stils als autoritätshörige, unselbständige Reaktion nun das unnötige Verschenken einer Chance: Gefordert ist auch hier eine entschlossene Eigeninitiative, die sich nicht einschüchtern lässt, aber auch hier kann sie nur innerhalb der bürokratischen Eigenlogik erfolgen und setzt eine genaue Kenntnis der entsprechenden Regeln voraus (Rehbinde 2003, 149f u. 161-65).

Am erstaunlichsten ist vielleicht das Empfinden verschiedener Romanfiguren, dass die bürokratische Reglementierung des Lebens durch den Übergang zum westdeutschen System nicht
ab-, sondern zugenommen hat. So beschwert sich Hanni in einem Telefongespräch mit Barbara Holitzschek, dass der bürokratische Anteil an ihrer Tätigkeit als Direktorin des Naturkundemuseums enorm gewachsen sei, während die Effektivität solcher Bemühungen offenbar rapide nachgelassen hat:

»Leute wie Frank wollen doch immer, dass wir Anträge schreiben, unsere Volksvertreter. Ich schreibe nur noch Anträge und ärgere mich mit den Bauleuten rum. Und wenn nicht, mache ich den Bankern schöne Augen und halte bei den Rotariern Vorträge, weil die uns neuen Diaprojektor versprochen hatten.« (SiSt 85)

1995, 25ff; Rehbinder 2003, 149): Wenn in der Bundesrepublik die Bürger mehr eigene Entscheidungsmöglichkeiten hatten, so lagen diese nicht in einem institutionellen Jenseits, sondern verdankten sich einem komplexeren und flexibleren Regelsystem, welches das Verwaltungshandel oftmals entsprechend komplizierter und aufwendiger machte.


Dieser Zusammenhang zeigt sich in ähnlicher Weise bei Ernst Meurers (von seiner Frau geleiteten) Verhältnis zum Sozialamt: Der bis ins Absurde gesteigerte Informationshuenger der Institution, von dem sich Renate Meurer offenbar in ihrem ›Recht auf informationelle Selbstbestimmung‹ verletzt fühlt, entspricht genau jenen erwähnten Restriktionsbemühungen gegenüber privaten Versorgungsansprüchen, welche im Zuge staatlicher Kostendämpfungsbemühungen den
Bürokratisierungsprozess anheizen. Ihr polemischer Vergleich mit der Stasi drückt einerseits ein Gefühl des Ausgeliefertseins aus, macht aber andererseits auch die Unterschiede deutlich: Vom ostdeutschen Geheimdienst wurde man passiv zum Opfer gemacht, in der nach westdeutschem Muster aufgebauten Bürokratie kann und muss man sich häufig selbst entscheiden, ob man sich den Regelungen von Verwaltungsstellen unterwirft – und muss dann auch selbst die Initiative ergreifen. Man muss sich also zum ›freiwilligen Mittäter‹ machen, was für viele schwerer zu ertragen ist. Dennoch bewältigt Renate Meurer diese neuen Anforderungen im Umgang mit den Ämtern bei allem Unmut weitaus besser als ihr Mann, der weder die nötige Initiative aufbringt noch zur freiwilligen Unterwerfung unter die neuen bürokratischen Regeln bereit ist. Die Episode ist außerdem ein Hinweis darauf, dass sich die Reglementierung durch die neue Bürokratie für die Ostdeutschen nach der Wende auch deshalb mit besonderer Intensität (negativ) bemerkbar machte, weil die massiven wirtschaftlichen Krisenerscheinungen im Zuge des Transformationsprozesses die plötzliche Abhängigkeit eines historisch einmalig hohen Bevölkerungsanteils von staatlichen Transferleistungen zur Folge hatten.\footnote{Im Westen war diese Abhängigkeit zwar ebenfalls gewachsen, jedoch in einem ›schleichenden Prozess‹ über Jahrzehnte hinweg, so dass sie weniger drastisch spürbar geworden war.}

Dass diese gewandelte Form der Institutionenabhängigkeit nun jedoch im Unterschied zur DDR-Zeit nur noch begrenzt soziale Sicherheit garantieren kann, wird in einem Detail von prägnanter Symbolik deutlich, das ebenfalls Renate Meurer erwähnt: Das Treppenhaus des Sozialamtes ist mit einem Netz gegen Selbstmörder gesichert, das mit einem roten Schal noch zusätzlich markiert ist (SiSt 228). Eine Gleichsetzung mit dem ›sozialen Netz‹ liegt nahe und wird von Renate Meurer explizit gezogen, während ihr Sohn Martin noch die Verunglimpfung als ›soziale Hängematte‹ hinzufügt, mit der Sozialhilfeempfänger immer wieder als Faulpelze stigmatisiert werden (a.a.O.). Der rote Schal soll nun das Netz für alle sichtbar machen, um schon Suizidver-

Dass die angeführten Tendenzen im Verhältnis zur Bürokratie bei Ausländern noch extremer ausgeprägt sind, spiegelt sich im Roman anhand der Figuren Orlando und Tahir. Ersterer bekommt auch nach seiner Verletzung durch einen fremdenfeindlichen Angreifer keine volle Sozialhilfe (SiSt 94), letzterer bietet Martin Meurer seine Lebensgefährtin als Ehefrau an, um ihr ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht zu sichern (SiSt 210). Damit ist nur angedeutet, dass Ausländer auf dem Arbeitsmarkt zusätzlichen amtlichen Restriktionen unterliegen, dass sie aber vor allem im Hinblick auf ihr Aufenthaltsrecht noch in viel fundamentalerer Weise vom bürokratischen Apparat abhängig sind als deutsche Staatsbürger.193 Dass solche Restriktionen und existentiellen Abhängigkeiten an die Grenze des Erträglichen gehen können, wird im Roman durch den Selbst-

193 Ein besonderer Fall im Umgang mit den Behörden ist Marianne Schuberts Versuch, einen Waffenschein zu erhalten. Ihre naive Offenheit bei der Befragung durch eine Psychologin (SiSt 252) zeigt einen eklatanten Mangel an taktischer Versiertheit im Umgang mit Behörden, der wohl auch in der DDR kontraproduktiv gewesen wäre.
mord einer Bosnierin angedeutet, die sich im Asylantenheim aus dem Fenster stürzt. Dass die Kombination aus erzwungener Untätigkeit wegen der Asylanten häufig verweigerten Arbeitserlaubnis\footnote{Seit 1991 können Asylanten zwar eine Arbeitserlaubnis erhalten, aber diese wird „je nach Arbeitsmarktlage“ vergeben, d.h. gerade in den neuen Bundesländern mit ihrer hohen Arbeitslosigkeit selten erteilt (Dicke 1999, 26).} und des schwebenden Verfahrens zur Anerkennung des Aufenthaltsrechtes\footnote{Die Anerkennungsquote ist zudem notorisch niedrig: Sie lag 1997 bei bloß 4,9\%, während die Ablehnungsquote 59,7\% betrug (Dicke 1999, 26).} eine hohe psychische Belastung darstellt, ist jedenfalls bei Fachleuten weithin anerkannt (Oberndörfer 8f; Wille 98-102). Sie ist in dieser Hinsicht nur graduell belastender als die Situation vieler anderer Ausländer, die erst nach fünf Jahren eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis erhalten und erst nach acht Jahren eine Aufenthaltsberechtigung, die auch bei Sozialhilfebezug vor Ausweisung schützt (Geißler 1992, 156). Damit ist die Situation der ethnischen Minderheiten jedoch nur äußerst selektiv angerissen, was in erster Linie daran liegen dürfte, dass sie in den neuen Bundesländern lediglich einen extrem geringen Bevölkerungsanteil haben. Immerhin wird deutlich, dass sie gerade wegen des weitgehend monoethnischen Charakters der ostdeutschen Gesellschaft in besonders ausgeprägter Randständigkeit leben und im Zusammenhang mit den Krisenaspekten der Transformation häufig in die Rolle eines Sündenbocks gedrängt werden (Geißler 2006, 250f).


\textsuperscript{194} \textsuperscript{195}

Das in Ostdeutschland virulent gewordene Passungsproblem von („neuen“) Institutionen und („alten“) Individuen ist [...] zu verstehen als vereinigungsbedingte Reaktion auf diejenen Transformationskonzept „nachholender Modernisierung“ qua radikalem Institutionentransfer immanente Entwertung von Biographien und Gesellschaftsgeschichte der DDR. (a.a.O., 173f)

DDR-Bürger hatten sich im Umgang mit der dirigistischen, aber nicht besonders effektiven Verwaltung ihres Staates andere Strategien angeeignet als jene, die für die später übergestülpte westdeutsche Verwaltungsstruktur angemessen und erforderlich waren: Im offiziellen Kontakt mit den Ämtern war Zurückhaltung, Flexibilität und Anpassungsbereitschaft gefordert, teilweise auch respektvolle Unterwürfigkeit. Das für sozialistische Verwaltungen typische dezisionistische Entscheidungsverhalten (Löwenhaupt 1995, 157) gab dem Kunden nur in der Gestaltung seiner persönlichen Beziehung zum Amtsträger einen gewissen Spielraum zur Einflussnahme; ein Beharren

Eigene Einflussmöglichkeiten im offiziellen Umgang mit den Verwaltungsdienststellen bestehen nur durch ein aktives, selbstbewusstes und hartnäckiges Vorgehen, das sich in der Gesetzesmaterie auskennt und sie für die eigenen Interessen nutzbar zu machen weiß – gegebenenfalls unter Ausnutzung aller Beschwerdemöglichkeiten, notfalls mit Hilfe professioneller Unterstützung und/oder über die Verwaltungsgerichte (die es in der DDR nicht gab). Diese ungewohnte Notwendigkeit streitbarer und beharrlicher Aktivität erfordert ein Umlernen und musste bei den ehemaligen DDR-Bürgern zunächst den Eindruck erwecken, die Verwaltung komme ihren Dienstpflichten nicht effektiv nach.

Einziges Beispiel einer erfolgreichen Interaktion mit der neuen Bürokratie ist Dieter Schuberts Streben nach Anerkennung als politisch Verfolgter des SED-Regimes; auch von seiner Seite war offenbar ausdauernde und zielgerichtete Initiative erforderlich, um seinem Anspruch Geltung zu verschaffen, jedenfalls unterstellt ihm Peter Bertram eine weitgehende Konzentration seiner Aufmerksamkeit und Energie auf dieses Ziel (SiSt 153), und für Renate Meurer liegt hier die Ursache dafür, dass er eine Gelegenheit zum Gespräch mit ihrem Mann nicht genutzt hat: Nach seinem gescheiterten Versuch, in Assisi auf eigene Faust Gerechtigkeit zu erlangen, hat er
sich nun für die Transformation von persönlicher historischer Verantwortung in anonyme staatliche Transferleistungen entschieden (SiSt 228). Eine ähnliche Verlagerung von persönlichen Bindungen hin zu anonymen Institutionen zeigt Renate Meurer später im Umgang mit ihrem Mann, als dessen psychische Destabilisierung pathologische Züge annimmt: Sie ergreift die Gelegenheit, den zu einer Bedrohung für ihr wirtschaftliches Überleben und das eigene Glücksstreben gewordenen Ehemann in die Psychiatrie abzuschieben und will auch ihren Sohn davon abhalten, sich nach der Entlassung persönlich um seinen Stiefvater zu kümmern (SiSt 230f).


Ein eigentümlicher Grenzfall beim Umgang mit der neuen Bürokratie ist Enrico Friedrichs Versuch, sich öffentliche Transferleistungen durch Selbstverstümmelung zu erschleichen. Gehört er zunächst zu den Figuren, die in ihrer völligen Unselbständigkeit von Dritten geduldig darauf hingewiesen werden müssen, welche Möglichkeiten staatlicher Hilfeleistung er beanspruchen kann (SiSt 275), scheint er schon im folgenden Kapitel genug über die Strategien für den Behör-

Insgesamt zeigt jedenfalls auch Schulzes Darstellung der Beziehung zwischen ostdeutschen Provinzbewohnern und den neuen staatlichen Verwaltungsinstitutionen jene paradoxe Kombination von individualisierender Freisetzung aus persönlichen Bindungen und verstärkter Abhängigkeit von abstrakten Institutionen: Während der persönliche Dezisionismus der Amtsträger und die informellen Wege seiner Umgehung einem lückenlosen sachlich-formellen Ent-

**F. Konsum**

Zu den großen Institutionen, welche die Individualisierung zugleich fördern und durch neue anonyme Abhängigkeiten sowie durch Standardisierung einschränken, gehört neben dem Arbeitsmarkt natürlich auch der Warenmarkt, das heißt für die Masse der Lohnabhängigen: der Markt der Konsumgüter (Beck 1986, 212; Münch 1991, 31). Bei der Darstellung seiner Rolle im Alltagsleben der Romanfiguren von *Simple Storys* fällt zunächst vor allem ins Auge, dass seine positiven Leistungen, die sicherlich zu den am meisten auf Zufriedenheit stoßendenen Aspekten der Vereinigung gehören, im Roman deutlich unterrepräsentiert sind. Wenngleich das Angebot sich quantitativ vervielfacht und qualitativ oft verbessert hat und die finanziellen Mittel nach der
Währungsunion und der günstigen Konvertierung der DDR-Vermögen durchaus nicht fehlten, so dass der Konsum kräftig anzog, ist von der Konsumeuphorie der frühen Nachwendezeit im Roman so gut wie nichts zu spüren.


Auseinandersetzung, die im Zeichen starker wirtschaftlicher Zwänge alle menschlichen Rücksichten fallen lässt. Das hat auch Peter Graves bemerkt: „[I]n juxtaposing images of social dislocation and consumer choice this brief cameo captures the very essence of the changes that have occurred since 1990“ (Graves 2000, 199). In Bezug auf Tee hat Orlando die freie Wahl zwischen sieben Sorten, in Bezug auf seinen Arbeitsplatz ist er vollkommen der Macht seines Arbeitgebers bzw. der Willkür eines anonymen Arbeitsmarktes ausgeliefert; hier besteht seine Freiheit darin, als diplomierte Maschinenbauerin ein Taxi zu fahren und nach seiner unverschuldeten Entlassung seine Arbeitslosenunterstützung mit dem Austragen von Zeitungen aufzubessern.

Dabei ist die gestiegene Leistungsfähigkeit des freien Marktes und dessen positive Effekte für die Ostdeutschen vielfach belegt: Trotz ausbleibendem »Aufschwung Ost«, hoher Arbeitslosigkeit und zunehmender Polarisierung der Lebenslagen zählen die Soziologen die Entwicklung von Einkommen und Konsum zu den unbestritten positiven Seiten des bisherigen Transformationsprozesses: Obwohl deutliche Unterschiede zum Westen fortbestehen, sind sowohl die Löhne und Gehälter als auch die Renten, Lohnersatzleistungen und andere Transfereinkommen erheblich gestiegen; die Ersparnisse wurden durch die 1:1 Umstellung um 300% aufgewertet, die Wohnverhältnisse haben sich spürbar verbessert; bei dem in Ostdeutschland stark zurückgegangenen Sozialprodukt wurde dies nur durch massive Transferleistungen aus dem Westen möglich (Ebert 1995, 31f; Fürstenberg 1995, 105ff; Geißler 2006, 76f).196 Entsprechend stark nahm der Konsum in Ostdeutschland zu: Gerade in der ersten Zeit nach der Wende führten die neuen Angebotsbedingungen zu umfangreichen Käufen, besonders von jenen langlebigen Haushaltsgütern, die in der DDR Mangelware gewesen waren oder eine mindere Qualität besessen hatten: PKW,

196 „Die Besonderheit der Situation in Deutschland besteht darin, dass über Transferleistungen innerhalb eines führenden Industrielandes der Umbruch eines Landesteiles vom realen Sozialismus zur Marktwirtschaft abgefedert wird. Man erkennt die subjektive Tragweite dieser Tatsache erst durch den vergleichenden Blick auf die osteuropäischen Nachbarländer, die diesen Umbruch ohne jene finanzielle und soziale Abfederung vollziehen müssen. In diesen Ländern werden im Unterschied zu Ostdeutschland die Mehrheiten von denen gestellt, die sich vor dem Umbruch wirtschaftlich besser gestellt sahen“ (Gensicke 1995, 128f).

Wenn sie wollten, könnten sie sich einen ordentlichen Urlaub leisten und einen Golf anzahlen, ohne sich völlig zu verausgaben. Immerhin waren nach dem Umtausch noch zwölftausend D-Mark übriggeblieben. [...] Die Meurers bezahlten die Miete von seiner Arbeitslosenhilfe und sparten den kleinen Rest. Ihr Gehalt als Sekretärin in Neugebauers Buchhaltungs- und Steuerberatungsbüro reichte für alle anderen Ausgaben. Sie hatten sich einen Stereo-Farbfernseher angeschafft, eine Anlage mit CD-Player, einen Entsafter und einen neuen Fön. Im Februar 90 waren sie mit dem Bus nach Venedig, Florenz und bis kurz vor Assisi gereist. Im Herbst wollten sie eine Woche ins Burgenland. (SiSt 77)

Trotz Arbeitslosigkeit des Hauptverdiener und einer wohl eher gering bezahlten Berufstätigkeit der Ehefrau können die Meurers ihren Konsum deutlich steigern und nebenbei sogar noch etwas sparen. So direkt ist von Konsum jedoch nur äußerst selten die Rede. Der Kontext dieser Gedanken, Meurers tiefe Unzufriedenheit mit seiner Nach-Wende-Existenz, macht zudem klar, dass sich hier jemand erfolglos selbst zu überreden versucht, dass es ihm ja »eigentlich« gut gehe. Es ist zudem kein Zufall, dass sich das Ehepaar eben weder ein Auto noch einen längeren Urlaub

leistet; darin kommt nicht nur ein Bedürfnis nach Absicherung zum Ausdruck, sondern auch das Bewusstsein oder Gefühl, dass mit diesem Konsum keines der aktuellen Probleme einer Lösung nähergebracht werden könnte. Dennoch gehört ausgerechnet Ernst Meurer, dessen Identität eng mit der DDR verbunden ist, zu den ganz Wenigen, die zumindest versuchsweise so etwas wie ein identifikatorisches Verhältnis zur neuen Warenwelt formulieren: Im selben Kapitel erinnert er sich wehmütig daran, wie er kurz nach der Wende seiner Frau die verschiedenen westlichen Automarken erklärt hatte, und versteigt sich dann sogar zu einer Art ›Markennationalismus‹:

Falls er sich einmal einen Wagen zulegte, wollte er einen deutschen kaufen, mindest einen, hinter dem eine deutsche Firma stand. Ihm fiel Seat ein und Skoda. Doch selbst wenn man die beiden nicht mitzählte, hatten die Deutschen sechs verschiedene Marken, die Italiener samt Ferrari vier und die Franzosen nur drei, trotz Renault. »Ihr Importeur Nummer 1 in Deutschland!« schrieben die über jede Heckscheibe. Dafür war der Golf die Nummer 1 in Europa. Die Japaner besaßen fünf verschiedene Marken. Bei den Amerikanern blickte keiner durch. Solche Schiffe waren auch nichts für unsere Straßen. [...] Ihm fiel Subaru ein und dann Isuzu, und das verstimmte ihn irgendwie. (SiSt 75)


Eine solche Konsumbegeisterung ist jedoch unter den Figuren von Simple Storys eine seltene Ausnahme, kaum eine von ihnen scheint aus dem Konsum wirklich so etwas wie echte Befriedigung zu ziehen – obwohl es einige von ihnen durchaus versuchen. Das gilt etwa von Hanni, wenn sie in New York so rückhaltlos wie sonst keine andere Figur ihre Konsumwünsche äußert:


Diese Liste lässt besonders deutlich einen Aspekt des Konsums hervortreten, den Gerhard Schulze als charakteristisch für die „Überflussgesellschaft“ der Gegenwart herausgearbeitet hat: seinen

Der Kontext der zitierten Romanpassage ist aber zugleich auch ein Beispiel für die größere Enttäuschungsanfälligkeit des erlebnisorientierten Konsums, wie sie Gerhard Schulze ebenfalls herausgestellt hat:


Natürlich weiß sie, dass Konsum allein nicht glücklich macht, wenn nicht andere situative Elemente hinzukommen, die sich in ihrem sozialen Charakter der Marktlage entziehen – in dem Zugeständnis, dass Christian Beyer „keine Maschine“ ist, steckt das Bewusstsein von den Grenzen ihres „Situationsmanagements“. Erst auf der Grundlage einer emotional befriedigenden Partnerschaft (die nicht nur von ihrem, sondern auch von Beyers Verhalten abhängt) könnte Konsum Erlebnisse von befriedigender Intensität liefern – wie dies auf bescheidenem Niveau Andrea und Martin Meurer demonstrieren:

Wir fuhren mit unserem Opel Kadett nach Ahlbeck an die Ostsee. Denke ich heute daran, kommen mir diese Tage so vor, als seien sie die letzten glücklichen gewesen. Wir suchten Muscheln und Bernstein, bauten Tröpfelburgen, paddelten zu dritt auf unserer alten Luftmatratze bis zu den Bojen, und ich kaufte im Sonderangebot ein Flaschenschiff für Andrea. Abends, wenn Tino schlief, gingen wir in die Bar des Kurhotels, tranken Prärieauster, rauchten oder tanzten, sobald sie etwas Langsames spielten. (SiSt 41)
Selbst hier wird das Glück durch einen irrealen Vergleich virtualisiert und ins Zeichen kommenden Verlustes gestellt. Kurz darauf wird der Urlaub durch Einzug der EC-Karte abrupt beendet, mit der Abhängigkeit vom Geld wird auch die Beziehung zum Markt als Abhängigkeit spürbar.

Von lustvollem „Shoppen“, realiter eine Massenaktivität des Ostdeutschen nach der Wende, hören wir nur ein einziges Mal – und da handelt es sich um die bewusst schauspielerhafte Pose der angetrunkenen Lydia vor dem ‚Publikum‘ einer gestrandeten Partygesellschaft, bei der die Rollenhaftigkeit des Verhaltens seine Authentizität deutlich dementiert:


Überhaupt ist das Erlebnis des Einkaufs selbst in dieser Szene primär: die Lust an der schauspielerischen Selbstdarstellung vor einem ‚Publikum‘, mit dessen Aufmerksamkeit sie rechnen kann. Dass in der „aufgeblasenen Kuh“ auch eine polemische Kritik an diesem Verhalten steckt, ist wohl eine per Doppelcodierung transportierte humoristische Spitze des Autors.


Es ist also gerade die Verwirklichung der Überflussgesellschaft, die ihr immanentes Glücksversprechen desillusioniert. Entsprechend würden die meisten Romanfiguren die Fortschritte im Einkommens- und Konsumbereich wohl ebenso anerkennen wie die Teilnehmer an entsprechenden soziologischen Umfragen:


Dass in Ingo Schulzes Darstellung der ostdeutschen Gesellschaft der Konsum bereits kurz nach der Wende weitgehend in den Hintergrund des Selbstverständlichen zurückgetreten ist, mag

durcharaubend auch der postmateriellen Perspektive des Schriftstellers Schulze und seiner gebildeten Zielgruppe geschuldet sein\textsuperscript{200}, es entspricht jedoch dem von Gerhard Schulze diagnostizierten Abnutzungseffekt des Massenkonsums sowie der problematischen Erlebnisfähigkeit, auf die sich die Konsumenten zurückverwiesen finden; auch in dieser Hinsicht haben die Ostdeutschen in kürzester Zeit Entwicklungen nachgeholt, die in der Bundesrepublik schon seit dem Wirtschaftswunder eingesetzt hatten. Oft genug bekommt „der Erlebnisnachfrager in seinem konsumtiven Aktivismus zu spüren [...] , dass er kein klares Erlebnisziel hat und dass der Konsum von Angeboten allein nicht ausreicht, um Erlebnisse zu haben“ (G. Schulze 1993, 432). Mit der Routinisierung des Erlebens häufen sich jedoch die Enttäuschungserfahrungen:

\begin{center}
\end{center}


\textsuperscript{200} Schriftsteller, die offen materiellen Reichtum anstreben, sind in Deutschland anders als im angelsächsischen Raum und anders als im Feld der Bildenden Kunst immer noch selten. Sie bilden aber auch jenseits des deutschsprachigen Kulturraumes die besondere Gruppe der »Bestsellerautoren«, denen gegenüber die künstlerisch anspruchsvollen Autoren durchaus noch um Distanz bemüht sind.


Insgesamt ist die Darstellung des Konsums und der Warenwelt in Simple Storys also durch eine deutliche Konzentration auf problematische Aspekte gekennzeichnet und lässt eine entsprechend kritische Tendenz erkennen: Zwar ist die Warenform der Produkte durch die reichliche Durchsetzung des Textes mit Markennamen allgegenwärtig, aber während die Beseitigung aller

**G. Liebe und Partnerschaft**

Wolfgang Höbel hat darauf hingewiesen, dass die Figuren des Romans von einem starken Glückswunsch angetrieben seien und dass sie aus ihm trotz aller Enttäuschungen ihren Antrieb, ihre Kraft und ihre Zuversicht schöpfen würden. Diese zutreffende Beobachtung ist, näher betrachtet, auch soziologisch relevant. Entscheidend ist nämlich nicht der Glückswunsch als solcher, sondern die Frage, was unter Glück verstanden wird – und in welchen Handlungsfeldern seine Verwirklichung angestrebt wird. Hier war uns bereits aufgefallen, dass die berufliche Selbstverwirklichung – entgegen dem allgemeinen gesellschaftlichen Trend – in *Simple Storys* nur ausnahmsweise zu jenen Zielen gehört, die mit dem individuellen Glücksstreben verbunden sind. Gerade weil die Erwerbsorientierung im Handeln der Romanfiguren eine so übermächtige Rolle spielt, sticht um so mehr ins Auge, dass sie zumeist lediglich instrumentellen Wert für die finanzielle Absicherung der sozialen Position und der privaten Existenz besitzt – ein Umstand,

Im Kontrast dazu zeigt sich umso deutlicher, dass Liebe und intime Lebensgemeinschaft in Schulzes Roman das zentrale Feld der Glückssuche sind. Schon rein quantitativ dominiert im Text die Darstellung partnerschaftlich-intimer Beziehungen: In der Mehrheit der Kapitel gehört sie zu den Themenschwerpunkten, und in nicht wenigen „Storys“ steht sie ganz im Zentrum. Hier scheint für die Figuren gerade unter den Bedingungen abnehmender Selbstverwirklichungschancen im Beruf die einzige verbliebene Quelle von Lebensinn und individueller Selbstbestätigung zu liegen. Das bringt etwa Martin Meurer zum Ausdruck, wenn er inmitten seiner Schwierigkeiten, sich auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten, erst durch die Einsicht in eine Sinnkrise gerät, dass seine eheliche Treue einer ernsthaften Versuchung nicht standhalten würde (SiSt 47). Auch für Raffael stellt die Belastung seiner Ehe durch seine Schwierigkeiten als Taxounternehmer den Sinn seines wirtschaftlichen Überlebenskampfes in Frage (SiSt 94f). In der Intimpartnerschaft liegen für die Figuren Freud und Leid in erster Linie begründet, und hier investieren sie hartnäckig ein hohes Maß an emotionaler und sozialer Energie.

Diese zentrale thematische Rolle von Liebe und Partnerschaft scheint zunächst einfach einer langen literarischen Tradition zu entsprechen: Nicht erst seit dem Aufstieg des bürgerlichen Romans, sondern bis zurück in seine antiken Vorformen wurde der Begriff „Roman“ geradezu als

---

201 In 21 der 29 Kapitel spielt die Paar-Problematik eine wichtige Rolle, in sechs Kapiteln steht sie ganz im Mittelpunkt: in Kapitel 2 („Neues Geld“), in Kapitel 11 („Zwei Frauen, ein Kind, Terry, das Monstrum und der Elefant“), in Kapitel 13 („Du kannst jetzt“), in Kapitel 14 („Spiegel“), in Kapitel 16 („Büchsen“) und in Kapitel 27 („Der falsche Mann“).

Dass die Liebespartnerschaft unter den Zielen der individuellen Glückssuche in Simple Storys derart dominiert, entspricht jedenfalls der Auffassung Ulrich Becks, der in ihr eine „irdische Religion“ in einer ansonsten säkularisierten Welt sieht – eine der selten gewordenen Quellen von Sinn und Projektionsflächen von utopischen Wünschen in einer enttraditionalisierten, nach-metaphysischen Gegenwart, deren große Utopien sämtlich zerfallen sind (Beck und Beck-
Diese Aufwertung verdankt Beck zufolge nicht nur der unaufhaltsamen Erosion der Jenseitsreligionen und Gesellschaftsutopien, sondern auch dem Umstand, dass im Zuge eines (vorläufig) letzten Individualisierungsschubes alle anderen sozialen Bindungen erheblich ausgedünnt worden sind – die der sozialen Großgruppen wie Stand, Klasse und Schicht, aber eben auch die der patriarchalischen Kleinfamilie mit ihren traditionellen, asymmetrischen Geschlechtsrollenzuweisungen.


Mit dem Aufstieg der bürgerlichen Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert hat sich die einstige Arbeits- und Fortpflanzungsgemeinschaft von Ehe und Familie immer mehr in eine Gefühlsgemeinschaft verwandelt, deren wesentliche Grundlage das (vormals anderswo gesuchte) Liebesgefühl bildet (a.a.O., 69). Und die Auflösung der traditionellen bürgerlichen Ehe- und Familienformen in den letzten Jahrzehnten hat die (auf Langfristigkeit angelegte) romantische Liebespartner-

203 Luhmann präzisiert diese Aussage in sinnvoller Art und Weise, indem er die Ausdifferenzierung eines Codes für Intimbeziehungen als „Komplementärgeschehen“ zum Verlassen der Religion als Instanz der ganzheitlichen Weltrepräsentanz bezeichnet. „Das heißt nicht, dass die Liebe an die Stelle der Religion tritt [...]. Gerade in funktional differenzierten Gesellschaften können Funktionsbereiche nur selbstsubstitutiv fortentwickelt, kann also Religion nur durch Religion ersetzt werden. Aber das Vakantwerden dieser Position, von der aus ein System in der Umwelt die Umwelt repräsentieren konnte, gibt für alle Funktionsbereiche besondere Probleme auf.“ (Luhmann 1994, 218)
schaft nicht etwa im Kurs sinken lassen, sondern „in eine trivialisierte Massenbewegung“ ver-
wendelt, „die mit allen Attributen der Moderne daherkommt und sich einschreibt in die Kultur-
formen, Herzen der Menschen, Lehrbücher der Therapeuten, in die Gesetzentexte und in die Ur-
teile der Scheidungsrichter“ (a.a.O., 224). Sie ist – neben der Eltern-Kind-Beziehung – nun ten-
denziell die einzige noch verbleibende Form sozialer Unmittelbarkeit, in der die vollständig indi-
vidualisierten Menschen ihre Subjektivität transzendieren und zugleich als ganze finden und bes-

Gerade in Zeiten fortgeschrittener Individualisierung wächst die Bedeutung der Liebes-
partnerschaft auch für den Aufbau und die Aufrechterhaltung der Identität, von der – wie wir sa-
hen – in der funktional differenzierten und flexibilisierten Gesellschaft eine größere Leistungsfä-
higkeit und Belastbarkeit verlangt wird.

Hier entsteht eine historisch neue Form von Identität, die man am zutreffendsten vielleicht als personenbezogene Stabilität bezeichnen kann. Je mehr die tradition-
nellen Bindungen an Bedeutung verlieren, desto mehr werden die unmittelbar na-
hen Personen wichtig für das Bewusstsein und Selbstbewusstsein des Menschen, für seinen inneren Platz in der Welt, ja für sein körperliches und seelisches Wohl-
befinden. [...] Je mehr andere Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr richten wir unser Bedürfnis, unserem Leben Sinn und Verankerung zu geben, auf die Zweierbeziehung. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 70f)

Die Liebe leistet die ultimative Bestätigung von Identität, weil das Individuum nur hier – jeden-
falls dem Anspruch nach – mit all seinen Eigentümlichkeiten voll und ganz akzeptiert wird
(Schuldt 2004, 102). Manche Autoren räumen der wechselseitigen Versorgung mit Identität in
der Intimbeziehung heute sogar einen Vorrang ein vor einer „Steigerung der Leidenschaft“
(a.a.O., 66).
In ähnlicher, aber noch differenzierterer Weise hat auch Niklas Luhmann den enormen Stellenwert der Liebe in der funktional differenzierten Gesellschaft dadurch erklärt, dass in dieser Gesellschaftsform die Individuen an den vielen verselbständigten Subsystemen der Gesellschaft immer nur mit einem Teil ihrer Eigenschaften teilnehmen können – nämlich nur nach Maßgabe des (häufig hochspezialisiert eingeengten) Rollenspektrums, welche diese Handlungsbereiche vorgeben. Und dieses Rollenspektrum lässt gerade für Persönliches und Individuelles kaum Platz, da diese Subsysteme hauptsächlich über unpersönliche Beziehungen organisiert sind:


204 Vgl. auch Schuldt 2004, 17ff, 62 u. 101ff.


Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die zentrale Rolle der Liebes- und Lebenspartnerschaften in Simple Storys ganz der soziologischen Diagnose ihrer gewachsenen sozialen Bedeutung und ihrer besonderen Eignung für literarische Darstellung entspricht, fällt nun jedoch umso mehr ins Gewicht, dass der Roman hier mehr als bei irgendeinem anderen Thema durch einen ausgeprägten Fokus auf Krisenerscheinungen gekennzeichnet ist. Dieser zeigt sich vielleicht am auffälligsten im häufigen Partnerwechsel der Figuren: Die Journalistin Danny ist zu
außerhalb seiner Ehe ausgerechnet eine ›platonische‹ Beziehung, und Edgar hat neben seiner ›festen‹ Partnerin Danny noch eine sexuelle Beziehung zu Utchen.


Dass man einigermaßen miteinander auskommt, ist jetzt nicht mehr gut genug. Man will mehr, Glück und Erfüllung, also den amerikanischen Traum, »The Pursuit of Happiness«, im eigenen Heim. (Beck-Gernsheim 1994, 124)

Liebe kann dann als ein Allheilmittel erscheinen, das alle möglichen Sinnverluste der modernen Welt wettmachen soll, von der stressigen Arbeitswelt über die vermeintliche Gefühlskälte der Gesellschaft bis hin zu der für viele trostlosen Tatsache, dass das eigene Ich eine Unerklärlichkeit ist und immer bleiben wird. (Schuldt 2004, 103)\(^{206}\)

\(^{206}\) Gerade der sogenannte „Fahrstuhleffekt“, die allgemeine Anhebung des materiellen Wohlstands- und Bildungs niveaus sowie die Ausdehnung der Freizeit, hat trotz unleugbarer kompensatorischer Effekte für viele Menschen die Unzulänglichkeit dieser Bedürfnisbefriedigungen für ein wirklich ›glückliches und erfülltes Leben‹ spürbar hervortreten lassen und damit zu einer entsprechenden Verlagerung der Glückssuche auf das ›private Glück‹ in einer von Konventionen befreiten Liebesbeziehung beigetragen – eine Verlagerung, welche (von der Kulturindustrie ebenso massiv ausbeutet wie gefördert) die Erwartungen erheblich hat steigen lassen.

»Lass Ernst wo er ist, Martin. Du weißt nicht, was du dir aufhalst. Wer will dich dann noch? Sich freiwillig so einen Klotz ans Bein binden! Lach doch nicht dauernd!« Sie umklammerte seinen angewinkelten Arm. »Soll er in Tinos Zimmer oder wohin? Wir sind kein Familienclan, keine Steinzeitgroßfamilie.« (SiSt 234)

Ganz wie die Soziologen die moderne Intimpartnerschaft definieren, wird sie auch hier behandelt: Als eine „temporäre Gemeinschaft zum geregelten Gefühlsaustausch“ (Beck) oder als „reine Beziehung“, die „nur so lange fortgesetzt wird, solange es für beide Parteien klar ist, dass alle Beteiligten sich in ihr wohlfühlen“ (Giddens 1993, 69). „Im Zweifelsfall wird die Qualität der Part-


Gerade Hoffnungen und Erwartungen, die etwas Vermisstes zu finden, etwas Unerfülltes zu erfüllen suchen, können auch Maßstäbe aufbauen, die sich nicht oder nur schwer erfüllen lassen. Dies gilt nicht zuletzt, wenn keine sozial standardisierte Semantik zur Verfügung steht, an die man sich in der Einschätzung der Aussichten und in der Regulierung eigener Verhaltensweisen halten kann. (Luhmann 1994, 196)

Auch wenn es vor allem eine emphatische, emotional unvergleichlich intensive gegenseitige Bestätigung der Identität ist, die den Kern jedes Beziehungsglücks ausmacht, so lagern sich an diesen Kern doch unwillkürlich auch andere im sonstigen gesellschaftlichen Leben unerfüllte (und zumeist erlebnisorientierte) Wünsche und Bedürfnisse an. Und da die Kommunikation hier nicht wie in anderen sozialen Systemen streng funktionalen Programmen folgt, sondern neben dem je individuellen Bewusstsein der Partner tendenziell die ganze Welt mit einbezieht, ist sie
weitaus störanfälliger und besitzt daher ein geringeres Systembildungspotential (Lehmann 2006, 144f).


208 Diese könnten sich allerdings auf eine Scheinehe beziehen, zu er ihm der bosnische Bürgerkriegsflüchtling Tahir im unmittelbar vorangegangenen Kapitel seine Verlobte anbietet (SiSt 210).
Darüber hinaus kann man trotz des Krisenfokus der Darstellung zumindest darauf schließen, dass die Figuren in ihren Ehen und außerehelichen Beziehungen durchaus Phasen des Glücks durchlebten, die zum Teil von beträchtlicher Dauer sind: Während wir über die Ehe der Schuberts vor der Wende ebenso wenig erfahren wie über die von Raffael und Petra, blicken Renate und Ernst Meurer für diese Zeit auf eine im Ganzen offenbar glückliche Ehe von zwanzig Jahren zurück, und dasselbe gilt für Renates ersten Mann Dr. Reinhardt; ihr Sohn Martin war bis kurz vor dem Tod seiner Frau ebenfalls glücklich verheiratet, und Gleiches kann man bis zum „Unfall“ der Frau für die Holitzschecks annehmen. Dies entspricht dem Umstand, dass nach wie vor 75% aller Paare in ehelichen Beziehungen leben. Ähnliches gilt in deutlich verkleinertem Maßstab für die nichtehelichen Intimpartnerschaften: Die eigentümliche Beziehung zwischen Dieter Schubert und Jenny Ritter scheint eine Zeitlang zu beiderseitiger Zufriedenheit zu funktionieren, und auch alle anderen vorübergehenden Beziehungen müssen zumindest zeitweise für beide attraktiv gewesen sein.

Auch wenn diese Phasen gelingender Zweisamkeit weitgehend außerhalb der eigentlichen Romandarstellung bleiben, kann man ihre Erwähnung durchaus als Reflex der soziologischen Erkenntnis ansehen, dass die verbreitete Episodenhaftigkeit solcher Partnerschaften zu einer „neuen Normalität“ geworden ist; hier spiegelt sich zumindest indirekt die Verbreitung der „seriellen Monogamie“ als neuartiges Beziehungsschema, das Stabilität auf Zeit bietet, dabei sowohl die Unverbindlichkeit von Affären als auch „den Ewigkeitsdruck der Ehe“ vermeidet und zugleich zur Erweiterung der Persönlichkeit beiträgt (Schuldt 2004, 111 u. 209). Wie in der soziologischen Literatur zeigt sich also auch im Roman, dass die Individualisierungs dynamik, welche die Menschen aus Klassenkulturen herausgelöst hat, auch vor den Toren von Liebespartnerschaft, Ehe und Familie nicht haltmacht, dabei jedoch die alten Formen nicht einfach auflöst, sondern in eine offene Pluralität verwandelt: Die Individuen wollen ihr Leben weiterhin mit ei-


Durch ihre häufigen Misserfolge und frustrierenden Erfahrungen, auf die sich die Darstellung des Romans konzentriert, lassen sich die Figuren jedoch keineswegs davon abbringen, ihre Bemühungen um ein glückliches Leben weiterhin an erster Stelle auf langfristige Partnerschaften zu richten. Es scheint, als gäbe es für sie keine auch nur annähernd gleichwertige Alternative – nur Enrico Friedrich bildet mit seiner Fixierung auf künstlerische Produktion eine gewisse Ausnahme, aber ihre mangelnde Produktivität und ihr pathogener Charakter lassen diesen Weg kaum als attraktives Gegenmodell erscheinen. Die Darstellung der Intimbeziehungen in Simple Storys betont also ein Paradox, nämlich den Widerspruch zwischen der gewachsenen Bedeutung von Liebe und Partnerschaft einerseits und ihrer gewachsenen Problematic andererseits.

„Der Außenhalt wird abgebaut, die inneren Spannungen werden verschärft. Die Stabilität muss jetzt aus rein persönlichen Ressourcen heraus ermöglicht werden, und dies zugleich im Sicheinlassen auf den anderen!“ (Luhmann 1994, 198).210 Diese Stabilität ist jedoch von äußeren (zur „Umwelt“ der „Systeme“ gehörenden) Bedingungen abhängig, die nicht unter ihrer Kontrolle stehen. Dadurch nehmen die Intimverhältnisse eine besondere Konflikträchtigkeit an, die unter

210 Vgl. auch Lehmann 2006, 156: „... wenn das Aufziehen von Kindern, der soziale Status einer Ehe oder die ökonomische Absicherung keine überzeugenden Gründe mehr sind, einen anderen zu lieben – dann können die Partner nur noch in sich selbst den Grund suchen, dass sich das einmalige Scheitern ihrer Liebe nicht wiederholt, verselbständigt und schließlich zum pathologischen Programm einer zerrütteten Ehe wird."

Darüber hinaus aber ist unverkennbar, dass der Krisenfokus von *Simple Storys* tatsächlich ein Selektionsprinzip ist, mit dessen Hilfe über das tatsächliche Ausmaß hinaus die Probleme und Schwierigkeiten gegenwärtiger Intimpartnerschaften in den Mittelpunkt gestellt werden sollen; denn auch da, wo Schulzes Figuren – zumindest zeitweilig – gelingende Beziehungen führen, spart der Autor dieses Gelingen fast systematisch aus: Die wechselseitige Sympathie, Faszination und erotische Anziehung, die Hanni und Christian Beyer zu ihrer gemeinsamen New-York-Reise bewegte, ist bereits weitgehend verflogen, als die beiden im Roman erstmals als Paar auftreten; das Erwachen der Liebe zwischen Hanni und Pit Meurer wird mit Stillschweigen übergangen, und „die letzten glücklichen Tage“ zwischen Martin und Andrea Meurer werden in einem Satz abgehandelt, der hauptsächlich Ferienaktivitäten aufzählt (SiSt 41). Der zweite Frühling Renates Meurers ist zwar an der erhöhten Wertschätzung ihres Äußeren, ihrer Aufmerksamkeit auf die Körpersprache, ihren enthusiastischen Bemerkungen zu ihrem Sohn Martin („Die Liebe ist eine Himmelsmacht, sagt er immer“) und an ihrer mädchenhaften Abenteuerlust gut erkennbar (SiSt 233f), aber weder lesen wir etwas über den neuen Partner selbst, noch über die Modalitäten ihres Kennenlernens und/oder jetzigen Zusammenlebens. Über die Gefühlsbasis der funktionierenden Ehe zwischen Tom und Billi verlautet nichts, und die Darstellung der aufkeimenden Beziehung zwischen Martin Meurer und Jenny am Schluss des Romans bricht ab, bevor sie überhaupt richtig
zustande gekommen ist. Wir erfahren also auch nicht, welche Rolle die Sexualität beim Kennenlernen und in den glücklichen Phasen der Partnerschaft spielt.


Freilich lässt sich die Wirksamkeit des von den Soziologen herausgearbeiteten Liebeskonzeptes im Roman zum Teil indirekt und ex negativo erschließen: als Ideal, dem gegenüber man sich auch und gerade dann verantworten muss, wenn man ihm nicht zu genügen vermag. Die bei-
den einzigen expliziten Liebeserklärungen erfolgen etwa am Telefon, also in einer distanzierten, technisch vermittelten Kommunikationsform, die einem derart persönlichen Geständnis grund- sätzlich nicht angemessen erscheint. Im Falle von Hannis Liebesgeständnis an Barbara Holitzschek kommt noch hinzu, dass erstere ziemlich alkoholisiert ist und aufgrund einer Wette anruft, die sie bei einem Gesellschaftsspiel verloren hat (SiSt 83f). Zwar spricht die Notwendigkeit, erhebliche innere Hemmungen zu überwinden, für die Echtheit des Gefühls, aber die Einblicke, die sie in ihre aktuelle Lebenssituation gibt, machen das Geständnis eher zu einem sozialen Hilfe- schrei als zu einer echten Liebeserklärung – dazu passt, dass es ihr vor allem um eine mitfühlende Gesprächspartnerin geht. Dennoch kommt in ihrer Formulierung die Abweisung aller rationalen Erklärungsgründe und die stets fragwürdige, weil entscheidende Authentizität des Gefühls im romantischen Liebeskonzept (Luhmann 1994, 134f) konzentriert zum Ausdruck: »Babs«, sagt Hanni zum Schluss, »ich lieb dich wirklich, einfach so. Glaubst du mir das?« (SiSt 88) Urteilsfähig in Bezug auf die Liebe ist nur das Gefühl des Liebenden selbst (Luhmann a.a.O.).

Die andere Liebeserklärung des Romans erfolgt nach einem Gespräch von penetranter Belanglosigkeit zwischen den Eheleuten Martin und Andrea Meurer, das der Mann dennoch nicht zu beenden vermag: »Ich lieb dich«, sagte ich und fügte hinzu, dass ich das nicht deshalb sage, weil ich hier allein sei und ohne Auto. »Das ist schön«, antwortete Andrea« (SiSt 43). Martins Nachsatz enthält unfreiwillig eine doppelte Botschaft: Auf der Ebene der Information betont er im Einklang mit Luhmanns Beschreibung des modernen Liebescodes die Ausschließlichkeit des eigenen Selbst als spontane, proaktive Quelle seiner Gefühle (1994, 209f), auf der Ebene der Mitteilung aber gesteht er durch diese zusätzliche Erläuterung ein, dass es hier einen naheliegenden Verdacht auszuräumen gilt, dass er also daran zweifelt, in der intimen Kommunikation als Liebender (noch) ohne weiteres überzeugend zu sein. Kürzer lässt sich die innere Widersprüch-
lichkeit der modernen Liebespartnerschaft, ihr inneres Spannungsverhältnis zwischen einem gebietischen Ideal und einer notorisch unvollkommenen Wirklichkeit kaum ausdrücken.

Andreas lakonische Antwort ist ebenso doppelbödig: Einerseits vermeidet sie mit ihr, sich ihrerseits zu ihrer Liebe zu bekennen, weil diese durch eine bloß reaktive Äußerung dem Liebescode zufolge entwertet würde, andererseits gibt auch sie auf diese Weise die Notwendigkeit zu, einen naheliegenden Verdacht ausräumen zu müssen, was auf ähnliche Selbstzweifel als Liebende schließen lässt. Die Liebesfähigkeit beider Partner und die Kompetenz zu ihrem authentischen Ausdruck muss sich also wiederholt als unzureichend erwiesen haben, und in der Tat war kurz zuvor das Verhalten des Ehepaares im Moment der „Panik“ ja auf beiden Seiten durch ein Versagen des Vertrauens in die Kraft der gegenseitigen Liebe gekennzeichnet – bzw. durch die Unfähigkeit, diese Liebe im entscheidenden Augenblick zu kommunizieren. Beide zogen sich in sich selbst zurück und mussten die Krise je für sich allein bewältigen; zwischen ihnen herrschte Sprachlosigkeit (SiSt 41). Dabei ist natürlich der Anlass in beiden Fällen hoch signifikant: Es sind die wirtschaftlichen Existenzsorgen, an deren Bewältigung sich die Liebe nicht zu bewahren vermag. So werden in diesem winzigen Dialog Aspekte des modernen Liebeskonzeptes gerade im Scheitern der kommunikativen Intentionen erkennbar gemacht. Dass die Kommunikation der Liebe hier scheitert, das heißt nicht den Bedürfnissen der Beteiligten gerecht wird, bestätigt der Roman dadurch, dass Martin Meurer sich unmittelbar nach dem Telefonat von einer zufälligen Reisebekanntschaft erotisch heftig angezogen fühlt, also unwillkürlich einen anderen Ausweg für sein Kompensationsbedürfnis sucht.

Ähnliche und zugleich weitergehende Aufschlüsse gibt Conny Schuberts Verliebtheit in Harry Nelson, auch wenn deren Aussagekraft dadurch begrenzt ist, dass es nie zu einer echten Gegenseitigkeit kommt. Immerhin zeigt sich deutlich der spontane, proaktive Charakter der Liebe (Luhmann 1994, 209): Conny erfährt vor allem sich selbst als Quelle ihrer Liebe, während Nel-
son lange Zeit nichts dazu beiträgt, ja Connys Gefühle wohl zunächst nicht einmal bemerkt. Was sie vor allem fasziniert, sind seine kultivierten und weltläufigen Manieren, seine (im Adamsapfel symbolisierte) männliche Ausstrahlung bzw. körperliche Attraktivität und sicher auch das Air der Macht, das von ihm ausgeht. Ihre Wunschvorstellungen wirken zunächst ziemlich traditionell:

Ich dachte, wie oft in letzter Zeit auf dem Heimweg, dass ich ja nur schlafen muss, um ihn morgen wiederzusehen, meinen zukünftigen Mann, den Vater meiner vielen Kinder, der mit niemandem vergleichbar war, der mir die Welt zeigen und alles verstehen, der mich beschützen – und rächen würde. (SiSt 29, Hervorh. U.S.)

Es hat möglicherweise mit ihren geringen Selbstverwirklichungschancen im beruflichen Bereich zu tun, dass sie sich so umstandslos mit der Mutterrolle identifiziert und sich auch in ihrem Weltzugang und –verständnis sowie in ihrem Sicherheitsbedürfnis von dem männlichen Partner abhängig sieht – auf die Hausfrauenrolle verweist auch der Impuls Connys, dem abreisenden Geliebten ein „Päckchen für unterwegs“ zu machen (SiSt 26). Ihre deutliche Statusunterlegenheit äußert sich darin, dass die Identifikation mit dem Geliebten und seinem Weltbezug ganz über das Bedürfnis dominiert, auch in der eigenen Identität bestätigt zu werden (obwohl dies in der Erwartung eines umfassenden Verständnisses enthalten ist). Dabei wird zugleich deutlich, dass dem modernen Ideal strikter Gleichberechtigung in der Partnerschaft immer noch beträchtliche Beharrungskräfte traditioneller Geschlechteridentitäten entgegenwirken – weitergereicht durch das Erziehungsverhalten einer Elterngeneration, die sich nie ganz ihren eigenen Prägungen entziehen konnte, und gerade in Ostdeutschland gefördert durch eine paternalistische „Emanzipation von oben“, welche die geschlechtsspezifische Mentalität und den Habitus kaum beeinflusst hatte (Geißler 2006, 323f). Der Roman fängt hier eine „Gleichzeitigkeits des Ungleichzeitigen“ ein, wel-

---

211 Die Entlastungsfunktion der Identifikation mit einem mächtigeren, mutigeren und kompetenteren Partner kommt auch darin zum Ausdruck, dass sie sich selbst seine beruflichen Leistungen nicht zutraut: „Außerdem glaube ich noch heute, dass es einfacher ist zu kellnern, als morgens mit dem Aktenkoffer aus dem Haus zu müssen, um Verträge abzuschließen“ (SiSt 25).
che die moderne Soziologie in ihrem Bemühen, die jeweils aktuellen Entwicklungstrends zu identifizieren, vernachlässigen muss.


In Giddens’ Terminologie bleibt Conny mit ihren Empfindungen im Rahmen eines „romantischen Liebeskonzepts“, das „von einer projektiven Identifikation abhängig“ ist:

²¹² „In der modernen Gesellschaft wird es immer wichtiger, sich selbst als Individuum darzustellen, und in Sachen Persönlichkeitsbestätigung ist die Liebe unschlagbar. Damit eignet sich eine Liebesbeziehung bestens als Projektionsfläche sämtlicher Sehnsüchte, und dem Partner kann leicht eine All-in-one-Rolle zugemutet werden. Er soll dann nicht nur Liebhaber und Freund sein, sondern auch Lebensberater, Kollege, Krisenmanager, Lebensberater, Entertainer und Elternersatz.“ (Schuldt 2004, 72)
Der oder die andere füllt allein durch das, was er ist, einen Mangel aus, den das Individuum – bis zum Beginn der Liebesbeziehung – nicht einmal unbedingt bemerkt haben muss. Und dieser Mangel hat direkt mit der Identität zu tun: In einem bestimmten Sinn wird das vorher unvollständige Individuum nun vollständig. (Giddens 1993, 56)


Bei einer Verliebtheit ohne echte Entwicklungschance bleibt es auch in Edgar Körners Erzählung, wie er sich in eine „Idiotin“ verliebt hat. Auch er stellt sich im spontanen, proaktiven Charakter seines Gefühls als freie und selbstbestimmte Quelle seines Liebens dar: Es ist allein das „wunderschöne Lachen“ seiner Sitznachbarin im Kino, die ungewöhnlichen Stellen dieses Lachens sowie eine Wade mit wippendem Fuß und Knöchel, was Edgar spontan zu der Gewissheit kommen lässt: »Mein Gott, ist die schön!« (SiSt 257) – und in ihm den Wunsch auslöst, sie

Das Antiquierte dieses Konzeptes macht es jedoch als Basis für eine sich entwickelnde Liebesbeziehung mit biographischer Perspektive unglaubwürdig, weil damit eben doch gravierende Unterschiede im Weltbezug der geliebten Frau hochwahrscheinlich sind – ganz abgesehen von der Möglichkeit gegenseitiger Identitätsbestätigung und emotionalen Wohlfahrtsgewins in einer intensiven, ganzheitlichen Erfahrung von Sozialität. Charakteristischerweise bricht Edgars Erzählung ja auch an dieser Stelle ab, und hundertprozentig glaubwürdig ist sie auch deswegen nicht, weil er zuvor schon erfundene Geschichten als wahr präsentiert hatte (SiSt 201ff). Ohnehin geht es Edgar wohl hauptsächlich um die Selbstdarstellung gegenüber Jenny – eine Selbstdarstellung als Liebender, die zumindest unbewusst darauf aus ist, beim seinem Gegenüber wieder-
um Liebe (oder wenigstens ein entsprechendes Anfangsinteresse) zu wecken. Das entspricht der „Reflexivität des Liebens“: Man liebt sich und den anderen als Liebenden und Geliebten (Luhmann 1994, 175). Daneben könnte eine Rolle spielen, dass er mit dieser Geschichte implizit das Festhalten an seiner Liebe zu Danny (vor sich selbst) rechtfertigt, obwohl sie offenbar keine Verwirklichungschance mehr besitzt.

Einen anderen, aber ebenfalls reduzierten Aspekt der Liebeserfahrung beschreibt die Journalistin Danny, als sie bei der Trennung von Patrick die Gründe für ihre Liebe ins Feld führt:

»Weißt du, warum ich dich von Anfang an gemocht habe? Weil du am ersten Tag in der Redaktion gesagt hast: Du stehst wohl am liebsten so.«

Danny stellt den rechten Fuß hinter der linken Ferse auf die Spitze. [...] 

»Ich dachte, endlich mal einer, der wirklich hinschaut, der weiß, dass eine Frau wie eine Frau behandelt werden möchte. Bei dem ich mein Diplom nicht über die Spüle hängen muss, damit er kapiert, dass ich auch noch was andres kann.« (SiSt 277)

Hier ist es die Erfahrung, auch im Detail so wahrgenommen zu werden, wie man gern wahrgenommen werden möchte, was die Attraktivität des Liebespartners entscheidend mitbestimmt – also eine Bestätigung der eigenen Identität in ihrer Ganzheitlichkeit – eine Bestätigung zumal, die sonst eine Mangelerscheinung darstellt. Dass sie gerade im beruflichen Handlungsfeld erfolgt und so mit dessen funktionalen Anforderungen kontrastiert, macht sie nur umso attraktiver. Auch hier kommt die Stärke des entsprechenden Bedürfnisses darin zum Ausdruck, dass aus kleinen Indizien induktiv recht weitreichende Schlüsse gezogen werden. Dass aber umgekehrt auch die eigene Wahrnehmung des Partners und seines Weltbezuges den eigenen Wünschen und Wertmaßstäben entsprechen muss, um ihm seinerseits eine Identitätsbestätigung geben zu können, zeigt sich negativ dadurch, dass die Journalistin in dieser Hinsicht bald enttäuschende Differenzen entdecken muss: Er ist nicht immer bereit die Risiken zu tragen, welche die Rolle des »aufrechten, un-
bestechlichen Journalisten in Ostdeutschland gelegentlich mit sich bringen, und er zeigt vor allem einen erheblichen Mangel an Sensibilität, wenn er seiner Partnerin in einer Weise von ihrer Vorgängerin erzählt, welche seine anhaltende Liebe verrät (SiSt 278f). Dazu passt, dass Danny die Absolutheit der Liebe zugunsten einer harmonischen Lebensführung relativiert:

»Ich fand das mit uns beiden gut, weil wir uns kannten. Da ist man realistischer, nicht so hundert Prozent Erwartung, vielleicht nicht die ganz große Liebe, aber trotzdem. Und wie du mit Tino umgehen kannst. Und dass wir nicht so sind wie die meisten, die denken, wenn sie Karriere machen, sind sie Sylvester 99 nicht alleine.« (SiSt 278)

In der Tat spielen solche pragmatischen Kriterien nach Auskunft der Soziologen auch und gerade in modernen Intimpartnerschaften eine nicht unerhebliche Rolle (Schuldt 2004, 204ff), weil es in ihnen nicht allein und nicht in erster Linie um „Liebe als Passion“ (Luhmann) und die projektive Identifikation der romantischen Liebe, sondern allgemeiner um einen „emotionalen Wohlfahrtsgewinn“ (Giddens 1993, 69) geht, um eine gelungene Verwirklichung gemeinsamer Vorstellungen von einem guten und erfüllten Leben sowie um eine vorbehaltlose gegenseitige Öffnung, welche diese Verwirklichung überhaupt erst ermöglicht (a.a.O., 73). Hier macht sich bemerkbar, dass im Gegensatz zu dem romantischen Ideal, das in der Massenkultur weiterhin hochgehalten wird, gerade die Gefühlsbasis der Intimbeziehung im Zuge der Gleichberechtigungsdebatte und der fortgesetzten Kritik an männlicher Gewalt eine deutliche Rationalisierung erfahren hat (Schmidt 2000, 4; 2003, 5; Schuldt 2004, 204f). Entsprechend beklagt Danny an Patrick vor allem, dass er „nicht nachdenkt“ (SiSt 277). Dass aber der ›Preis‹ dieser Rationalisierung, eine mangelnde Intensität und Spontaneität des Liebesgefühls, selbst in diesem Rahmen durchaus als Mangel empfunden wird, erkennt auch Danny indirekt an, indem sie von der Möglichkeit spricht, „es“ wachsen zu lassen. Überhaupt entzieht der „Abbau der Idealitätszumutungen“, den Danny hier als Strategie verfolgt, um der Intimpartnerschaft zwischen zwei selbstzentrierten Individuen
eine Chance zu geben, „der Liebessemantik [gerade] das, was bisher unentbehrliche Formulierhilfe war“ (Luhmann 1994, 211f).


An irgendeinem Punkt erwartet der eine Anerkennung seiner Person, die der andere mit seinem Selbstgefühl nicht vereinbaren kann, oder er fühlt sich umgekehrt dazu verpflichtet, dem Anderen die Anerkennung in dessen eigenen Selbstinteresse zu versagen. Jene »Problemorientierung im Alltag«, auf welche die Codierung der modernen Beziehung nach Luhmann zuzulaufen scheint, richtet sich mithin auf das Dauerproblem eines jederzeit möglichen Abbruchs der Liebeskommunikation. (Lehmann 2006, 155f)

Je stabiler die eigene Identität ist, desto eher kann man jedoch darauf verzichten, sich mit allen Weltbezügen des Partners identifizieren zu wollen und sich dabei an kompensatorische Wunschprojektionen zu klammern – und desto eher kann man den Partner realistisch als ein Wesen mit Mängeln akzeptieren. Das gehört auch zu Giddens’ Vorstellung von der „reinen Beziehung“: „Liebe entwickelt sich dabei genauso wie Intimität in dem Maße, in dem beide bereit sind, dem anderen Interessen und Bedürfnisse zu offenbaren und dadurch ihre Verletzbarkeit zu zeigen“ (1993, 73). Genau dies tut Danny noch im Moment der Trennung, und nach dem, was sie an früheren Äußerungen Patricks wiedergibt, hatte dieser sich durchaus auf die geforderte Offenheit eingelassen – gerade die Einseitigkeit des Trennungsgespräches zeigt, dass diese Beziehungs-

Die Eigenart des anderen, den man liebt und auf den hin man Welterfahrungen aufnimmt und handelt, wird als Resultat von Enttäuschungsverarbeitungen in den eigenen Lebenssinn übernommen, und zwar speziell in den Hinsichten, in denen er anders ist als man selbst; anders auch, als man wünschen würde; und anders schließlich, als es einer Stilisierung seiner Wesenszüge ins Ideale entspräche. (Luhmann 1994, 212)

Die Art, wie Danny die ersten Gründe für die Attraktivität von Patricks individuellen Weltbezug im gleichen Atemzug erörtert wie ihre erste Enttäuschung durch sein ängstliches Verhalten im Beruf – und beides in eine Argumentation für den Fortbestand ihrer Beziehung einbaut – (SiSt 277), ist typisch für diese Haltung.213 Gerade ihre durchaus deutliche Kritik an Patrick, die im Augenblick der Trennung verständlicherweise gelegentlich ins Bittere rutscht, ist nicht einfach

bloß Ausdruck ihrer Enttäuschung, sondern ein Versuch, ihn im letzten Augenblick zu halten: »So einen liebe ich nun« (SiSt 281). Entsprechend stellt sie im Kontrast dazu vor allem die Nicht-tigkeit der Gründe heraus, die ihre Konkurrentin Lydia dazu veranlasst haben, Patrick zu verlassen – sie entwirft das Bild einer geradezu pathologischen Unzuverlässigkeit und scheint dabei zu vergessen, dass sie selbst ihren letzten Partner Edgar auf ähnlich »spontane« Weise und gleichfalls bei Nacht und Nebel verlassen hatte.

schaftlichen Bedingungen und Regelungsansprüchen stand (bzw. steht) und damit die Bedeutung der Liebesbeziehung geradezu verabsolutiert (Luhmann 1994, 181). Dannys eher pragmatische Vorstellung von Partnerschaft, die auf die ›große Liebe‹ zugunsten einer funktionierenden Partnerschaft verzichtet, ist mit Patricks andersartigen Präferenzen schlicht unvereinbar. Für ihn ist der moderne Liebesgläubigen mit Hoffnungen und Erwartungen verbunden, die über ein harmonisches Familienleben hinausgehen:

Es ist, als würde die Liebe eine Eigenrealität gegen die Realität von Familie und Ehe und gegen die Person beanspruchen, der sie zur Befreiung in die eigene Existenz verhelfen soll. Wer der Liebe Ehe, Familie, Elternschaft, am Ende vielleicht sogar das Wohlergehen seiner Nächsten opfert, begeht keine Sünde, sondern vollzieht das Gesetz der Erfüllung, der Wahrheit der Gefühle, der Entfaltung des Selbst an sich und anderen. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 228)\textsuperscript{214}


\textsuperscript{215} Vgl. auch a.a.O., 239.
die Vorstellung der Selbstreferenz, des Liebens um der Liebe willen (Luhmann 1994, 222; Schuldt 2004, 28 u. 70f).

Freilich hat der dahinterstehende Anspruch auf Emanzipation des subjektiven Gefühls von der instrumentellen Rationalität der restlichen Gesellschaft auch eine ideologische Seite, verdeckt er doch die – in anderen gesellschaftlichen Subsystemen nicht oder nicht hinreichen befriedigten – psychischen Bedürfnisse und Funktionen, die sich auch in der Vermittlung durch das individuelle Gefühl durchsetzen. So lässt Patricks Gegenmodell einer erfüllten Beziehung, wie es in Dannys Wiedergabe von Patricks Erzählungen anklingt, recht problematische Züge erkennen:

»Du hast selbst gesagt, dass diese Frau krank ist – aber du wolltest unbedingt beweisen, dass man mit ihr leben, sie aufwecken kann, wie du dich so schön ausgedrückt hast, mit ihr Kinder haben und überhaupt ein wunderschönes Leben. Das war dein Ehrgeiz. Und du hast gesagt, dass du wusstest, dass sie nicht einfach zu haben ist. Mit sibirischen Bäumen hast du eure Beziehung verglichen, sibirische Bäume wachsen langsamer, aber normale Sägen zerreissen daran.« (SiSt 278f)

Dass eine solche Erfahrung mit der selbstbewussten, gradlinigen und pragmatischen Danny nicht zu wiederholen ist, kann nicht überraschen. Zugleich wird deutlich, dass Patricks Beziehung zu Lydia ebenso wenig auf einer vorbehaltlosen wechselseitigen Bejahung des je individuellen Weltbezuges aufgebaut war – auch von seiner Seite nicht. Sein Vorhaben, die Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens auch gegen diese Widerstände durchzusetzen, sein Anspruch, Lydia erst „aufzuwecken“, d.h. im Grunde zu therapieren, ist eine andere Strategie der „Enttäuschungsverarbeitung“, eine andere Form des „Abbaus von Idealitätszumutungen“. Die Vorstellung eines „langsamen Wachsens“ entspricht zwar genau der von Danny formulierten, doch verzichtet Patrick nicht wirklich auf das Ideal, sondern verlegt es in der Zeit an das Ende eines Lern- und Bildungsprozesses, in dem er sich selbst als leitende Instanz sieht; damit bringt er in sein Beziehungskonzept allerdings eine Asymmetrie hinein, die dem Ideal der Gleichberechtigung wider-


Ganz in diesem Sinne verteidigt Schubert sein Handeln gegenüber Peter Bertram mit seinem Bedürfnis nach „klaren Verhältnissen“: „Sie dort, ich hier, und dann treffen wir uns. Sie kriegt ihr Geld, und dann trennen wir uns“ (SiSt 155). Es geht also gerade um eine Aufrechterhaltung jener Distanz, die in der Liebe eigentlich aufgegeben wird, um eine Bewahrung der eige-

Kontrollverlustes zunächst explizit ausgesperrt bleibt, und die Problematik der Rationalisierung zeigt sich eben daran, dass sich diese Aussperrung auf die Dauer nicht aufrechterhalten lässt.


Schuberts eigene Motive werden erst allmählich deutlicher. Sein ständiges, nächtelanges Erzählen verweist zunächst auf eine für Liebesbeziehungen typische Senkung der Relevanzschwelle „mit der Folge, dass das, was für den einen relevant ist, fast immer auch für den anderen relevant ist. Entsprechend werden kommunikative Beziehungen verdichtet“, Liebesverhältnisse erhalten einen hohen Grad an Verbalisierung: „Liebende können unermüdlich miteinander reden, weil alles Erlebte mitteilswert ist und kommunikative Resonanz findet“ (Luhmann 1994, 200).


Wenn die Liebe […] zu einem Ort wird, wo das individuelle Begehren gesteigerte Aufmerksamkeit beanspruchen kann, dann sprengt das nicht nur jede Moral, sondern richtet sich gegen jedes verbindliche allgemeine Programm, das Liebende vorbehaltlos kopieren könnten und dann nur noch in ihrer Beziehung zu konkretisieren bräuchten. Aufmerksamkeit verdienen jetzt auch Bedürfnisse und Ansprüche, die von dem einen positiv und dem anderen negativ bewertet und erlebt werden. (a.a.O., 198)

217 Dabei geht sie aber von einer Überschneidung zwischen öffentlicher Sphäre und Privatsphäre aus, die man nach der Wende nicht mehr unbefragt voraussetzen kann.

Allerdings kommt durch die spezifische Darstellungsweise des Romans das Gefühlsleben der Figuren nur indirekt und andeutungsweise zum Ausdruck, so dass andere Aspekte des gegenwärtigen Liebeskonzeptes nirgendwo in Erscheinung treten: So wird etwa die charakteristisch veränderte „Färbung des Erlebens“ durch die „Internalisierung des subjektiv systematisierten Weltbezugs des anderen“ (Luhmann 1994, 29f) – im Gegensatz zum klassischen Liebesroman218

218 Vgl. etwa als besonders aufschlussreiche Beispiele Goethes Die Leiden des jungen Werther und Friedrich Schlegels Lucinde – und natürlich die reichhaltigen Belege in Roland Barthes’ Fragmente einer Sprache der Liebe.

Die Phasen des Glücks bleiben im Roman jedoch ohnehin selten und flüchtig. Aufs Ganze gesehen dominieren (wie gesagt) eindeutig die Darstellungen misslingender Partnerschaft. Doch selbst dort, wo es nicht unmittelbar um die Grundlagen der Intimpartnerschaft geht, werden noch in diesem Misslingen die gewandelten Wertvorstellungen erkennbar, welche die Partnerschaften

219 Ansatzweise kommt eine solche Veränderung des Erfahrungsmodus höchstens in der besonderen Aufmerksamkeit zum Ausdruck, die Conny auf die Lebenswelt der Vertreter und reisenden Handelsleute richtet.


Partner herbeigeführt werden kann und in Momenten besonderer Intensität erfahren wird, an die man sich noch lange erinnert (G. Schulze 1993, 49f). Gelegenheit dazu ist besonders im Urlaub: „Erinnerst du dich an Candelaria?“ fragt Frank Holitzschek seine Frau, um das Verbindende ihrer Ehe zu beschwören. „An das Echo der Schiffssirene, das von den Bergterrassen immer leiser zurückkam?“ (SiSt 185). Auch Momente eines gelungenen, harmonischen Familienlebens gehören dazu: „In Kohren-Sahlis war es schön, nicht?« [fragte Danny] »Sehr schön«, sagte Patrick. [...] Wir hatten Glück mit dem Wetter.« »Dass er auf deine Schultern gestiegen ist, Pat, das war doch mehr als ein Riss im Eis, findest du nicht? Und wie ihr gerudert seid, wie er auf dich gehört hat und sich angestrengt ... Ein richtiges Wunder«“ (SiSt 273).


Wie sehr es sich hier um ein – wenn auch real äußerst wirksames – Ideal handelt, wird in Luhmanns Beschreibung unmittelbar einsichtig:


ein Übergewicht instrumenteller Beziehungen geprägten Gesellschaft bereits ein Gutteil des Destabilisierungspotentials moderner Beziehungen liegt\textsuperscript{221}:

Die Forderung nach Komplettanbindung der eigenen Person dürfte zugleich auch der wichtigste Grund sein, an dem die moderne Beziehung scheitert. Die freige- setzten Individuen mit ihren hochgetriebenen Selbstverwirklichungsentwürfen scheinen die Liebesfähigkeit des jeweils Anderen systematisch zu überfordern. (Lehmann 2006, 199)

Die gestiegenen Erwartungen erhöhen das Enttäuschungsrisiko und lassen die Enttäuschungen selbst umso tiefer werden – daher die Erbitterung, mit der die Auseinandersetzungen häufig bis zum veritablen ›Ehekrieg‹ gesteigert werden; das Ausmaß von Hass und Verachtung, das dabei frei wird, verhält sich umgekehrt proportional zu den Glückshoffnungen, den Sinnerwartungen und den Identitätssteigerungen, die man auf den Partner/die Partnerin projiziert hat\textsuperscript{222}

Dies ist etwa bei Hanni und Beyer in New York der Fall. Die offene Auseinandersetzung zwischen den beiden entzündet sich nicht so sehr an seinem verschämten Umgang mit seiner eingezogenen Kreditkarte, sondern vor allem an dem Umstand, dass er einen unbekannten Immobilienmakler in das von einem Bekannten zur Verfügung gestellte Appartement einlässt, während Hanni im Bad ist und duscht. Ihre scharfe, teils sarkastische Kritik dieses Verhaltens lässt erkennen, dass ihr Weltverhältnis von einem viel stärkeren Sicherheitsbedürfnis geprägt ist als das ihres Partners:

Wir sind hier in New York, und du machst einem wildfremden Menschen die Tür auf – und mich lässt du da drin stehen, als würde es mich überhaupt nicht geben.

\textsuperscript{221} Luhmann 1994, 217: „Es geht bei Intimverhältnissen um soziale Systeme, von denen erwartet wird, dass sie den Ansichten und Bedürfnissen der beteiligten Personen voll und ganz gerecht werden [...] – oder sie geraten als soziale Systeme in Schwierigkeiten. Dieser Zusammenhang von personaler Erwartung und Gefährdung des sozialen Zusammenhalts wird durch das Insistieren auf Zweierbeziehungen gesichert; das ist die Funktion der Code-Vorschrift, dass man nur einen/eine auf einmal lieben könne.“

\textsuperscript{222} Vgl. Schuldt 2004, 103f: Wird [...] die Beziehung als reines Selbstverwirklichungsbindnis betrachtet, liegt es nahe, dass der Partner zum Assistenten der eigenen Selbstfindung degradiert wird, zu einer Art Privattherapeut. Und eine solche Konstellation schafft wiederum beste Bedingungen für Enttäuschungen und Stress.“

Umgekehrt zeigt jedoch auch Hanni in dieser Szene keinerlei Bereitschaft, sich auf die Perspektive Beyers einzulassen; aus ihrer Sicht ist er schlicht von einer fahrlässigen Naivität. Auch sie vermag also die Grenzen ihres subjektiven Weltbezuges nicht zu transzenden, wie es die Voraussetzung einer gelingenden Beziehung ist. Das zeigt sich besonders an ihrer ostentativen Verweigerung jeglicher Empathie in Bezug auf Beyers Geldsorgen. Selbst seine bittere Einschätzung, bei einer Dürre wie in Texas „wirft dir keiner vor, dass du keine Ahnung hast oder ein Versager bist“ (SiSt177), stößt bei Hanni auf keinerlei Reaktion. Damit ist auf beiden Seiten die Grundvoraussetzung für eine funktionierende Intimpartnerschaft nicht vorhanden; als Grund muss man wohl davon ausgehen, dass die individuellen Weltbezüge der beiden einfach zu gegensätzlich sind, um in ein Verhältnis der Interpenetration treten zu können.

Um so mehr überrascht zunächst Hannis – nach Überwindung des anfänglichen Schocks – außerordentlich verständnisvolle Reaktion auf Beyers Ansinnen, einen Steuerbeamten mit sexuellen Diensten zu bestechen. Indem sie die Zumutung seines Ansinnens ganz auf die Verhältnisse

Nicht ohne ähnliche Problematik ist Raffaels Verhalten im Umgang mit der Angst seiner Frau vor Enrico Friedrich, obwohl er oberflächlich geradezu musterhaft zu zeigen scheint, wie die gewünschte Empathie funktioniert: mitfühlend, tröstend und stets bereit, sich aktiv für die Lösung ihrer Probleme einzusetzen, als wären es die eigenen (SiSt 286f). Indem in Schulzes Darstellung
jedoch zugleich die Gefahr deutlich wird, diesen Verhaltenserwartungen nur noch als partnerschaftliche Pflicht zu genügen, zeigt sich, dass eigentlich eine authentische gefühlsmäßige Motivation gefordert ist. Dies ist an der genannten Stelle schon deshalb schwierig, weil Petra den sofortigen Beistand ihres Mannes gebieterisch fordert, ohne auch nur zu sagen, worum es überhaupt geht. Die Handlungen dürfen nämlich „ihre Freiheit, ihre Selbstgewählttheit, ihren Ausdruckswert für Dauerdispositionen dessen, der handelt, damit nicht verlieren. Sie dürfen gerade nicht als Unterwerfung, als weiche Fügsamkeit, als Nachgiebigkeit oder als Konfliktvermeidungsverhalten erscheinen. […] Handeln aus Liebe passt sich also nicht nur an, will nicht nur gefallen, erfüllt nicht nur Wünsche. […] Es geht darum, in der Welt eines anderen Sinn zu finden. Da diese Welt nie unproblematisch ist, kann auch der sie bestätigende Sinn nie unproblematisch sein“ (Luhmann 1994, 219f). Weil auch Raffael diesem Anspruch nicht genügen kann, ist es wenig verwunderlich, dass er sich wirkliches Glück nur noch außerhalb seiner Ehe und Familie, jenseits seiner ganzen aktuellen Lebenssituation vorstellen kann:

Ich dachte nicht an Petra, die hinter der Wohnzimmergardine stand, und nicht an David, der schlief, und auch nicht an den unglücklichen Friedrich oder die miesen Nachbarn. Es war noch einmal so ein glücklicher Augenblick, in dem man glaubt, alles sei zu schaffen ... (SiSt 293f)

In noch radikalerer Weise lässt sich ein unüberbrückbarer Widerspruch zwischen den individuellen Weltbezügen der Partner auch für das Scheitern der Meurers’den Ehe verantwortlich machen – vor allem da hier im Kontrast auch die vorangegangene Interpenetration der Weltbezüge noch erkennbar wird. Die allmähliche Veränderung von Ernst Meurers Charakter ins Pathologische zerstört nicht nur die Gemeinsamkeit eines aktiven Weltbezuges, sondern führt vor allem zu einer egozentrischen Schrumpfung seines Erfahrungshorizontes, der die für alle dauerhaften Liebesbeziehungen konstitutive Inklusion des Partner-Weltbezuges zum Opfer fällt. Noch in der
Eingangsepisode des Romans hatte Ernst Meurer erfolgreich an den gemeinsamen Erfahrungsmodus und die gemeinsamen Erinnerungen appelliert, um die drohende Umwertung der DDR-Vergangenheit abzuwehren; in der Fremdheit des westlichen Auslandes und mitten in einem Wintereinbruch hatte er sommerliche Gerüche der Heimat beschworen – und seine Frau war vorbehaltlos darauf eingegangen (SiSt 22). Ohne große Worte wurde die Sicherheit eines gemeinsamen Erlebens hergestellt, in der Genuss, Sinnfülle und Geborgenheit beschlossen sind – eine spürbar idyllisierende, verklärende Version der gemeinsamen Vergangenheit, die gleichwohl eine wichtige Grundlage für längerfristige Intimpartnerschaften darstellt, wenn sie Elemente echten Glücks enthält.

Auch später beansprucht Renate Meurer noch für sich, den subjektiven Weltbezug ihres Mannes genau zu kennen und seine Reaktionen auf die Anfeindungen und den sozialen Statusverlust der Nachwendezeit zu verstehen – aber Kenntnis und Verständnis ermöglichen keine Interpenetration mehr. Mit seiner Kündigung ausgerechnet des gemeinsamen Kleingartens, auf den sich jene verklärenden Erinnerungen bezogen, demonstriert Ernst Meurer, dass die Bedürfnisse, Wünsche und Wertmaßstäbe seiner Frau für ihn keine oder nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. Dasselbe gilt in gesteigertem Maße für die Intrigen, mit denen er für die Entlassung seiner Frau sorgt. Indem der Mann, den sie einst gerade wegen seines pragmatischen Engagements im DDR-System geachtet hat, sich unter dem neuen System plötzlich in eine universale Verweigerungshaltung flüchtet, torpediert er natürlich auch die reibungsarmen Alltagsroutinen, die eine praktische Grundlage für ein zufriedenstellendes Zusammenleben bilden, und unterminiert damit die Qualität der Partnerschaft als übersichtliche Nahwelt und Residuum ganzheitlicher Kommunikation; entscheidend ist jedoch die Dissozierung der individuellen Weltbezüge. Wenn Ernst Meurer die Frage seiner Frau nach positiven Erinnerungen aus der Nachwendezeit mit der Begründung verneint, er habe sich noch nie gern an etwas erinnert, was er allein erlebt habe (SiSt

Renate Meurer erlebt die Veränderungen zwar ebenfalls als Verlust der Grundlage ihrer Ehe, für sie hingegen ist die Perspektive ihres Mannes auf die eigene Anpassung nicht nachvollziehbar; sie kann sein Verhalten deshalb nur als pathologisch verstehen: „Spätestens da hab ich kapiert, dass er einen Knacks hat“ (SiSt 226). Für sie „führt das [totalisierende] Gebot des Scheinlassens auf die Weltsicht des anderen“ vor die Unmöglichkeit, „auch unbegründete Ängste, selbstschädigende Ansichten, lebensgefährdende Gewohnheiten übernehmen, anerkennen, bestätigen“ zu können – dass sie nach zwanzig Jahren Ehe ziemlich genau weiß, was in ihrem Mann vorgeht, macht das Problem nur desto unlöserbar (Luhmann 1994, 213). Sie kennt die Zusammenhänge der Persönlichkeitsveränderungen mit dem radikalen gesellschaftlichen Wandel der Wiedervereinigung und kann sie doch praktisch nicht berücksichtigen, weil sie ihre Ehe nicht in eine therapeutische Beziehung umwandeln kann; damit wäre sie nicht nur persönlich überfordert, sie kann vor allem ihr eigenes Bedürfnis nach Identitätsstützung, persönlich-ganzheitlicher Kommunikation und privater Geborgenheit auf lange Sicht nicht zurückstellen. Deshalb gilt in ihrer Ehe allein der Umstand, dass ihr Mann nicht willens und fähig ist, wozu sie durchaus willens und fähig ist: sich an die gewandelten Verhältnisse so gut es geht anzupassen und auch unter ihnen die Funktionen der Intimpartnerschaft zu erfüllen.

Eine interessante Variante dieses Falls einer nicht nachvollzogenen Persönlichkeitsveränderung, welche die gemeinsame Erfahrungswelt der zwischenmenschlichen Interpenetration zerstört und damit deren Grundlage zerstört, ist die Konfrontation Frank Holitzscheks mit dem fortschreitenden psychischen Verfall seiner von Schuldgefühlen und Alpträumen geplagten Frau, der zeitgleich mit einer Zunahme von Spannungen und Auseinandersetzungen die gemeinsame Vergangenheit wie ein verlorenes Paradies erscheinen lässt:

Früher, wenn wir von einem Besuch nach Hause zurückkamen, fielen Barbara und ich einander um den Hals, sobald wir wieder alleine waren. Früher sagten wir uns
manchmal, dass es uns gut geht, dass wir gar nicht wissen, wie gut, und dass wir gesund sind und großes Glück haben. Wenn ich nachts aufwachte und Barbara nicht hörte, tastete ich nach ihr oder machte Licht. (SiSt 184f)

Der ebenso häufige wie spontane Wunsch nach körperlicher Nähe und die Einigkeit in dem Gefühl, ein glückliches Leben zu führen, vermittelt das Bild einer ungetrübten Liebesseele. In der Erzählergegenwart dieses Kapitels hingegen ist die Gemeinsamkeit von kleinlichen Streitereien getrübt, bei denen es wohl mehr um Schuldzuweisung an sich geht als um den Anlass derselben.

Belastend sind aber vor allem Barbara Holitzscheks Alpträume. Da ihm seine Frau deren geheime Quelle verschweigt, bleiben sie ihm in ihrer Intensität und ihrem wiederkehrenden Charakter unerklärlich und unverständlich; vor allem aber fühlt er sich hilflos gegenüber ihrem verheerenden Hineinwirken in die gemeinsame Realität des Wachlebens, im sichtbar intensiven Leiden seiner Frau, zu dessen Linderung er aufgrund seiner Unwissenheit nichts beizutragen vermag. Am meisten verwirrt ihn die Neigung seiner Frau, die Differenz zwischen Traum- und Wachrealität einzuebnen; obwohl gerade hier der Schlüssel zu ihrem Verhalten liegt, findet er keinen Zugang zu ihren Motiven, vermutet sie in einer Neigung, sich in den Traum „hineinzusteigern“ und reagiert, solcherart ausgeschlossen aus ihrem Erleben, mit ohnmächtiger Ungeduld:

»Du hast einen Dachs überfahren«, sage ich, »Einen Dachs!...« [...]
»Du hast geträumt, und jetzt bist du aufgewacht«, sage ich [...].
»Wenn ich einmal nicht aufwachen kann, wenn es sich einmal herausstellt, dass es kein Traum ist?« [...]
»Dann heirate ich dich noch mal«, sage ich, »oder was soll ich deiner Meinung nach tun?« [...]
Ich will sie bitten, ihren Arm wegzunehmen. Ich will ihn wegschieben. Mich ärgert Barbaras Rücksichtslosigkeit. Aber ich sage nichts [...]
»Würdest du in jedem Fall bei mir bleiben?«
»Babs«, sage ich, »Was soll ich denn sonst machen?«
»Wer wählt dich dann noch, mit so einer Frau?«
»Mein Gott«, sage ich, »was ist denn los? Du bist wach, wach!« (SiSt 182ff)


Dass gerade das Naheliegendste von ihm übersehen wird, müsste für einen eklatanten Mangel an Sensibilität sprechen, für eine egozentrischeUnfähigkeit, den Weltbezug seiner Partnerin wirklich in den eigenen Erfahrungshorizont mit einzubeziehen – wenn man nicht zugeste-


Da das offenkundige Leiden seiner Frau aus einem Traum stammt, kann er es aufgrund seiner Voreinstellung nicht ernst nehmen, und so richtet sich der Verdacht, den er in Bezug auf
Enrico Friedrich formuliert, indirekt auch auf seine Frau: Nicht nur der Dichter, sondern auch sie „will leiden“ – ein typisch psychoanalytischer Gedanke, der das Verhalten beider als neurotisch qualifiziert. Frank Holitzscheks Zärtlichkeiten bleiben ebenso wie seine Tröstungsversuche hilflos, weil sie nur seine Verständnislosigkeit demonstrieren. Dass seiner quasi-psychoanalytischen Deutung der Unebenheiten und Risse in der Zimmerdecke am Ende des Kapitels ein Blick aus dem Fenster gegenübergestellt wird, ist natürlich ebenfalls höchst signifikant. Das Bild von der ›Wirklichkeit‹, das sich ihm bietet, ist nicht zufällig von winterlicher Erstarrung geprägt – das einzige lebendige Element, dass Elsternpaar (!), fliegt am Ende fort, so dass die Erstarrung vollkommen ist: „Dann rührt sich nichts mehr, wie auf einer Fotografie“ (SiSt 187). Franks kulturell bedingte Unfähigkeit, die Dimension des Traums in die Realität zu integrieren, führt zu der objektivierten Leblosigkeit einer mechanischen Abbildung – ein Wahrnehmungsmodus, der nicht nur von Leben, sondern auch von Sinn entleert ist, so dass Frank in seiner Irritation nicht mehr weiß, was er als nächstes tun soll. Dieser Zustand korrespondiert auffällig mit der kurz zuvor von seiner Frau formulierten Vision:

> Wenn es einmal kein Traum ist, wenn man einmal nicht mehr aufwachen kann und in wenigen Stunden alt geworden ist und spürt, dass man genug gelebt hat und schließlich auch genug gewartet hat und nicht noch weiter warten will und ans Fenster tritt und hinausschaut und es einem dann egal ist, ob man etwas sieht oder nicht, ob es Tag ist oder Nacht, und man weiß, dass es keinen Unterschied mehr gibt, keinen, dann hat man das einzige Wunder erlebt, auf das man noch hoffen konnte. Dann kann man springen.« (SiSt 186)

Abgesehen von den Formulierungen der Lebensmüdigkeit wird hier noch einmal der Unterschied zwischen Tag und Nacht, also zwischen Traum und Realität, explizit negiert, und mit dem zwischen Leben und Tod gleichgesetzt: Wie in Franks Blick aus dem Fenster ist das Leben so erstarrt und sinnentleert, dass es vom Tod nicht mehr zu unterscheiden ist. Das „Wunder“ besteht in der

ebenso mit seinem Weltbild wie ihre entschiedenen politischen Anschauungen. Damit ist der häufige Fall gegeben, dass eine Intimbeziehung nicht auf einer Identifikation mit dem tatsächlichen Weltbezug des Partners basiert, sondern mit einer Projektion eigener Wünsche, welche die Realität zumindest überlagert und ihre Manifestationen entsprechend als Ärgernis erscheinen lässt – ein Ärgernis, das jedoch nicht offen thematisiert werden kann, ohne die Beziehung in ihren Grundlagen zu gefährden, so dass die ausgelösten Aggressionen auf „Nebenkriegsschauplätze“ gelenkt werden müssen. Diese durch die „Verblendung“ der Liebe bedingte Unfähigkeit, die Wirklichkeit zu sehen und zu akzeptieren, zeigt sich auch in Edgars anhaltender Weigerung, die Trennung von Danny als unabänderliches Faktum hinzunehmen, und mündet am Ende des Kapitels in eine kompensatorische Wunschphantasie, in eine weitere seiner „erfundenen Geschichten“, die ihren fiktiven Charakter verleugnen (SiSt 206).


Mit der tendenziell universalen Signifikanz auch der schwerer zugänglichen Teile der Persönlichkeit ist entsprechend das Enttäuschungsrisiko erheblich gewachsen: Danny geht erst allmählich auf, dass Edgars Weltverständnis sich doch nicht zur liebenden Identifikation eignet; Lydia wird erst nach Jahren ganz klar, dass Patrick ihre sozialen Sensibilitäten nicht teilt und ihr Bedürfnis nach männlichem Rollenverhalten nicht hinreichend erfüllt, und Hanni braucht ebenfalls Zeit, bis sie sich der Erkenntnis nicht länger verschließen kann, dass für Christian Beyer die Bewältigung seiner ökonomischen Versagensängste die oberste Priorität seines Weltbezuges ist, der er auch jede Intimbeziehung unterordnet. Auch Jenny braucht erstaunlich lange, bis Maiks Verletzlichkeit, Misstrauen und Eifersucht sich nicht mehr mit den Erwartungen und Hoffnungen vereinbaren lassen, die sie in diese Beziehung geführt hatten. Der krassesste Fall aber ist sicherlich der Oberarzt Dr. Reinhard, der erst nach zwanzig Jahren Ehe, als er von seiner Frau verlassen wird, aus ihren Abschiedsworten zu erkennen meint, mit wem er zusammengelebt hatte: »Weißt du, was sie die ganze Zeit bei mir gehalten hat? Erstens mein Sparbuch, zweitens meine Versicherung, drittens meine zukünftige Pension – Geld, Geld, Geld.« (SiSt 108)

An diesem Beispiel wird zugleich deutlich, dass selbst die nachträglichen ›Erkenntnisse‹ über den eigenen Partner durch die Subjektivität des je eigenen Weltbezuges erheblich verzerrt sein können und entsprechend ebenfalls nicht täuschungssicher sind – entgeht Dr. Reinhard doch vollkommen der Anteil seines eigenen Verhaltens am Urteil seiner Frau. Für sie muss der Geiz ihres Mannes schon lange vorher eine Quelle anhaltender Enttäuschung gewesen sein, und zwar – wie ihre Entscheidung zeigt, mit einem vermutlich wenig bemittelten Missionar ›durchzubrennen‹ – nicht so sehr aus materiellen Motiven, sondern (ganz im Sinnes des Liebescodes) aus dessen symptomatischem Bedeutungsgehalt im Hinblick auf seine Liebe zu ihr (dass sie überhaupt so lange ›durchgehalten‹ hat, lässt darauf schließen, dass die Ehe für sie noch in traditioneller Weise einen Eigenwert besessen hat). Da also das eigene Bild vom Weltbezug des anderen – bei
gleichzeitig erheblich gestiegener Bedeutung desselben – auf einer prinzipiell unabschließbaren und stets fehlbaren Interpretationsarbeit beruht und die Basis von Intimpartnerschaften daher immer einen Rest von Vorläufigkeit behält, bleibt für die Beteiligten nichts anderes, als der eigenen Menschenkenntnis und dem Gefühl vorläufig zu vertrauen und ansonsten nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum zu verfahren – ein Grund wohl, weshalb die „serielle Monogamie“ heute so verbreitet ist.

Sieht man sich die offenen Auseinandersetzungen zwischen Paaren in Simple Storys genauer an, so fällt zunächst auf, dass die Frauen fast durchgehend der active, aggressive Part sind; vor allem sie sind es, die ihren Partner aus Enttäuschung und Frustration (meist auch persönlich) angreifen, während die Männer sich i. d. R. nur verteidigen – und auch das oft nur halbherzig. Dabei geht es in vielen Fällen um konfligierende Geschlechtsrollenerwartungen: Die Frauen erwarten von ihren Partnern Elemente der traditionellen Männerrolle, welche diese nicht mehr auszufüllen imstande oder willens sind. Patrick enttäuscht Lydia, weil er nicht in der Lage ist, die männlichen Rollen des „Pfadfinders“ und des Beschützers zu spielen, der in seiner Identität angeschlagene Ernst Meurer kann sich zum Ärger seiner Frau nicht zur Rolle des hemdsärmelig zupackenden Selfmademans aufraffen, Dr. Reinhard kommt der finanziellen Abhängigkeit seiner Frau nicht durch die nötige Generosität des gutverdienenden Familienernährers entgegen, und Edgar vermag die ihm angediente Vaterrolle für den in Pflege genommenen Tino nicht auszufüllen. Auch Christian Beyer erweist sich nicht nur als finanziell impotent, sondern lässt es ebenfalls am nötigen Beschützerinstinkt gegenüber seiner Partnerin fehlen, ja er gibt sogar seinen exklusiven Anspruch auf ihren Körper preis, und Danny stößt sich sowohl an Patrick’s Mangel an „aufrechter journalistischer Gesinnung“ als auch an der irrationalen Gebundenheit an eine unzuverlässige, zugleich labile und kapriziöse Frau. Die Aggressivität der vorgetragenen Kritik entspricht nicht nur dem Ausmaß der eigenen Verunsicherung, sondern heftet sich vor allem an die Möglichkeit,
durch Rückgriff auf traditionelle Rollenmuster im unmittelbarsten Nahbereich des eigenen Umfeldes einen Verantwortlichen zu finden, der mit der eigenen Identität eng verbunden ist.


gendlicher beschimpfen und bedrohen lassen zu müssen, ohne etwas anderes tun als die Flucht ergreifen zu können, bewirkt eine Erschütterung ihrer Identität, gegen die sie sich offenbar durch die Ehe mit ihrem Mann gefeit glaubte, weil sie erwartete, dass er ihre Ehre und ihre Sicherheit notfalls unter Einsatz seiner Gesundheit mit physischer Gewalt verteidigen würde. Seine Stärke, sein Mut, sein Beschützerinstinkt, sein Ehrgefühl und seine Opferbereitschaft waren Bestandteile ihrer Vorstellung von seinem Weltbezug, die ihre liebende Identifikation und damit eine Siche-

rung ihrer eigenen Identität bewirkt hatten; diese Bestandteile erweisen sich jedoch als Projektion ihrer Wünsche und Bedürfnisse, denn Frank Holitzscheks Verhältnis zu diesen Elementen der traditionellen Männerrolle ist offenbar distanziert, und er ist zu »vernünftig«, um Risiken einzuge-

hen, die in keinem rationalen Verhältnis zu den wahrscheinlichen Effekten stehen:

»Soll ich mich rumprügeln?« Frank tritt einen Schritt zurück. »Zwei von denen hätte ich geschafft, vielleicht drei. Aber das waren zehn oder mehr, die hätten mich zusammengeschlagen, und dann ...« (SiSt 146)

Man kann hier ergänzen: Dann hätte er seine Frau erst recht nicht mehr schützen können. Doch solche Überlegungen von strategischer Rationalität sind eben tendenziell »unpersönlicher« Natur und können entsprechend so aufgefasst werden, dass sie nicht, oder doch zumindest nicht unmittelbar, vom Liebesgefühl motiviert sind. Dennoch ist anzunehmen, dass sie eng mit Frank Holitzscheks Selbstbild zusammenhängen: Wenn ihm der Preis für traditionelles Heldentum zu hoch ist, so auch deshalb, weil sein Selbstwertgefühl offenkundig stabiler ist als das seiner Frau; für sie ist die eigene Ehre, die eigene Integrität durchaus das hohe Risiko wert, dass ihr Mann zusam-

mensgeschlagen wird – dass sie dabei eine Sorge beansprucht, die sie ihrerseits ihrem Mann gegenüber vermissen lässt, fällt ihr in der egozentrischen Verengung ihrer Verletztheit nicht auf:

»Hast du dich noch nie geprügelt, Frank? Nach einer Woche wärst du wieder aus dem Krankenhaus heraus, spätestens. Ich hätte dich jeden Tag besucht und sogar bekocht.« (SiSt 146)
Für diese Vorstellung bringt Frank Holitzschek nur völlige Verständnislösigkeit auf: »Du bist bescheuert« (SiSt 147). Die Anerkennungspflicht für den gesamten Weltbezug des Partners kolli- diert so grundlegend mit der Funktion der Identitätsbestätigung, dass alle Rücksichten auf das eheliche Krisenmanagement fallen gelassen werden. Entsprechend konsequent lehnt er auch ihr Ansinnen ab, ihr wenigstens den auf der Flucht verlorenen Schuh von der Straße zu holen. Auch ihm war anscheinend bis dahin nicht klar, dass der Weltbezug seiner Frau durch so andersartige Wertpräferenzen geprägt ist. Dass diese für sie auch in anderen Handlungsbereichen, etwa in der Politik, gelten, zeigt ihre Äußerung, an den rechtsradikalen Jugendlichen gehe „eure schöne Demokratie nicht zugrunde, an denen nicht!“ (SiSt 147). Implizit steckt darin die Aussage, die Demokratie könne nur an der Feigheit und mangelnden Wehrhaftigkeit ihrer Anhänger zerbrechen. Ein politisches System, dass seine Macht nicht durch ihre Repräsentanten offen demonstriert, sondern durch formale Verfahren legitimiert – und nichts anderes ist ja die Demokratie –, ist für Barbara Holitzschek nur begrenzt attraktiv. Dieser Angriff richtet sich direkt gegen das professionelle Selbstverständnis ihres Mannes und stößt daher auf eine heftige Reaktion.

Dass in einer hochkomplexen, funktional differenzierten Gesellschaft bestimmte Aufgaben wie die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung von spezialisierten Institutionen wahrgenommen und damit der Zuständigkeit der Privatpersonen entzogen werden, ist bei allen entfremdenden Konsequenzen meist eine Erleichterung, kann aber wie in diesem Fall ebenso mit Erfahrungen der Ohnmacht verbunden sein, die auch für Frank Holitzschek unangenehm sind: „Denkst du, ich fühle mich wohl?“ (SiSt 147). Insbesondere bei nur suboptimalem Funktionieren der zuständigen Institutionen kann es zu schmerzhaften Erfahrungen des Ausgeliefertseins kommen. Das macht es für ihn als Politiker aber noch nicht sinnvoll, sich dieser spezifischen Systemrationalität der bestehenden Gesellschaft zu widersetzen. Vielmehr rationalisiert er die eigene


Aus soziologischer Sicht wird von den Männern hier verlangt, eine Rolle auszufüllen, die sie unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen (und deren akuter Verschärfung in den neuen Bundesländern der Nachwendezeit) schlicht überfordert; im Zeitalter fortgeschrittener Individualisierung reagieren sie darauf häufig mit Versagens- und Schuldgefühlen – daher ihre
zumeist lediglich halbherzige Selbstverteidigung. Sie sind aber auch deshalb überfordert, weil
diejenigen Bestandteile der traditionellen Männerrolle, die für die Unterdrückung der Frauen ver-
antwortlich waren, inzwischen ins gesellschaftliche Tabu gerückt sind; dabei lassen sich diese
beiden Seiten dieser Rolle nicht voneinander trennen. Jahrzehnte emanzipatorischer Kritik hatten
ebenso wie die tatsächlichen Gleichstellungsfortschritte und die ökonomische Entwicklung zur
Notwendigkeit von Doppelverdienerschaft jene traditionelle Rolle gründlich erodiert, und auf
passive Weise war dies auch für die Männer durchaus eine Emanzipation – von dem Zwang, al-
lein die Familie versorgen zu müssen, von der Last, die wichtigen Entscheidungen für die ganze
Familie treffen zu müssen, der sexuell aktive Part zu sein etc. (Beck und Beck-Gernsheim 1990,
200f).

Dass die weiblichen Figuren des Romans nun von Konsequenzen ihrer eigenen Emanzi-
pation frustriert sind und an obsoleten Erwartungen festhalten, hängt sicherlich damit zusammen,
dass die zusätzlichen Belastungen und Entscheidungszumutungen eigenständiger Lebensführung
unter den Bedingungen des ›schlagartigen‹ sozialen Wandels nach 1990 mit seinen Orientie-
rungrschwierigkeiten und neuartigen Problemstellungen besonders schwer wiegen – u. a. viel-
leicht auch deshalb, weil der autoritäre DDR-Staat die Rolle des patriarchalischen Haushaltsvor-
standes (anders als in der BRD) teilweise weitergeführt hatte. Hinzu kommen die spezifischen
Probleme, die sich daraus ergeben, dass den Frauen eine eigenständige Lebensführung zugemutet
wird, obwohl von einer wirklichen Gleichstellung in der Gegenwartsgesellschaft trotz aller Fort-
schritte noch keine Rede sein kann. Da die alten Rollenmuster aber latent – auch in den männli-
chen Identitäten – noch präsent sind, ergibt sich für sie die Möglichkeit und Versuchung, die ei-
gen Versagens- und Schuldgefühle auf ihre männlichen Partner zu projizieren. Gesellschaftli-
che Probleme müssen im Raum des Privaten ausgetragen werden – eine Quelle der Belastung von
Liebesbeziehungen, auf die ich weiter unten noch ausführlicher eingehen werde.

Natürlich spielt hier eine Rolle, dass die Kommunikation mit der Vermittlung unvereinbarer, also sich gegenseitig in Frage stellender Elemente des individuell-subjektiven Weltbezuges überfordert ist – zumal die Enttäuschung der projizierten Idealisierungen und Glückshoffnung ihnen eine emotionale Intensität verleiht, die ein gegenseitiges Verständnis zusätzlich erschwert. Überhaupt bietet *Simple Storys* einiges Anschauungsmaterial für die soziologische Einsicht, dass die erhöhten Erwartungen nicht nur die Kompatibilität der Weltbezüge viel wichtiger (und un-
wahrscheinlicher) machen, sondern darüber hinaus auch den internen Regelungsbedarf ganz erheblich steigern und ein entsprechend erhöhtes Maß an kommunikativer »Beziehungsarbeit« erfordernd; die Liebenden müssen sich die Regeln ihrer Partnerschaft selbst schaffen und für ihre Einhaltung selbst sorgen – ein schwieriges, stets von Scheitern bedrohtes Unterfangen (Schuldt 2004, 63; Lehmann 2006, 149; Giddens 1993, 210) – zumal dann, wenn wegen verunsicherter Identitäten die Distanznahme zum eigenen Selbst- und Weltbild erschwert ist. Im Widerspruch zum erhöhten kommunikativen Regelungsbedarf finden sich im Roman aber auch deutliche Indizien für Luhmanns Auffassung, dass die kommunikative Aushandlung von Differenzen in Liebesbeziehungen darüber hinaus durch die Besonderheiten des „Liebescodes“ systematisch erschwert wird. Speziell die Darstellung der offenen Konflikte im Roman stimmt mit Luhmanns Auffassung überein,

dass für Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf konkrete Handlungen, Rollenauffassungen, Umwelteinschätzungen, Kausalzurechnungen, Geschmacksfragen, Wertungen nur die Ebene personaler Kommunikation als Ebene der Konfliktlösung zur Verfügung steht, auf der man Übereinstimmung in der wechselseitigen Liebe wahren möchte; dass aber zugleich der Rückschluss von Meinungen und Verhaltensweisen auf diese letzte Ebene allzu nahe liegt, gerade weil dieser Zusammenhang durch Liebe ja gewährleistet werden soll. (Luhmann 1994, 198)


Die letzten Sätze treffen den Hintergrund Edgars und Dannys Konfliktvermeidungsverhalten wohl recht gut, sie könnten aber auch eine Erklärung für die allgemeine Konflikt scheu der männlichen Figuren in *Simple Storys* sein. Im Zitat ist auch schon angedeutet, dass es unter diesen Bedingungen nur zwei Möglichkeiten des Umgangs mit konfligierenden Auffassungen gibt: entweder man vermeidet eine Auseinandersetzung und legt die Differenzen unerledigt *ad acta*, wie dies
auch Edgar und Danny zunächst konsequent tun224; oder man führt eine emotionale Auseinandersetzung unter Einschluss der Hoffnungen und Enttäuschungsängste, die unweigerlich mit ihnen verbunden sind – und geht dabei ein hohes Dissens- und Verletzungsrisiko ein, das die ganze Beziehung gefährden kann.

Dass die fortgesetzte Verdrängung des Konfliktpotentials dann im Falle einer offenen Auseinandersetzung auch über nebensächliche Gegenstände erst recht zu einer Explosion führen kann, wird mit dem Streit zwischen Edgar und Danny anschaulich demonstriert. Dabei ist typisch, dass Sachargumente nicht zählen, sondern schnell zum Ausdruck persönlicher Enttäuschung über die Haltung des anderen übergegangen wird:

Lang und breit erklärte ich ihr, wie ich darüber dachte, und ich fand, dass es vernünftig klang. [...] Sie sagte, dass sie mich gar nicht wiedererkenne, dass sie gar nicht glauben könne, dass so etwas aus meinem Mund komme. Sie sei völlig fassungslos. Ich dachte, sie würde gleich losweinen. Aber sie wurde giftig [...] und wiederholte, dass sie nicht glauben könne, dass ich es sei, der so daherrede. (SiSt 203)

Dannys Pazifismus ist anscheinend ein fester Bestandteil ihrer Identität, und offenbar war sie davon ausgegangen, dass Edgar ihn teile – auch auf ihrer Seite ist also die liebende Inkorporation seines Weltbezuges in den eigenen durch Projektionen überlagert. Die Bestätigung der eigenen Identität durch die Gemeinsamkeit verwandelt sich in eine Infragestellung, und die Enttäuschung setzt Aggressionen frei, die mit den sachlichen Differenzen selbst nicht viel zu tun haben. Die Verstärkung dieser Aggressionen durch das latente Bewusstsein weiterer unausgetragener Differenzen führt dann den Bruch herbei; der Einzelfall wird zum Kristallisationspunkt für das ganze

Ausmaß an Disharmonien und lässt die Grundlage der Beziehung hinfällig werden. An dieser Stelle wird besonders deutlich, wie groß die Belastung der Liebesbeziehung durch die Verabsolutierung eines gänzlich persönlichen Kommunikationscodes ist: Die Unfähigkeit, sachliche Fragen und Probleme sachlich zu besprechen und dabei das Bedürfnis nach persönlicher Idealisierung zeitweilig einzuklammern – etwas, was in vorindustrieller Zeit noch selbstverständlich war –, führt hier zu der absurden Konsequenz, dass ein tausend Kilometer entfernter Konflikt, der überhaupt nur über die Medien in den Erfahrungshorizont der Beteiligten gerät, einer Liebesbeziehung den Todesstoß versetzt.

Betont rationales und damit unpersönliches Argumentieren kann geradezu zum Auslöser einer Trennung werden, weil es sich außerhalb des Liebescodes stellt und damit nach den Regeln dieses Codes zu erkennen gibt, dass keine Liebe mehr vorhanden ist – oder dass sie zumindest vorübergehend eine sekundäre Rolle spielt (was ihrem Absolutheitsanspruch widerspricht).


Das zeigt sich etwa an der Auseinandersetzung zwischen Hanni und ihrem Freund Dieter. Seine sachliche Infragestellung ihrer Lärmempfindungen und sein „vernünftiger“ Ratschlag nehmen ihr Leiden als individuells-subjektives nicht wirklich ernst; sie zeigen damit, wie wenig Hannis individueller Erfahrungsmodus Teil seines eigenen Erlebens ist und lösen auf diese Weise Zweifel an seiner Liebe aus, die letztendlich zur Trennung führen (SiSt 138f), da die moderne Liebe selbstre-

---

ferentiell ist: Was man liebt, ist immer auch die Liebe des anderen, und so möchte man vor allem auch als Liebende(r) geliebt werden (Luhmann 1994, 175). In diesem Fall ist die Erwartung von Empathie außerdem noch mit Verhaltenserwartungen kombiniert, die sich auf die Bewältigung dessen richten, was man selbst nicht zu können meint. Der Partner soll eigene Schwächen ausgleichen und fungiert gerade deshalb als Gegenstand der Identifikation.

teme ausgesetzt sind, macht es durchaus fragwürdig, wie weit sich dieses Ideal jemals verwirklichen lässt. Das gilt in ähnlicher Weise für die fortgeschrittene Autonomie, die Anthony Giddens für das Funktionieren der „reinen Beziehung“ voraussetzt, denn: „In einer post-traditionellen Ordnung muss die Geschichte des Selbst tatsächlich ständig neu durchgearbeitet werden und die angewandten Lebensstile damit in Übereinstimmung gebracht werden, wenn das Individuum die persönliche Autonomie in Einklang bringen will mit dem Gefühl ontologischer Sicherheit“ – eine Anforderung, der „sehr häufig nur partiell und begrenzt“ genügt wird, so dass Abhängigkeiten und Suchtverhalten aller Art sich seit Beginn der Moderne immer weiter verbreitet haben und der Therapiebedarf gestiegen ist (Giddens 1993, 87f). Ähnlich wie Giddens (1993, 41) argumentiert denn auch Manuel Castells in überzeugender Weise, dass der gesellschaftliche Wandel seit den 80er Jahren die Identitäten eher problematischer hat werden lassen und verweist zurecht auf den symptomatischen Charakter der vielfältigen Fundamentalismen, die sich seit dieser Zeit ausgebreitet haben (Castells 2000, 3). In Schulzes Roman gibt es jedenfalls keine Beispiele für eine konstruktive, ja kreative Problemorientierung – Dannys ansatzweise Versuche gehen bei Patrick ins Leere, und Hannis Versuch bei Christian Beyer (wenn er denn ernst gemeint ist) schlägt in eine Selbstverleugnung um, die sie nicht durchzuhalten vermag.

Schulzes Darstellung von Ehe- und Beziehungskonflikten entspricht also dem Diktum Luhmanns, dass sich die Dramatik der Liebesbeziehungen nach der Auflösung gesellschaftlicher Reglementierungen nach innen, nämlich in Kommunikationsprobleme verlagert habe. Seiner Auffassung zufolge sind diese Kommunikationsprobleme sogar eine wesentliche Bedingung dafür, dass bei der Trivialisierung der romantischen Liebesbeziehung zum Massenphänomen überhaupt noch ein literarisches Interesse an ihr bestehe (Luhmann 1994, 153). Auf den zweiten Blick muss allerdings ergänzt werden, dass zwar Konflikte mit restriktiven sozialen Regeln nach deren weitgehender Auflösung tatsächlich keine Rolle mehr spielen, dass jedoch die Widersprüche

Schulzes Darstellung der Sexualität ist allerdings ebenfalls höchst symptomatisch für das Problempotential moderner Intimpartnerschaften, wie es von Soziologen und Sexualwissenschaftlern analysiert worden ist. Wiederum fällt zunächst der relativ geringe Stellenwert auf, den die Romanfiguren der Sexualität in ihrer Suche nach einem erfüllten Leben zuweisen: Guter, intensiver, leidenschaftlicher Sex steht keineswegs im Mittelpunkt der Sehnsüchte, weder Männer noch Frauen sprechen häufiger darüber, und ein ausgesprochen triebhaftes Verhalten begegnet selten. Für die Figuren hat sexuelle Intimität keine immanente Tendenz zum Exzess, und sie ist ein Ziel unter vielen, das sie mit auffälliger Sachlichkeit und Rationalität verfolgen: Selbst die gewalttätigen Perversitäten Peter Bertrams behalten etwas durch und durch Kontrolliertes und Kalkuliertes – entweder bleiben sie Rahmen imaginärer Arrangements, oder sie richten sich auf vergleichsweise risikolose Aktivitäten wie die Vergewaltigung der völlig betrunkenen Hanni.

Am ehesten lassen sich diese Eigenheiten der Darstellung vielleicht mit der Entdramatisierung, wenn nicht sogar Banalisierung erklären, welche die Sexualität Luhmann zufolge seit der sexuellen Revolution der späten 60er erfahren hat: „Es fehlt jede Spannung zwischen Sexualität und Moral, zwischen notwendig geheimen und öffentlichen Dingen“, die das Thema früher literaturfähig machte (Luhmann 1994, 202). In dieser Einschätzung trifft er sich etwa mit dem bekannten Sexualwissenschaftler Gunter Schmidt (2000, 10). „Die Tragik liegt nicht mehr darin, dass die Liebenden nicht zueinander kommen; sie liegt darin, dass sexuelle Beziehungen Liebe
erzeugen und dass man weder nach ihr leben noch von ihr loskommen kann“ (Luhmann 1994, 203). Darüber hinaus, so der Soziologe, ist aber auch die kommunikative Relevanz der Sexualität im Beziehungsleben geschwunden:

[E]s fehlt jene relativ einfach zu handhabende, direkte oder indirekte Funktion der Sexualität als heimlicher Indikator für Gewünschtes. Nicht, dass man auf Sexualität als symbiotischen Mechanismus verzichten könnte! Aber die Thematisierung der Sexualität oder die Behandlung von Themen, die im semantischen Kontext Sexualität vertreten, haben nicht mehr jenen naheliegenden Problembezug, suggerieren nicht mehr so deutlich, dass auf diesem Wege der Bedarf für intime Kommunikation befriedigt werden könnte. Wenn es mit um Welt geht, kann Sexualität Int erpenetration nicht mehr ausreichend symbolisieren. (a.O., 202)

Die Ehen und festen nichtehelichen Beziehungen sind allerdings, so weit erkennbar, durch eine gewisse sexuelle Lustlosigkeit gekennzeichnet, ja diese erscheint geradezu als eine Bedingung für den abgespaltenen Charakter der dargestellten Sexualität: Zwischen den Schuberts „läuft nichts mehr“, so dass Dieter sein sexuelles Interesse auf Bertrams Pornographie richtet, vor den Augen seiner Frau die Besucherin Hanni anstarrt, ihr eine zweideutige Übernachtungsöfferte macht und schließlich ein außereheliches Verhältnis beginnt; bei den älteren Meurers scheint es nicht viel besser auszusehen, wobei sich hier die Frau schließlich neu orientiert. Der beruflich gestresste Raffael hat seine Frau „lange nicht mehr angefasst“ (SiSt 94) und sehnt sich später danach, mit einer Bosnierin »durchzubrennen« (SiSt 294), Danny lebt wegen Arbeitsüberlastung „keusch wie eine Nonne“ (SiSt 31) und ist dann so sehr von ihrer Mutterrolle absorbiert, dass ihr Freund Edgar sich Ersatz bei einer Kioskverkäuferin sucht (Kap. 11). Martin Meurers sexuelle Phantasie lässt sich außerehelich von Asiatinnen und Schaffnerinnen reizen (Kap. 4), und auch zwischen Enrico Friedrich und Lydia scheint im Bett nichts gelaufen zu sein (Kap. 19). Tatsächlich haben Wissenschaftler empirisch nachgewiesen, dass interpersonelle Sexualität in erstaunlichem Maße an feste Partnerschaften gebunden bleibt, dass gerade hier aber dennoch eine gewisse sexuelle Lustlosigkeit grassiert, während gleichzeitig eine deutliche Verschiebung zum autoerotischen Pol stattgefunden hat (Schmidt 2000, 10f).

Lediglich bei den Holitzscheks gibt es anfangs deutliche Zeichen für ein intensives Sexualleben: Er hat an der Hüfte „einen grünblauen Fleck“ und bedenkt sie während ihres nächtlichen Telefonats mit Hanni mit Zärtlichkeiten. Seine Frau zeigt allerdings einen auffälligen Mangel an Reaktion, sie setzt ihr Telefonat fort, als ob nichts geschehe, so dass er sich bald zurückzieht (SiSt 86). Dass auch bei diesem Paar die Sexualität von nicht unerheblichen Problemen belastet sein

---

226 Im Kapitel „Sommerfrische“ versucht Ernst Meurer im Bett, seine Füße zwischen ihre zu schieben (SiSt 73), und beim Abschied am Bus versucht er, seine Frau auf dem Mund zu küssen (SiSt 75), was beides nicht eben nach einem Erfolg klingt.
muss, bestätigt dann Barbara Holitzscheks im Verlauf der schlaflosen Nacht zunehmend unangenehme Wahrnehmung der körperlichen Nähe ihres Mannes, verdichtet in seinem Atem an ihrem Hals: „Franks Bein zuckt. Sein Atem ist heiß und trifft immer dieselbe Stelle am Hals. [...] Sein Atem ist unerträglich heiß. [...] Sein Unterarm drückt mir auf die Rippen, seine Finger berühren meine Wirbelsäule“ (SiSt 89f). Die Fremdheit, die der Körper des Partners hier annimmt – das wird kurz darauf klar –, ist die Fremdheit eines Menschen, dem sie die eigenen, quälenden Schuldgefühle nicht anzuvertrauen wagt, weil sie sich seines Verständnisses und seiner Liebe nicht sicher ist. Damit muss sie sich jedoch eingestehen, dass sie ihren eigenen Mann in entscheidender Hinsicht nicht genau genug kennt. Indem sie gerade dasjenige, was sie am meisten bewegt, nicht mit ihrem Mann teilen kann, zerfällt die gemeinsame Welt, und die Möglichkeit, den Weltbezug des anderen in den eigenen einzubeziehen, wird grundlegend in Frage gestellt – was nichts anderes bedeutet, als die Basis der Liebespartnerschaft in Frage zu stellen. Damit wird zugleich die weiterhin erhebliche zerstörerische Virulenz von Schuldgefühlen in der von unserer Gesellschaft hervorgebrachten Charakterstruktur angedeutet – eine Virulenz, die von der Soziologie kaum irgendwo adäquat beachtet und stattdessen in die Psychologie abgedrängt wird.227

Diese Darstellung der Sexualität steht in einem gewissen Gegensatz zu dem hohen und veränderten Stellenwert, den Soziologen ihr in heutigen Liebesbeziehungen zuweisen (Giddens 1993, 74228; Schuldt 2004, 148ff); zwar sehen auch sie eine Tendenz zur Abkoppelung der Sexu-

---


Dass die moderne Liebesbeziehung eine immanente Tendenz zur körperlichen Intimität besitzt und nur der hohe Anspruch an das Beziehungsleben mit seinen vermehrten Schwierigkeiten zu Abspaltungstendenzen führt, zeigen im Roman besonders deutlich die Figuren Edgar und Danny. Edgar sehnt sich nach einer zärtlichen, in die Liebesbeziehung integrierten Sexualität, die er sich in seiner Phantasie folgendermaßen ausmalt:

Er stellte sich vor, sie würde [...] zu ihm kommen, ihn mit beiden Händen an der Hüfte fassen. Sie würden sich küssen, ohne dass Tino es sähe – und dann langsam hin und her tanzen. (SiSt 112)

Erst dass diese Sehnsucht bei der von Mutter- und Arbeitssorgen belasteten Danny keine Erfüllung findet, lässt ihn mit einer Art von Sexualität Vorlieb nehmen, die von den vielfältigen An-
sprüchen an eine Liebesbeziehung entlastet ist: Seine ›Nebenbeziehung‹ zu Utchen beschränkt sich in beiderseitigem Einvernehmen ganz auf die wechselseitige Befriedigung sexueller Bedürfnisse und ist darüber hinaus bestenfalls Spaß und Zeitvertreib. Diese Art der Sexualität wird im Roman deutlich als entfremdet dargestellt; sie nimmt die Form einer physischen Routineübung an, die das Innere der Partner weitgehend unbeteiligt lässt. Dies zeigt sich besonders an ihrer Eingliederung in andere Routinen der Bedürfnisbefriedigung:

Mit der Zigarette zwischen den Lippen, schon ohne Hose und Schuhe, kam sie angekrabbelt, ein Handtuch in der Rechten.
›Gibt immer Probleme‹, sagte sie und öffnete den Reisverschluss ihrer Windjacke. [...] Edgar sank auf die Knie, breitete die Arme aus und presste beide Hände auf ihren Hintern. [...] Sie drückte die Zigarette gegen die Wagendecke und hielt den Daumen noch eine Weile auf der Kippe. Dann ließ sie sich in den Sessel zurückfallen. (SiSt 118f)

Die Auswechselbarkeit des Sexualpartners wird nicht zum Problem, weil beide keinen Anspruch auf eine Liebesbeziehung und damit auf die Anerkennung ihrer individuellen Einzigartigkeit erhoben; damit kann aber das Verhältnis zwischen Edgar und Ute auch nicht die Funktionen einer echten Liebesbeziehung erfüllen. Dass Edgar unmittelbar zuvor mit seinen Wünschen nach intimer Nähe bei Danny gescheitert war, gibt dem Ganzen einen kompensatorischen Charakter und entspricht der soziologischen Auffassung, die in heutigen Beziehungen herrschende Verhandlungsmoral mache das Zusammenspiel von Liebe und Sex komplizierter und den puren, unkomplizierten Sex attraktiver (Schuldt 2004, 150). Der Vergleich mit Edgars Wunschvorstellung zeigt aber zugleich den Abstand zu einer in die Liebesbeziehung integrierten Form körperlicher Intimität: Es ist die Zärtlichkeit, die ganz auf den Partner gerichtete Konzentration, das Zurücktreten der Außenwelt und die sich darin ausdrückende Bedeutung der Einzigartigkeit des Partners bzw.
der Partnerin, welche der verselbständigten Sexualität fehlen und diese als bloße Schrumpfstufe eines komplexen Verhaltens- und Erlebnisrepertoires markieren.

Im Falle Martin Meurers wird der verselbständigte Charakter der Sexualität und die für ihn typische Auswechselbarkeit der »Objekte« schon dadurch signalisiert, dass seine Aufmerksamkeit nahezu zeitgleich von Busen und Bauch der Asiatin wie von den Schenkeln und dem Hintern einer Schaffnerin gefesselt werden; diese Beliebigkeit der Objekte und die ebenso beliebige Exotik der »Arbeiterin« und der »Asiatin«, die sich in seiner fortgesetzten Titulierung der Koreanerin als „Japanerin“ zu erkennen gibt, wird von ihm aber immerhin ansatzweise zu überwinden versucht, indem er zuletzt noch einen Anlauf unternimmt, sie für seine – eigentlich längst obsolete – Identität als Kunsthistoriker zu interessieren; hier deutet sich an, dass es ihm eben nicht bloß um die Befriedigung physischer Bedürfnisse geht, sondern auch um eine kommunikative Stützung seiner durch den erzwungenen Berufswechsel angeschlagenen Identität. Im übrigen entspricht Schulzes Darstellung außerehelicher Verhältnisse der soziologischen Einsicht, dass Intimbeziehungen weiterhin ein Monopol auf Sexualität beanspruchen – Seitensprünge gehören zwar zur Alltagsrealität, können aber nach wie vor nicht offen in die Beziehung integriert werden.229

Dies gilt auch für Dieter Schubert, wenngleich sich bei ihm die immanente Tendenz der modernen Liebesbeziehung zu sexueller Intimität umgekehrt gerade an dem scheiterndem Versuch erweist, mit der jungen Jenny ein außereheliches Verhältnis rein platonischer Art aufzubau-


Dass Dieter Schubert seiner ›Miet-Freundin‹ schließlich eine jener SM-Geschichten Peter Bertrams vorliest, die ihn faszinieren, ist jedenfalls mit einem Kontrollverlust und dem ›Durchbruch einer verborgenen Persönlichkeitsschicht‹ nur unzureichend erklärt. Dass sexuelle Bedürfnisse bei Dieter Schuberts Annäherung eine Rolle spielen, ist zunächst wenig verwunderlich, zu-

Entscheidend könnte hier jedoch sein, dass sich der instrumentelle Charakter des bezahlten Dienstleistungsverhältnisses zwischen Jenny und Dieter Schubert, seine geschäftsmäßige Unpersönlichkeit und Distanz trotz ihres scheinbar rein äußerlichen Charakters nun doch noch bemerkbar machen. Zwar hatte ich bereits darauf hingewiesen, dass im Ideal der Partnerschaftlichkeit durchaus eine Tendenz zur vernunftgeleiteten Kosten-Nutzen-Abschätzung formell freier und gleicher Individuen angelegt ist, und dazu gehört auch im Bereich des Sexuellen eine „Verhandlungs“- bzw. „Konsensmoral“, der zufolge alles erlaubt ist, was die Zustimmung beider Partner findet (Giddens 1993, 210; Schuldt 2004, 203ff). Diese Möglichkeit wird jedoch in dem Moment problematisch, wo sie den Liebescode in seinem Kern durchbricht und relativiert: der Differenz von ›persönlich‹ und ›unpersönlich‹. Die Mischung aus gewachsener Nähe und fort-bestehender Objektivierungsmöglichkeit, die Kombination aus instrumentalisierendem Kontrakt und intersubjektiver Intimität schafft vielleicht die Bedingungen dafür, dass Schubert eine Chance sieht, seine abgespaltenen und ›perversen‹ sexuellen Bedürfnisse ›einzubringen‹, ohne zuvor die Zustimmung für eine entsprechende Erweiterung der partnerschaftlichen Verhaltensregeln einzuholen – zumal die Einbeziehung der ›normalen‹ Sexualität dabei übersprungen wird. Dafür spricht

Schuberts sadomasochistische Wünsche richten sich nämlich auf eine sexuelle Beziehung, welche die persönliche Integrität beider Partner gezielt aufhebt und stattdessen eine symbiotische Verschmelzung anstrebt, die sich entweder in selbstverkleinernder Unterwerfung oder im selbstvergrößernden Streben nach absoluter Herrschaft äußert (Fromm 1980, 29ff u. 1977, 262). Zugleich steckt im masochistischen Element eine Selbstverdinglichung und im sadistischen Element eine Instrumentalisierung zum Mittel, die bereits deutlich in ihrer Konstruktion als Geschäftsbeziehung angelegt ist, in der radikalen Asymmetrie dieser sexuellen Spielart jedoch auf Partnerschaftlichkeit gerade verzichtet – das beiderseitige Einverständnis der Partner, wie es gerade für sexuelle Extravaganzen in heuti-


Jennys schockierte Reaktion zeigt jedenfalls, dass sich beide Beteiligten über den Weltbe zug des anderen in einem entscheidenden Punkt getäuscht haben – ja für Jenny besteht der Schock im Grunde sogar in der Erkenntnis, dass ihr Weltbezug in seiner individuellen Einzigartigkeit überhaupt nicht Gegenstand von Schuberts Interesse war, denn für die obszöne Wendung seiner Annäherung gilt, was Luhmann über das Obszöne im Allgemeinen bemerkt: Es „disqualifiziert sich durch das fehlende Interesse an der Person, oder genauer: durch die Auswechselbarkeit der Bezugs person“ (Luhmann 1994, 151). Dasselbe gilt für Pornographie, denn indem sie Frauen als Objekte und nicht als Subjekte sexuellen Begehrens behandelt, wird weibliche Sexua-
lität neutralisiert und die als Bedrohung empfundene Intimität aufgehoben (Giddens 1993, 134). Auch hier also wird eine persönliche, intersubjektive Beziehung durch Transformation in eine instrumentelle Beziehung zerstört – ein Vorgang, in dem man wohl nicht zu Unrecht den Einfluss einer von instrumenteller Vernunft und versachlichten Sozialbeziehungen dominierten Gesellschaft vermuten kann. Zugleich aber dürfte auch Jenny an Schuberts Verhalten nicht unbeteiligt sein: Ihr eigenes Verhalten gegenüber Maik zeigt etwa durchaus eigene sadistische Züge; es haben sich hier also verborgene Affinitäten angezogen.


Außerhalb des sadomasochistischen Syndroms bleibt die einzige Szene tatsächlich ausgeübter sexueller Gewalt im Roman; das Element der Gewalt ist in diesem Fall „nur“ Ausdruck einer vollständigen Instrumentalisierung. Connys Quasi-Vergewaltigung durch den von ihr angebeteten Harry Nelson ist zunächst einmal eine Enttäuschung ihrer Liebeshoffnungen, wie sie drastischer kaum gedacht werden kann, denn Liebe (ja selbst achtsamvolle Sympathie) zeigt sich gerade auch in erotischer Hinsicht an jener „eigenartigen Wechselseitigkeit, bei der die Interessen
und Absichten keinem der Partner zugerechnet werden können: Man begehrt den anderen, weil man merkt, dass das eigene Begehren das Begehren des anderen weckt“ (Schuldt 2004, 33). Statt eines Erlebnisses von Unmittelbarkeit und Einheit, das den eigentlichen Reiz körperlicher Liebe ausmacht (a.a.O., 123), erlebt Conny ihre Überwältigung als radikale Entfremdung ihres Geliebten zu einem „Jemand“ und von sich selbst zu einem Objekt, von dem sie selbst im Passiv redet; sie erfährt die Gewalt, die ihr zustößt, als ein anonymes Geschehen, das sie nicht mehr personal zuordnen kann und in dem sie selbst bloß die Rolle des Opfers spielt:

»Die Arme hoch«,rief jemand, »Arme hoch!« Für einen Moment wusste ich nicht, wo ich war und was sich auf mich geschoben hatte. Meine Bluse wurde hochgezerrt. Und immer wieder, jede Silbe betonend: »Die Ar-me hoch!« [...] Ich verhielt mich genau so, wie im Film Leute nach einem Unfall dargestellt werden. (SiSt 28f)

Hier wird deutlich, dass die Ablösung der traditionellen Sexualmoral durch eine „Verhandlungsmoral“, die sich streng an die konsensuelle Überschneidungszone gleichberechtigter Bedürfnisse hält (Schmidt 2000, 3), in Verhältnissen asymmetrischer Machtverteilung eine erweiterte Selbstbeherrschung verlangt, über die bei weitem nicht alle verfügen. Nelson ist offenbar ein ausgeprägt narzistischer Mensch, dessen Selbstfixierung verhindert, dass er sich in andere Menschen hineinversetzen und auf deren Belange Rücksicht nehmen kann. Es ist kein Geheimnis, dass solche Menschen in Führungspositionen häufig anzutreffen sind, weil sie nach außen den Eindruck eines starken Selbstbewusstseins vermitteln und entsprechend überzeugend wirken. Dass hinter dieser Fassade jedoch keine Ich-starke Persönlichkeit steht, merkt man auch bei Nelson daran, dass er sich Conny erst im Zustand fortgeschrittener Trunkenheit nähert: Der ökonomische »Macher«, der die Kräfte des Marktes zu seinem Vorteil zu kontrollieren vermag, hat offenbar Angst vor einem Kontrollverlust im Bereich des Sexuellen und verlegt sich deshalb nicht nur auf eine »handstreichartige« Überwältigung sozial unterlegener Frauen, sondern muss
sich selbst dafür noch Mut antrinken – und kann auf diese Weise natürlich selbst kein Glück empfinden („Harry klang nicht mehr glücklich“ (SiSt 28)). Das schlaffe Glied des nach dem kurzen ‚Akt‘ sofort eingeschlafenen Mannes ist ein Symbol seiner tieferen Impotenz.


Neben dem internen Problempotential, das die gewandelten Grundlagen, Rahmenbedingungen und Funktionen der Intimpartnerschaft mit sich bringen, stimmt Schulzes Roman jedoch auch insofern mit den soziologischen Analysen überein, als er darüber hinaus recht deutlich die

Vor allem handelt es sich um die auf beide Partner erweiterte Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt, der ja bekanntlich eine äußerst partnerschaftsfeindliche individuelle Mobilität und Flexibilität erzwinge und bei voller Berufstätigkeit bei weitem nicht genügend Zeit und Energie für Haushalt, Kinderaufzucht, Beziehungsarbeit und jene wichtigen sozialen Funktionen lässt, welche der Liebespartnerschaft im Laufe der Moderne zugewachsen sind:

Auch hier erscheinen – wie in Bezug auf die entscheidungsabhängigen Biographien der Einzelnen – gesellschaftliche Probleme als private, partnerschaftliche und müssen als solche gelöst werden. Dass Conny Schubert nur auf einem Kreuzfahrtschiff wieder Arbeit als Kellnerin findet, dürfte ihr die Aufnahme einer festen Liebesbeziehung ebenso stark erschweren wie Edgar Körner der Umstand, dass er nur als Fernfahrer der Arbeitslosigkeit entkommen kann – entsprechend verlegt er sich zur Befriedigung seiner intimeren sozialen Bedürfnisse auf Tramper- und Raststättenbekanntschaften, deren Ungenügen sich in der imaginären Liebe zu seiner früheren Lebenspartnerin spiegelt. Dass Renate Meurer nur in Stuttgart eine neue Arbeit findet, befördert immerhin den endgültigen Zerfall ihrer zwanzigjährigen Ehe, und obwohl Danny sich im konkreten Fall irrte, spricht sie offenbar eine geläufige Erfahrung aus, wenn sie über die Beziehung der aus beruflichen Gründen zugezogenen Lydia zu Patrick urteilt:

»Weißt du überhaupt noch, dass du eine Provinzliebe bist? Willst du wissen, was das heißt? Ich hab darüber nachgedacht. Das heißt schlicht und einfach: In Altenburg gabs nichts Besseres als dich. Du bist ihre Notlösung, ihr Notnagel gewesen. Man tut sich halt zusammen, weil man sonst überhaupt niemanden hat.« (SiSt 279)

Auch der Zwang zu solchem Pragmatismus um der notdürftigsten Bedürfnisbefriedigung willen ist Ausdruck der Unterordnung partnerschaftlicher Belange unter die Mobilitätzwänge des Arbeitsmarktes – jedenfalls in der Provinz. Und schließlich schafft dieser Mobilitätzwang auch im Falle von Martin Meurers Vertreterberuf für seine Ehe und Familie Belastungen und Konflikte,
die zu einer Entfremdung der Eheleute führen (und indirekt sogar für den Tod der Frau verantwortlich sind). Die flexiblen Arbeitszeiten, denen der Taxientreiber Raffael sein Ehe- und Familienleben unterordnen muss, führen zeitweilig gleichfalls in eine private Krise, während sie im Falle der Journalistin Danny ein intimes Beziehungsleben gänzlich unterbinden, so lange sie noch Arbeit hat.

Es ist allerdings bei weitem nicht nur der Mobilitäts- und Flexibilitätszwang, durch den die Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt die Intimpartnerschaften des Romans belastet. Es ist auch die besonders in wirtschaftlichen Krisenzeiten zu beobachtende Tendenz, diese Partnerschaften ökonomisch zu refunktionalisieren, die mit der inzwischen gewonnenen Autonomie und Eigenlogik dieses Handlungsbereiches in Konflikt gerät. Diese Tendenz begegnet im Roman in auffallender Häufigkeit: Renate Meurer verlässt ihren Mann nicht zuletzt deshalb, weil dieser sich einer engagierten Bewältigung der Wendefolgen verweigert, Andrea Meurer muss ihre eigenen Berufspläne zurückstellen, um ihren Mann bei seinen Selbstbehauptungsversuchen auf dem Arbeitsmarkt unterstützt, Barbara Holitzschek hält ihre Fahrerflucht auch deshalb geheim, um die politische Karriere ihres Mannes nicht zu gefährden, Raffaels Etablierung als Taxientreiber ist darauf angewiesen, dass seine Frau Petra neben ihrem Beruf als Lehrerin auch noch den Haushalt und die Kindererziehung voll übernimmt, Hanni wird in ihrem Wunsch enttäuscht, in Christian Beyer einen finanziell potenzen Mann gefunden zu haben und wird von diesem stattdessen für sein Unternehmen instrumentalisiert, und Dr. Reinhard sieht nur finanzielle Motive hinter der zwanzigjährigen Treue seiner Frau.

Eine solche Tendenz zur heteronomen Indienstnahme, welche die Entlastung der Partnerschaft von ökonomischen Funktionen zum Teil wieder rückgängig macht, ist von Soziologen tatsächlich gerade in Ostdeutschland als Reaktion auf den gewachsenen Problemdruck empirisch nachgewiesen worden. Im Zuge einer Unterordnung der lebensweltlichen Privatsphäre unter eine

Dass etwa zur Autonomie der ausdifferenzierten Intimpartnerschaft an konstitutiver Stelle auch die ökonomische Unabhängigkeit der Frau gehört, wird im Roman wie in der sozialen Wirklichkeit gerade dann spürbar, wenn wirtschaftliche Zwänge vorübergehend oder sogar längerfristig wieder eine traditionelle Aufgabenteilung erzwingen: Für Andrea Meurer wird die Erfahrung, plötzlich wieder von der ökonomischen Leistungsfähigkeit ihres Mannes abhängig zu sein, in einer akuten Krisensituation zur Ursache von ohnmächtiger Verzweiflung – erst am nächsten Tag besinnt sie sich auf die traditionelle Rolle der häuslichen Unterstützerin, die ihrem Mann auch seelisch den Rücken zu stärken bemüht ist (SiSt 41f).

Unter Bedingungen der Massenarbeitslosigkeit und der Verdrängung aus dem Arbeitsmarkt sind Frauen zwar freigesetzt von der Eheversorgung, aber nicht frei zu einer eigenständigen Sicherung durch Erwerbsarbeit. Dies bedeutet aber auch: sie sind nach wie vor zu einem großen Teil auf die ökonomische Sicherung durch den Mann angewiesen, die keine mehr ist. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 46)

Tatsächlich belegen Untersuchungen, „dass die ökonomischen Umstände selbst solche Beziehungen, die eigentlich einen modernen Lebensentwurf verfolgen, zum Umdenken zwingen: Nur jedes
zehnte Paar, das sich gleichberechtigte Verhältnisse vorgenommen hat, kann sie auch umsetzen“ (Schuldt 2004, 171).  


Was ihm dadurch verlorengegangen ist, verrät er im Telefonspräch mit seiner Frau, wo er ohne großen Erfolg bemüht ist, die erwerbsunabhängige Ebene emotionaler Nähe wiederherzustellen. Indem die geschlechtsspezifische Asymmetrie des Arbeitsmarktes die Eheleute in eine historisch überholte Rollenverteilung hineindrängt, gehen ihnen wichtige Errungenschaft der postpatriarchalischen Lebensgemeinschaft verloren: ein von wirtschaftlichen Funktionen entlasteter Freiraum für einen Gefühlsaustausch, nicht-instrumentelle, persönliche Kommunikation, ganzheitliche Identitätsbestätigung und Erotische Bedürfnisbefriedigung. Dies aber war, wie sich im Moment plötzlicher Bedrohung herausstellt, für Martin Meurer die eigentliche Sinngrundlage seiner Ehe. In dem Moment, wo die ökonomische Selbstbe-

235 Aus sozialpsychologischer Sicht dazu Giddens 1993, 164f.  
236 Gerade sein Versuch, durch die abfällige Titulierung seiner Waren als „Zeugs“ eine gemeinsame Distanz zu den ökonomischen Zwängen herzustellen, scheitert am Einspruch seiner Frau, die in ihrer neuen Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit ihres Mannes darauf dringen must, dass er seinen Job unter allen Umständen ernst nimmt. Ihr Zurückgeworfensein auf die Hausfrauenrolle rückt ihren Mann für sie in eine instrumentelle Rolle.  
hauptung das kommunikative Reservat der emotionalen Gemeinschaft zerfrisst, zerstört sie ihre eigene Motivationsgrundlage, weil wirkliches Glück nur hier möglich erscheint. In die gleiche Richtung wirkt der erhöhte innerfamiliäre Regelungs-, Planungs- und Organisationsbedarf, der durch die neuen Unsicherheiten des Arbeitsmarktes und des Umgangs mit der Bürokratie anfällt:


238 Vgl. auch a.a.O., 185: „Wenn es richtig ist, dass Liebe und Familie der gesellschaftliche Ort des Nicht ist: Nichtmarkt, Nichtkalkulation, Nichtzweckrationalität usw. Wenn es weiter richtig ist, dass dieses Nicht […] ein zentrales Nicht, ein modernes Nicht, ein Nicht [ist], das als Orientierungsmittel gerade in der enttraditionalisierten Privatsphä-
insofern durchaus auf ›Eigennutz‹ beruhen, als sie hauptsächlich die Funktion gegenseitiger Identitätsbestätigung erfüllen, sind die immanenten und außeninduzierten Schwierigkeiten, diese Funktion dauerhaft zu erfüllen, (wie wir sahen) tatsächlich nur dadurch zu überwinden, dass immer wieder Elemente der Identität zur Disposition gestellt werden.

Jedenfalls macht die angeführte Romanstelle noch einmal von anderer Seite her deutlich, dass das Liebesgefühl als letzte und einzige Grundlage einer dauerhaften Lebenspartnerschaft selbst keineswegs so autonom ist, wie die ›romantische‹ Auffassung behauptet. Hatten wir schon gesehen, dass die Entstehung und Fortdauer dieses Gefühls bei aller Irrationalität an die hinreichende Erfüllung jener Funktionen gebunden ist, welche die moderne Intimpartnerschaft in der heutigen Zeit angenommen hat, so wird bei näherem Hinsehen deutlich, dass die zentrale Basis der Partnerschaft, die Interpenetration der Weltbezüge, sich bei ihrer Tendenz zur Totalität natürlich auch auf das Verhalten außerhalb des Privatlebens beziehen muss. Bei aller Klarheit über die Rollenhaftigkeit dieses Verhaltens, die Unpersönlichkeit der Beziehungen und die wirksamen Sachzwänge ist es für Intimpartner trotz des besonderen Charakters ihrer sozialen Beziehung und ihrer Kommunikation nicht ohne weiteres möglich, ein Verhalten im Arbeitsleben oder im politisch-administrativen Bereich zu tolerieren, dass dem je eigenen Bild vom geliebten Partner widerspricht. Zugleich erhalten die Energie und die Sorge, welche in die ökonomische und administrative Sicherung der Partnerschaft investiert werden, unweigerlich einen Zeichencharakter für das emotionale Engagement der Partner, für die gefühlsmäßige Grundlage der Beziehung.

So ist es mitkonstitutiv für die Ehe der älteren Meurers, dass die Ehefrau das Verhalten ihres Mannes als Schulrektor gegenüber Dieter Schubert ebenso verteidigt wie die politische Initia-

Zwänge sowie durch und durch ökonomisierter Denk- und Anschauungsformen ist nicht nur die Autonomie der Liebesbeziehung eine Illusion, selbst der spezifische Code, mit dem Luhmann die Eigenständigkeit dieser Sozialform begründet, ist, wie wir sahen, ökonomisch geprägt.

Besonders auffällig ist dieser Zusammenhang bei Renate Meurer, weil sie eigentlich zu einer älteren, noch stärker von Traditionen geprägten Generation gehört: In all den Schwierigkeiten und Anfeindungen der Wende steht sie loyal zu ihrem Mann; aber seine Unfähigkeit, sich in den neuen Verhältnissen zu behaupten, lässt ihn dann doch bald in ihrer Achtung sinken, zumal sie nicht umhin kann, Vergleiche mit anderen Ex-Vertretern des DDR-Establishments zu ziehen: »Die anderen habens doch auch geschafft« (SiSt 222). Ihr zeitweiliger Chef Neugebauer zum Beispiel: „Der ist intelligent und hat sich reingekniet, aber richtig“ (SiSt 226). Für ihren Mann dagegen ist „Bewerbungen schreiben [...] unter seiner Würde. Überhaupt hatte ers plötzlich mit Würde und Stolz. Alle Formulare vom Sozialamt habe ich ausgefüllt“ (SiSt 227). Natürlich wirkt dies zunächst und vor allem, wie ich gezeigt habe, als Auseinanderentwicklung der Weltbezüge erodierend auf die emotionale Grundlage der Meurer’schen Ehe; aber als zusätzlicher Faktor wirkt doch merklich auch der Umstand, dass er mit seinen Neurosen im Haushalt immer mehr zur Last und schließlich zu einem gravierenden Störfaktor wird: »Ich bin seine Frau, keine Kindergärtnerin« (SiSt 230). Ohne pragmatische Erwägungen an die Stelle von Gefühlen treten zu lassen, sind diese in einer Weise an pragmatische Bedingungen gebunden, die selbst ihr Sohn Martin als anstößig empfindet: Die Ehe mit Ernst Meurer wird kurzerhand der Vergangenheit überantwortet („Vorbei ist vorbei“), jede eigene Verantwortung für dessen weiteres Leben abgelehnt und daher die Übernahme dieser Verantwortung durch die Nervenheilanstalt begrüßt (SiSt 230f).

Bei Hanni und Christian Beyer hatten wir schon gesehen, wie äußere wirtschaftliche und administrative Zwänge massiv ins Privatleben hineinwirken: Hannis Weigerung, die wirtschaftlichen Probleme Beyers als die eigenen zu akzeptieren, spricht zwar für ein Streben nach ökonomi-
scher Unabhängigkeit, aber die Spannungen, die von ihnen ausgelöst werden, deuten doch darauf hin, dass wirtschaftliche Potenz und administrative Durchsetzungsfähigkeit (zumindest auf einem Mindestniveau) durchaus regelmäßig zu den essentiellen Selektionsprinzipien des Begehrens gehören – zumal die weiterhin wirksamen Vorstellungen männlichen Rollenverhaltens ohnehin in diese Richtung weisen. Insofern widerspricht auch Beyers Entgegenkommen gegenüber dem Immobilienmakler jenem Bild eines ‚Machers‘, der in der alltäglichen Lebensbewältigung immer die Initiative behält, und erst recht gilt dies, als er sich schließlich in eine Situation hineinmanövriert, in der er einem Vertreter der Bürokratie vollkommen ausgeliefert ist. Ganz ähnlich hatte schon der ökonomische Erfolg Nelsons keinen geringen Anteil an seiner Attraktivität für Conny, und Maiks Versagen bei der Selbstdarstellung als großzügiger Finanzier gemeinsamer Reisen ist offenkundig mitverantwortlich für das Scheitern seiner Verbindung mit Jenny, während Dieter Schuberts und Edgars finanzielle Großzügigkeit ihre Attraktivität als ‚Geschichtenerzähler‘ zumindest unterstützen. Wenn Dr. Reinhard hingegen die entscheidende Rolle des Geldes als Basis seiner Ehe beklagt, verdeckt er damit nur, dass er die finanzielle Abhängigkeit seiner Frau schamlos ausgenutzt hat, um sie als Kostenfaktor niedrig zu halten – eine eher traditionelle Methode, die Kooperationszwänge einer Intimpartnerschaft ökonomisch zu funktionalisieren.

Das extremste Beispiel einer solchen Funktionalisierung steht im Mittelpunkt des 23. Kapitels, wo Beyer angesichts massiver administrativer Probleme seiner Partnerin Hanni eine aktive Mitwirkung an deren Bewältigung andient, die in eklatanter Weise gerade die Intimität als das Privateste instrumentalisiert – eine partnerschaftliche Kooperation, die zur Aufrechterhaltung der gemeinsamen Existenzgrundlage ausgerechnet den Kern dessen zu opfern bereit ist, was den Wert der Intimpartnerschaft als kompensatorische Gegenwelt ausmacht. Dass Hanni nach einer kurzen Phase der Fassungslosigkeit zunächst auf Beyers Pläne eingeht, ist mit einer sarkastischen Resignation verbunden, welche diese Funktionalisierung zur systembedingten Normalität erklärt.
Diese Resignation aber geht derart an die Wurzeln der Beziehung, dass sie sich, wie wir sahen, auch unter Alkoholeinfluss nicht aufrechterhalten lässt – wenn sie überhaupt mehr als bloße Schauspielerei war.

Der Roman stellt also eine empirisch nachgewiesene Tendenz dar, als Reaktion auf den gewachsenen ökonomischen und bürokratischen Problemdruck die privaten Lebensgemeinschaften, ob ehelich oder nicht, für dessen Bewältigung zu funktionalisieren; er konzentriert sich aber vor allem auf solche Fälle, in denen deutlich wird, dass jede solche Funktionalisierung in paradoser Weise die Grundlagen der ausdifferenzierten Liebesbeziehung angreift, indem sie über partnerschaftliche Kooperationszwänge auch im Privatbereich instrumentelles, objektivierendes Handeln erzwingt, das dem funktionalen Sinn der Beziehung widerspricht, und systemspezifische Rollen stärkt, deren Einseitigkeit zwischen Paaren gerade in einer Ganzheitlichkeit aufgehoben werden soll. Wer sich dieser Tendenz nicht widersetzt, zahlt unweigerlich den Preis einer verminderten Beziehungsqualität, also einer mangelhaften Erfüllung jener Funktionen, auf deren Erfüllung sich die ausdifferenzierte Liebesbeziehung gerade spezialisiert hat – das ist auch empirisch nachgewiesen. Die funktionale Differenzierung als Entwicklungstendenz der Gegenwartsgesellschaft erweist sich damit als zutiefst widersprüchlich, weil die Kehrseite der autonomisier-ten Intimpartnerschaft in einer Verstärkung anonymer Abhängigkeiten von Markt und Bürokratie besteht, welche die ausdifferenzierten Funktionen der Partnerschaft behindern müssen – die Krisensituation im Ostdeutschland der Nachwendezeit bringt hier nur eine allgemeine Tendenz besonders deutlich zum Vorschein.

Will man zusammenfassen, in welchen Punkten die internen Wandlungen der Intimpartnerschaft im Roman mit denen der soziologischen Diagnose übereinstimmen, ergibt sich also vorläufig folgendes Bild: Das Personal von Simple Storys bestätigt zwar zunächst vor allem das erhöhte Konfliktpotential und die mangelnde Stabilität, welche die Soziologen im modernen Be-
jedenfalls nicht in unmittelbarer lebensweltlicher Kommunikation, sondern allenfalls in der vermittelten, sozial isolierten Form der literarischen Kommunikation.


Jedenfalls betont der Roman mit seinem ausgeprägten Krisenfokus, dass sowohl durch die verstärkte Abhängigkeit von diesen »systemfremden« Zwängen als auch durch die erhöhten Erwartungen an die Liebespartnerschaft deren Schwierigkeitsgrad erheblich zugenommen hat. So ist an den Kontroversen um „männliches“ Rollenverhalten gut erkennbar, dass die Erosion traditionsfester Verhaltensregeln und (geschlechtsspezifischer) Rollenzuweisungen nicht nur die Formen, Rollen und Regeln des Zusammenlebens entscheidungsabhängig gemacht, sondern auch die

Zugleich aber macht Schulzes Darstellung des Beziehungslebens im Einklang mit soziologischen Untersuchungsergebnissen deutlich, dass die Intimpersonen unter der Tendenz leiden, für die Bewältigung des erhöhten ökonomischen und bürokratischen Problemdrucks funktionalisiert zu werden: Viele der Schwierigkeiten, mit denen die Paare in *Simple Storys* zu kämpfen haben, ergeben sich aus der Strategie, als Solidargemeinschaft zur gegenseitigen Unterstützung bei der Durchsetzung beruflicher Ziele zu dienen – eine Strategie, die gerade auf Kosten des privaten Beziehungsglücks geht und ein heilloses Durcheinander von persönlicher und unpersönlicher Kommunikation entstehen lässt. Damit hebt der Roman eine Widersprüchlichkeit der gesellschaftlichen Entwicklung hervor, die in abgemilderter Form auch im Westen konstatiert worden ist: den Umstand nämlich, dass die Ausdifferenzierung der Intimpersonchaft als funktional
spezialisiertes Subsystem an eine verstärkte Abhängigkeit von anonymen Institutionen gebunden ist – eine Abhängigkeit, welche die Erfüllung der spezialisierten Funktionen durchaus behindert.

Ein harmonisches Zusammenleben ist unter solchen Bedingungen und bei so hohen Ansprüchen dauerhaft eigentlich nur dann vorstellbar, wenn die Bedürftigkeit der Partner nach gegenseitiger Bestätigung ihrer Identität und ihrer Weltbezüge eher gering ist, wenn die Partner entsprechend fest „in sich selbst ruhen“, ein entsprechend gemildertes Idealisierungsbedürfnis haben und so nicht nur relativ enttäuschungsresistent sind, sondern überhaupt nicht jede Abweichung vom eigenen Wunschbild als Enttäuschung erfahren, sondern in der Lage sind, auch die Schwächen und Fehler des Partners zu lieben. Einen Hinweis darauf findet man in Luhmanns Folgerung, dass die Partnerwahl sich in der Gegenwartsgesellschaft nicht mehr auf bestimmte erwünschte Eigenschaften der Partner stützen kann, sondern „in die Symbole des Kommunikationsmediums, in die Reflexivität der Liebe und in die Entwicklungsgeschichte eines Sozialsystems intimer Bindung verlagert“ wird (Luhmann 1994, 170). Ob und inwieweit sich dafür in der sozialen Realität Anzeichen finden lassen, ist schwer zu sagen; im Roman jedenfalls ist dies kaum der Fall: Danny lässt sich durch Edgars Liebe ebenso wenig davon abhalten, ihm wegen politischer und pädagogischer Meinungsverschiedenheiten den Laufpass zu geben, wie Patrick sich durch Dannys Verweis auf ihre Liebe und die Schönheiten der gemeinsamen Zeit davon abhalten lässt, zu Lydia zurückzukehren. Selbst Renate Meurer, die ihre zwanzigjährige Ehe mit Ernst ohne Abstriche als gelungen bezeichnet und noch aus seinem pathologischen Verhalten ablesen kann, wie wichtig sie ihm ist, zögert nicht lange, eine neue Beziehung einzugehen. Und auch Frank Holitzschek gelingt es weder durch Beteuerungen seiner Liebe und Treue noch durch den Appell an Zeiten gemeinsamen Glücks, seine Frau aus ihrer Verzweiflung herauszuholen. Die Figuren sind allesamt durch eine ausgeprägte Bedürftigkeit nach Bestätigung und kompensatorischer Verwirklichung von Glückshoffnungen geprägt, und dies entspricht ja auch der Logik
einer gesellschaftlichen Entwicklung, welche für solche Bedürfnisse und Hoffnungen außerhalb des Privatbereiches kaum noch Platz hat.


**H. Familie: Kinder und Alte**

Die Romandarstellung stimmt weitgehend mit der soziologischen Erkenntnis überein, dass als Folge der Enttraditionalisierung und Temporalisierung intimpersonalischer Lebensformen auch die familiären Beziehungen eine große Formenvielfalt ausgebildet haben: Obwohl die traditionelle „Kernfamilie“ noch 75% der Eltern-Kind-Gemeinschaften ausmacht, nehmen „Patch-


---

240 Vgl. Schuldt 2004, 159: „Rund 90 Prozent der jungen Erwachsenen in Deutschland, mehr als je zuvor, streben eine Partnerschaft und Nachwuchs an. Und zwei Drittel der Deutschen sind der Meinung, der Mensch brauche eine

Die Familie bildet heute einen Fels der Gewissheit in einer Brandung der Ungewissheit, eine emotionale Basis in einer immer undurchschaubarer werdenden Welt. Damit bietet die Gründung einer eigenen Familie die Chance auf etwas, was sonst eigentlich nur die Liebe bieten kann: die Garantie auf individuelle Selbstverwurzelung. So können eigene Kinder sogar vieles kompensieren, was im Leben schief läuft, von Verlustgefühlen bis zu gescheiterten Lebensentwürfen, und damit dem Ego Halt geben. Diese Ich-Stärkung ist heute die Hauptmotivation zum Kinderkriegen: Fast alle Eltern erhoffen sich von ihrem Nachwuchs Erfüllung im Alltag. (Schuldt 2004, 158f)

In den wenigen Passagen, in denen dieses Thema in die Darstellung eingeht, bestätigt Simple Stories allerdings die soziologische Erkenntnis, dass sich die Eltern-Kind-Beziehungen im Zuge des fortschreitenden Individualisierungsprozesses ebenfalls qualitativ verändert haben – und dabei durchaus schwieriger geworden sind.

Zum einen hat Elternschaft den Charakter einer sozialen Pflicht (sowie erst recht den einer ökonomischen Notwendigkeit) verloren und ist damit individuell entscheidungsabhängig geworden – zumal seit der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs. Stattdessen ist Elternschaft nun allein eine Form der Selbstverwirklichung, ein Element glücklichen, erfüllten Lebens geworden – im Prinzip ist heute jedes Kind ein Wunschkind (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 137-

---


Die Eltern agieren sogar als Filter des kindlichen Weltzuganges, wie Danny demonstriert, als Edgar im Beisein Tinos wiederholt Themen aufbringt, die sie einem Kind dieses Alters noch nicht zumuten zu können glaubt. Dabei ist im Falle der Masturbation anhand von Dannys Schamesröte eine erstaunliche Prüderie zu erkennen (SiSt 114); im Falle des Themas „tödlicher Un-
fall“ ist ihre Vorsicht bei Tinos Vorgeschichte jedoch mehr als verständlich – und Edgars Mangel an Sensibilität um so eklanter. Ihre »kindgerechte« Umdeutung entschärft die Zeitungsmeldung vom Elefanten, der seinen Wärter „zerquetscht“, um die kritischen Elemente Tod und Schuld:

»Haben sie den Elefanten erschossen?«
»Ach, Pfötchen! Er hat es doch nicht mit Absicht getan!«
»Und dann?«
»Der Pfleger wird im Krankenhaus gesund gemacht, bekommt Besuch von seiner Familie und den anderen Pflegern«, sagte Danny [...]. »Und wenn er wieder auf Arbeit kommt, begrüßt ihn Elefant Leo mit einem Blumenstrauß im Rüssel.« (SiSt 114f)

Eine ähnlich kontrafaktische Umdeutung liegt vor, wenn Danny auf eine entsprechende Frage ihres Neffen antwortet, „dass sie ihn schon geliebt hat, als er noch im Bauch seiner Mutter war“ (SiSt 116) – die Endlichkeit und Vergänglichkeit der Liebe ist eine Erfahrung, für die Tino (gerade nach dem Verlust seiner Mutter) wohl tatsächlich noch nicht reif ist.241 Durch derartige Filterungen der Wirklichkeit schaffen die Eltern einen Schutzraum vor traumatisierenden Erfahrungen, welche die entwicklungspsychologischen Verarbeitungsmöglichkeiten überfordern würden – ein Schutzraum, der stets bedroht ist durch den Einbruch einer nie ganz kontrollierbaren Realität (wie gerade Tinos Schicksal als Halbwaise zeigt), der aber auch eine effektive Zusammenarbeit der Eltern erfordert (die Edgar verweigert). Die Interpenetration der Weltbezüge beruht bei Eltern-Kind-Beziehungen also zu einem Gutteil darauf, dass sie den kindlichen Weltbezug überhaupt erst herstellen und dann in beträchtlichem Maße regulieren und dosieren.

Bei aller Partnerschaftlichkeit ist aber auch die Ausübung von Zwang bei einem verantwortungsbewussten Erziehungsverhalten unvermeidlich, und auch Danny weiß das: »Man muss Tino manchmal zu seinem Glück zwingen. Kinder brauchen feste Bahnen, in denen sie sich be-

---

241 Edgars Kritik, der solche Äußerungen offensichtlich für unangemessen hält und sie auf ein „ewig schlechtes Gewissen“ Dannys zurückführt, demonstriert noch einmal die Unterschiedlichkeit ihrer pädagogischen Auffassungen.
wegen können« (SiSt 273). Dieser populäre Grundsatz geht jedoch in den heutigen Erziehungsvorstellungen mit einer entschiedenen Ablehnung autoritärer Methoden einher. Demgegenüber ist ein dem Entwicklungsstand des Kindes entsprechendes Maß an Partnerschaftlichkeit schon eine Konsequenz des übergeordneten pädagogischen Zieles, es zu einem selbständigen, selbstbestimmten, kritikfähigen und verantwortungsvollen Menschen zu erziehen – ein emanzipatorisches Ideal, dass sich im Gefolge der 68er-Reformbestrebungen auf breiter Basis durchgesetzt hat. In diesem Geist verteidigt Danny gegenüber Edgar Körner die Entscheidung, den Hund Terry bereits vor dem endgültigen Umzug in die neue Wohnung zu bringen: »Es ist sein Hund, Eddi. Er muss für seinen Hund entscheiden, was gut ist und was nicht. Terry gewöhnt sich an die neue Umgebung, und wir haben hier Ruhe. Ich finds ne gute Idee« (SiSt 114). Trotz der gewährten Entscheidungsfreiheit hört man aber noch den elterlichen Vorbehalt der eigenen Zustimmung heraus.

Besonders in dem Kapitel „Kinder“ thematisiert der Roman auch die im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse veränderten Erziehungsmethoden. Danny führt als positives Leitbild das Künstlerhepaar Tom und Billi mit ihren Zwillingen an: Nachdem ein Rückfall in die Methoden der autoritären Erziehung – die Mutter ohrfeigt ihren Sohn für einen Ausbruch sadistischer Gewalt – nur zu einer weiteren Drehung der Gewaltspirale geführt hat, besinnen sich die Eltern schnell auf Erziehungsmethoden, die in ihrer leicht ironisierten Vorbildlichkeit dem gegenwärtigen Ideal entsprechen:

[…] nun haben sie Zettel gemalt und im Dorf an Bäume gezwackt, wer Herbert, den grünen Wellensittich, gesehen hätte. Billi hat den Kindern noch mal die Geschichte von Jesus erklärt, und Tom baute mit ihnen ein Vogelhäuschen, in das sie ihren Vorrat an Nägeln klopften. (SiSt 198)

darin überein, „dass an Tino viel gesündigt worden sei“ (SiSt 199), führen also die gegenwärtigen Verhaltensauffälligkeiten des Kindes auf Erziehungsfehler der jüngeren Meurers zurück, worin diese aber bestehen, ist durchaus strittig. Edgars Auffassung entspricht noch den traditionellen Maximen und Erklärungsmustern der autoritären Erziehung, die alle Probleme auf mangelnde Strenge zurückführen: „Weil sie ihn nach Strich und Faden verwöhnt haben“ (a.a.O.). Entsprechend versteht er Tinos Verhaltensauffälligkeiten als „Terror“ (SiSt 116). Obwohl Danny ihren entschiedenen Widerspruch nicht weiter ausführt, ist nach dem Vorangegangenen davon auszu- gehen, dass sie bei Martin Meurer eher die Unfähigkeit meint, sich auf die Welt des Kindes einzulassen, während sie bei Andrea Meurer etwa überprotektives Erziehungsverhalten kritisieren könnte.


Gerade die zunehmende Labilität der Intimpartnerschaft erhöht aber auf der anderen Seite die Bedeutung von Kindern:

Das Kind wird zur letzten verbliebenen, unaufkündbaren, unaustauschbaren Primärbeziehung. Partner kommen und gehen. Das Kind bleibt. Auf es richtet sich all das, was von der Partnerschaft herbeigesehnt, aber in ihr unauslebbar wird. Das Kind gewinnt mit dem Brüchigwerden der Beziehungen zwischen den Geschlechtern Monopolcharakter auf lebare Zweisamkeit, auf ein Ausleben der Gefühle im kreatürlichen Hin und Her, das sonst immer seltener und fragwürdiger wird. In ihm wird eine anachronistische Sozialerfahrung kultiviert und zelebriert, die mit dem Individualisierungsprozess gerade unwahrscheinlich und herbeigesehnt wird. (Beck und Beck-Gernsheim 1990, 55)²⁴²

Solche Motivationen können etwa bei Dannys Quasi-Adoption ihres Neffen angenommen werden – tatsächlich ist die Bindung an Tino ja dauerhafter als die Beziehungen zu Edgar und zu Patrick, und als sie von letzterem verlassen wird, tritt das Kind am Schluss geradezu als tröstender Ersatz

auf (SiSt 281). Auch hier steigt die Bedeutung des Kindes mit seinem Seltenheitswert, widerspricht also den sinkenden Geburtenzahlen keineswegs. Zugleich wird in dem obigen Zitat schon erkennbar, dass diese Aufwertung der Eltern-Kind-Beziehung die Gefahr einer Überlastung mit sich bringt, die nicht nur für die Eltern das Enttäuschungsrisiko wachsen lässt, sondern auch die Kinder überfordern kann (Beck und Beck-Gernsheim 1190, 80ff).


Es scheint, als ob das traumatische Verluste erlebnis des Kindes dazu geführt hat, dass es sich nun ängstlich an ein exklusives Verhältnis zu seiner Pflegemutter klammert, alle anderen Beziehungen ablehnt oder mit Eifersuchtsausbrüchen terrorisiert. Er versteckt Edgars Autoschlüssel im Eisfach und reagiert mit „blankem Hass“, als Edgar Tinos Hund streichelt (SiSt 116). Als Danny ihn für zwei Wochen bei seinem Vater unterbringen will, um einen Kurzurlaub mit Edgar zu machen, bekommt er einen Wutanfall und tritt nach ihr (SiSt 197). Über die Ursa-
chen derartiger Verhaltensstörungen besteht quer durch alle Bevölkerungsschichten Klarheit. Was die Journalistin Danny weiß – „wie wichtig gerade die ersten Jahre für das Kind seien, denn was hier misslinge, könne später nur mit riesigem Aufwand ausgebügelt werden“ (SiSt 198) – formuliert die Imbissverkäuferin Ute nur etwas salopper: „Wenn son Knirps erst mal nen Knacks weg hat, kannste dich eigentlich nur noch in Sicherheit bringen“ (SiSt 117).

Edgar kommt aber auch schon deshalb nicht als Ersatzvater in Frage, weil er sich nun seinerseits gegen das „schwierige“ Kind abschottet, wie er dies sinnbildlich mit dem großen Ohrensessel tut, den er beim Umzug „wie einen riesigen Helm auf dem Kopf“ trägt. Ihm ist die Zweisamkeit mit Danny wichtiger als das Kind, und so stellt er sich vor, „sie würde unter den Armlehnen hindurch zu ihm kommen, ihn mit beiden Händen an der Hüfte fassen. Sie würden sich küssen, ohne dass Tino es sähe – und dann langsam hin und her tanzen“ (SiSt 112). Es ist dabei kein Zufall, wenn Dannys Reaktion auf Edgars Anblick mit dem Sessel nicht nur auf das Möbel, sondern auch auf seinen Träger bezogen werden kann: „Eddi, mein Gott, dieses Monstrum!“ (a.a.O.).

In Schulzes Roman dominieren die aufgelösten und mit neuen Mitgliedern rekombinierten Familien – die sogenannten „Fortsetzungsfamilien“ (Beck-Gernsheim 1994, 131ff) –, und die Folgen dieser Instabilität werden durchweg als negativ markiert; das gilt schon für die älteren Meurers, deren Söhne unter der Republikflucht des Vaters sicher gelitten haben, zumal sie dadurch sozialen Repressionen ausgesetzt waren – Martin Meurers unüberwindbare Vorbehalte gegenüber seinem leiblichen Vater deuten ebenso darauf hin wie die knappe Erzählung der Mutter. Umgekehrt ist Hanni, die ihre Tochter nach der Scheidung von ihrem Mann alleine aufgezogen hat, nun vom Ergebnis zutiefst frustriert:

Sarah will jetzt zu ihrem Vater, mit sechzehn. Ich sehe sie sowieso nicht mehr, so gut wie nicht. Da kann sie auch zu ihm, muss ich mir keine Sorgen mehr machen. Jetzt steht er toll da, jetzt hat er sie, der Papa, und kann mit seiner Tochter prahlen. Als ich jede Nacht mit ihr zum Notarzt bin, wegen der Asthmaanfälle, da gabs weit und breit keinen Papa. Und gezahlt hat er nur, was er musste, da war er ganz klein und still. Und jetzt ruft das Kerlchen an. Sarah hat ne Woche geheult, und plötzlich will sie zu ihm und raucht wie ein Schlot. (SiSt 87)


Wenn man die materiellen Versorgungsprobleme, die Kinder oder die gemeinsam erlebte Biographie ins Zentrum stellt, wird sofort klar, dass noch nicht einmal rechtlich die Ehe mit der Scheidung aufhört, vielmehr in eine neue Phase der nachehelichen »Trennungsehe« umschlägt. In dieser Phase treffen die Geschiedenen
auf Dimensionen und Schichten ihrer Beziehung, die der Trennung nicht zugänglich sind. (a.a.O., 194)

Dies gilt in ähnlicher Weise für die Eltern-Kind-Beziehung:

Elternschaft ist spaltbar, aber nicht kündbar. Nach der Scheidung leben Vater und Mutter getrennt, bleiben aber Eltern und müssen ihre fortbestehende Elternrolle nun über die Trennung und Konflikte hinweg neu aushandeln und ausfüllen. Die Familie gliedert sich also in die Ehe, die geschieden werden kann, und eine nacheheliche Elternschaft, die in Mutterschaft und Vaterschaft zerfällt. (a.a.O., 195)

Besonders deutlich illustriert Schulzes Roman den soziologisch nachgewiesenen Trend, dass auch im familiären Sozialkapital angesichts wirtschaftlicher Krisenphasen und nachlassender sozialer Sicherheit ein Ausgleich gesucht wird, der finanzielle Unterstützung und Hilfeleistungen aller Art einschließt – zumal die Familie in der mobilen Gesellschaft nicht mehr an einen einzigen Haushalt gebunden ist (Schuldt 2004, 175; Meyer 2006, 349).

Je großmaschiger die staatlichen Sozialnetze werden, umso attraktiver wird das private Unterstützungsnetzwerk Familie. Das Verwandtschaftsnetz beruht auf unauflösbaren Blutsbanden und bietet Hilfe in jeder Lebenslage, von Kinderbetreuung über Haushaltsführung bis hin zur Invalidenversorgung. (Schuldt 2004, 158)

Das trifft besonders auf den Osten nach der Wende zu (Keiser 1995, 176f; Meyer 2006, 349 u. 355f): „Alle Befragten suchten in der Wendezeit enge Verbindungen zur eigenen Partnerschaft und/oder zur eigenen Herkunftsfamilie und den Familien von Partnern“ (Struck 2000, 207). So auch im Roman: das jüngere Ehepaar Meurer erhält sowohl finanzielle Unterstützung von den älteren Meurers als auch Hilfe bei der Kinderbetreuung, die auf die Schwägerin Danny übertragen wird, als diese die Erziehung übernimmt243 – und es ist sicher kein Zufall, dass Martin Meu-

---

rer nach dem Unfalltod seiner Frau trotz der belastenden Vergangenheit den Kontakt zu seinem leiblichen Vater sucht und auch seinen Stiefvater trotz seiner psychischen Probleme nicht einfach den medizinischen Institutionen überlassen will.


...

durch die Arbeitslosigkeit (Keiser 1995, 178; Geißler 2006, 325f): „Einmal aus dem Erwerb aus- 
geschieden, sind es vor allem sie, die Diskriminierungen ausgesetzt sind [...]“. Eine Rückkehr in 
die Erwerbsarbeit ist auch dann erschwert, wenn sichere Betreuungsarrangements für die Kinder 
bestehen. Für sie entwickelt sich Familie von einer aktiven Ressource vor der Wende zu einer 
Bürde nach der Wende“ (Struck 2000, 207). Im Roman sind die Frauen aber (wie erwähnt) 
durch die Arbeitslosigkeit nicht stärker bedroht als die Männer, und die sonst häufig begegnende 
»Lösung« der Teilzeitarbeit bleibt außerhalb der Darstellung.

Schließlich hat die Refunktionalisierung der Familie analog zur derjenigen der Intimpart- 
nerschaft auch eine qualitative Veränderung familiärer Beziehungen zur Folge, bei der emotion- 
ale und persönlich-identitätsbezogene Bedürfnisse auf der Strecke bleiben, denn auch hier geht 
die Tendenz weg von innerer Verbundenheiten hin zu äußerlicher, zweckgerichteter Kooperation 
zur Durchsetzung beruflicher Ziele (Keiser 1995, 181; Struck 2000, 216). „Berufsverläufe, Ge- 
burtsverhalten und auch die Aussagen zu Partnerschaft, Freundschaft und Staat formieren sich zu 
einem Bild zielgerichteten nüchternen Handelns in einem berufsbibliographisch verengten Hand- 
lungsraum“ (Struck 2000, 217). Dass die Betroffenheit vieler Eltern von Arbeitslosigkeit bzw. die 
Sorge um die Erhaltung des Arbeitsplatzes auch die Familienatmosphäre trüben und die gewach- 
senen beruflichen und schulischen Leistungs- und Mobilitätsanforderungen den familiären Alltag 
hektischer und stressiger machen (Keiser 1995, 180f), ist in Schulzes Text jedenfalls kaum zu 
erkennen. Ob der Umzug von Hannis Tochter zu ihrem Vater und das distanzierte Verhältnis des

---

244 Ähnlich Schuldt 2004, 168: „Wer das Abenteuer »Kinder und Karriere« dennoch wagt, hat, zumindest in Deutschland, mit schlechten Rahmenbedingungen zu kämpfen. Bis heute gibt es hierzulande wenig ganztägige Kinderbetreuungsplätze, deren Öffnungszeiten den Arbeitszeiten angepasst sind. Viele Mütter sind schon deshalb genö- 
tigt, Teilzeitjobs anzunehmen. Powerfrauen, die Beruf und Familie vereinen, gehören daher tendenziell zur Schicht der Privilegierten, die sich einen Ganztagsbabysitter leisten können. Wer dagegen den Berufsausstieg auf Zeit wagt, 
begibt sich oft auf einen Weg ohne Wiederkehr. Von den 400000 Frauen, die jährlich in Elternzeit gehen, kehrt nur 
die Hälfte in den Beruf zurück.“ (Angaben nach Bundesministerium für Familie, Soziales, Frauen und Jugend 
www.bmfsfj.de).
Taxiunternehmers Raffael zu seinem halbwüchsigen Sohn in diesen Kausalzusammenhang einzuzuordnen sind, muss dahingestellt bleiben – es könnte ebenso pubertätsspezifische Gründe haben.


Diese unterschiedliche Handhabung des Generationenverhältnisses entspricht einem soziologisch bestätigten Wandel im Wesen verwandtschaftlicher Beziehungen: Sie können heute mitsamt ihren gegenseitigen Verbindlichkeiten nicht mehr als gegeben vorausgesetzt werden,
sondern müssen ausgehandelt, „erarbeitet“ und gepflegt werden (Giddens 1993, 110). Genau hier liegen Dr. Reinhards Versäumnisse; denn er hatte das Vertrauen seiner Söhne durch seine eigenmächtige Flucht in den Westen schwer geschädigt. Entsprechend ist auch Martins Verhalten seinem Stiefvater gegenüber nicht so sehr von einer traditionellen Fürsorgepflicht bestimmt – wie seine Mutter impliziert, wenn sie von „Steinzeitgroßfamilie“ spricht (SiSt 234) –, sondern ganz im Sinne der Soziologen von einem substanziell besseren, gewachsenen Verhältnis (Giddens 1993, 111), wie es sich trotz des „Rauswurfs“ während Montagsdemonstrationen in seiner zwanzigjährigen beständigen Vaterrolle, seiner finanziellen und logistischen Unterstützung von Martins Familie sowie dem regelmäßigen Schachspielen zeigt. „Der entscheidende Faktor scheint das zu sein, was man als ›historisch entstandene Verbindlichkeiten‹ beschreiben könnte“ (a.a.O.).

Auch Barbara Holitzschek macht sich Sorgen darum, dass sie sich vielleicht bald um ihre alternde Mutter kümmern muss. Wenn sie sich jedoch brieflich erkundigen will, was sie zu Weihnachten vorhat, so nur deshalb, weil sie selbst nicht zur Verfügung steht: „Wir wollen nach Teneriffa, bis zur zweiten Januarwoche“ (SiSt 89). Hier scheint ähnlich wie bei Renate Meurer durch, dass Alte und Pflegebedürftige für die Berufstätigen vorwiegend eine Last bedeuten – nicht nur, weil ihre Pflege im Gegensatz zu einem Kind keinerlei (oder lediglich negativen) „Erlebnis“- und „Selbstverwirklichungswert“ besitzt, sondern weil sie wegen der verbreiteten Berufstätigkeit beider Partner und den erhöhten Flexibilitätsanforderungen im Berufsleben auch schwieriger geworden ist. Von der Pflichtethik, die vormals eine Pflege gebot, sind nur noch Restbestände übrig, während die Qualität der menschlichen Beziehung zwischen alten Eltern und erwachsenen Kindern zwar ein neues Gewicht erhalten hat, aber bei dem gewachsenen Druck des Berufslebens nicht allein entscheidend ist – insofern mag aus den Gedanken Barbara Holitzschek auch eine emotionale Distanz zu ihrer Mutter sprechen, aber es ist nicht ohne Bedeutung, dass sie einen anspruchsvollen Vollzeitjob hat, während der ›sozialere‹ Martin Meurer arbeitslos

Insgesamt wird also trotz eines eindeutigen Schwerpunktes auf den Intimbeziehungen auch im Roman immerhin andeutungsweise erkennbar, was die Soziologen empirisch nachgewiesen haben: Es ist nicht nur die Intimpartnerschaft im engeren Sinne, sondern der gesamte Bereich des Privaten und Familiären, der einer tiefgreifenden Enttraditionalisierung und Individualisierung unterzogen worden ist, so dass Formen, Regeln und Dauer familiärer Beziehungen pluralisiert, entscheidungsabhängig gemacht und in „riskante Chancen“ (Beck) verwandelt wurden. Dabei gründet sich die gleichbleibend hohe Attraktivität auch hier auf veränderte Motive von immaterieller Problematik: Familie ist Selbstverwirklichung und daher von der tatsächlichen Qualität der Verwandtschaftsbeziehungen abhängig, ohne doch den Anforderungen moderner Erlebnisrationalität immer genügen zu können. Zugleich ist es auch dieser gesamte Bereich, der zu einer pri-

\[245\] Man bemerkt dies nur an einem Detail, nämlich an einem Schildchen, das an den Topflappen befestigt ist; auf ihm steht: „Dr. Hans Reinhard, Haus C, Zimmer 209“ (SiSt 110).
vilegierten Sphäre geworden ist, in dem die Auswirkungen der veränderten ökonomischen und bürokratischen Strukturen ausgetragen und bewältigt werden müssen.

Die sozialstrukturelle Modernisierung der Lebenslagen stößt innerhalb der Familien sichtbar aufeinander. Hier sind die Strukturveränderungen der Erwerbsformen subjektiv sinnhaft zu verarbeiten, nicht zuletzt im Umgang der Generationen miteinander. Denn die Lebensweise des Alltags ist in die unmittelbaren sozialen Beziehungen von Individuen und Gruppen eingebettet. (Weymann 2000, 30)

I. Wertewandel, Welt- und Menschenbild


Aber auch wenn man den Einfluss der aktuellen Krisensituation „abzurechnen“ versucht, bestätigt der Roman Ingleharts These in ihrer plakativen Teleologie nicht – schon gar nicht im Hinblick auf die Abfolge der Generationen: Martin Meurers verantwortungsbewusste Haltung gegenüber seinem hospitalisierten Stiefvater zeigt noch einen deutlichen Einfluss von Pflicht- und Akzeptanzwerten, während seine Mutter in der Durchsetzung ihrer Selbstentfaltungsziele weitaus bedenkenloser ist. Die junge Journalistin Danny nimmt sich mit einem erheblichen Quantum an Selbstlosigkeit ihres Neffen Tino an und zeigt in ihrem Beruf ebenso wie ihr Freund Patrick einen beträchtlichen Idealismus, wohingegen die älteren Herren Peter Bertram und Dieter Schubert in

\textsuperscript{246} Vgl. etwa Klages 1984, Klages 2001 und Noelle-Neumann und Petersen 2001, 16.

Wo sich die Romanfiguren selbst äußern, diagnostizieren sie dennoch im Sinne von Elisabeth Noelle-Neumann vorwiegend einen spürbaren Werteverfall (1978/1987), der allerdings weder auf den gewachsenen Wohlstand noch auf 1968 und die Folgen zurückgeführt wird, sondern auf den Zusammenbruch der DDR und die „Verwestlichung“ der ostdeutschen Gesellschaft nach der Wende. Das passt allerdings zu der Auffassung Noelle-Neumans, dass der bundesrepublika-

Der egoistische Materialismus und die soziale Gleichgültigkeit, die hier beklagt werden, haben mit Hedonismus allerdings nicht viel zu tun; sie richten sich in erster Linie auf Selbstbehauptung und sind deutlich als Reaktion auf die ökonomische Krisensituation und den institutionellen Wandel erkennbar; sie ähneln darin einer Einstellung, die sich in der alten Bundesrepublik bereits in der Rezessionsphase der 80er Jahre mit ihrer neoliberalen Restrukturierung verbreitet hatte (Heitmeyer 1994, 387) und sich nun im Sinne einer „nachholenden Modernisierung“ auch in den neuen Bundesländern verbreitet. Zudem zeigt gerade die im Kontext dieser Äußerung geführte Diskussion um die Verstrickung Ernst Meurers in DDR-Unrecht die Fadenscheinigkeit des amtlichen DDR-Humanismus und die Fragwürdigkeit seiner verordneten Solidarität wie seines politischen Engagements. Renate Meurers apologetisches Vergangenheitsverhältnis macht die Kontrastfolie einer solidarischen DDR-Gesellschaft als Idealisierung durchschaubar.

In eine ähnliche Kerbe schlägt die Neurologin Dr. Holitzschek, die in einer Konversation über Tiere räsoniert: „Die sind wie Menschen, die Tiere [...]. Die kann man genauso enttäuschen. Und untereinander sind sie auch so, egoistisch und rücksichtslos. [...] Alles ist Egoismus“ (SiSt

Besonders häufig wird die kulturpessimistische Auffassung von einem „Werteverfall“ im Zusammenhang mit einer zunehmenden Gewaltbereitschaft geäußert. So sagt Lydia zu ihrem Freund Patrick, nachdem sie von einem „Verrückten“ auf der nächtlichen Autobahn verfolgt worden sind: „Das Wunder ist doch […], dass nicht ständig einer über den anderen herfällt“ (SiSt 70). Impliziert wird dabei allerdings, dass der Hobbes’sche Kampf aller gegen alle unter den herrschenden Verhältnissen gerade ›kein Wunder‹ wäre, sondern nur allzu verständlich – der ge-

Am deutlichsten zeigt sich das Gewaltproblem am Aufkommen neuer radikaler Randgruppen der Gesellschaft. Die Journalistin Danny beschreibt, wie sich die Stadt Altenburg in ein Schlachtfeld „zwischen Faschos und Punks, Skins und Redskins, Punks und Skins“ verwandelt:

An den Wochenenden rückt Verstärkung an, aus Gera, Halle oder Leipzig-Connewitz, und wer in der Überzahl ist, jagt die anderen. Es geht immer um Vergeltung. (SiSt 30)


247 Es handelt sich um ein durch Plattenbauten geprägtes Viertel im Südwesten der Stadt, in dem die sozialen Probleme besonders gravierend sind.

nehmungs- und Deutungsmustern haben auch die meisten Romanfiguren trotz ihres überdurchschnittlichen Bildungsniveaus zu kämpfen.

So ist es nicht verwunderlich, dass gerade Jugendliche, die damit beschäftigt sind, sich die Welt anzueignen, auf die plötzliche Umpolung ihrer eben erst erworbenen Weltsicht aggressiv reagieren. Stellvertretend für die ratlose Gesellschaft, die sie umgibt, unternehmen sie es in »Bandenkriegen« die Präferenzen neu zu definieren und versuchen sich auf diese Weise zu beweisen, dass sie jeweils auf der richtigen Seite (der falschen Unterscheidung) stehen. Sie transformieren damit die allgemeine Orientierungslosigkeit in einen sichtbaren symbolischen Konflikt. (Lehmann 2006, 98)

Die Gewaltbereitschaft geht jedoch weit über solche gesellschaftlichen Randgruppen hinaus: Ernst Meurers gestische Brotmesser-Attacke auf virtuelle Rumänen (SiSt 72) und sein Warnschuss aus einer Gaspistole im Treppenhaus (SiSt 230) sind ebenso wie das Herumfuchtern des über Dannys Redaktion wohnenden alten Mannes mit einem Beil (SiSt 37f) Abwehrreaktionen zutiefst verunsicherter Menschen. Der Fahrer des Wagens, der Edgar und Danny nachts auf der Autobahn verfolgt und rammt, handelt dagegen offenbar aus purer Lust daran, anderen Angst einzujagen, ist also ein weiterer Fall von „erlebnisorientierter“, „reflexiver“ Gewalt, bei der „das Agieren auf das Gefühl der Gewalt selbst bezogen ist“ (Heitmeyer 1994, 385). Das gilt auch für den Ex-Lehrer Peter Bertram, der die Lust an der Gewalt, kombiniert mit dem Sexualtrieb, im Schreiben sadomasochistischer Geschichten auslebt (SiSt 36f) – Geschichten, die auch seinen Angelkumpan Dieter Schubert (wenngleich nicht ohne Reste von Schamgefühl) faszinieren (SiSt 154f). Dagegen, dass es sich hier bloß um Phantasien handelt, spricht nicht nur, dass Schubert eine von ihnen seiner „Miet-Freundin“ Jenny vorliest (SiSt 269), dagegen spricht auch Bertrams späterer Versuch, seinen Kollegen Pit Meurer zu einer gemeinsamen Vergewaltigung der betrunkenen Hanni zu überreden: „Weißt du, wie sie früher gemacht haben, im Krieg? Das Kleid übern


Die Romandarstellung widerspricht also der allzu optimistischen Auffassung Richard Münchs, die moralische Urteilskraft der deutschen Bevölkerung habe sich analog zum Stufenmodell Kohlbergs (1969) von der präkonventionellen Stufe des utilitaristischen Gebens und Nehmens über die konventionelle Stufe der legalistischen Einhaltung der Ordnung hinaus zur postkonventionellen Stufe entwickelt, auf der das Handeln durch universale Prinzipien begründet werde, so dass die Rolle von Herkunft und Zugehörigkeit, von partikularen Solidaritäten und unreflektierten Ge-

439

Das gilt etwa für Peter Bertram: Obwohl das Vergewaltigungsverbot nun sicherlich zum Kernbestand jeder noch so „minimalen“ Moral gehört, bezieht er sich zur Begründung auf den Umstand, dass Hanni zu betrunken ist, um sich später noch an die Vergewaltigung zu erinnern – so dass die äußere Sanktionsdrohung von Schande und Strafe außer Kraft gesetzt ist. Das bestätigt zugleich, was Blinkert aufgezeigt hat: „Kein Kontroll- und Sanktionsapparat kann auf Dauer die Sanktionswahrscheinlichkeiten und –intensitäten auf einem so hohen Niveau halten, dass Regelverletzungen allein dadurch verhindert werden, dass sie beim Normaladressaten als zu kostspielig gelten“248. Bei geringem Risiko ist die Versuchung groß, seine eigenen Bedürfnisse und Interessen rücksichtslos durchzusetzen. Der Bezug Bertrams auf den Krieg ist hier vielsagend: Er lebt offenbar in dem Gefühl, dass auch in seiner Zeit die humanen Grundwerte außer Kraft ge-

---

treten sind. Tatsächlich dürfte dies aber wohl nur für Bertram gelten; Pit Meurer hätte sich vermutlich an einer Konkretisierung der Pläne nicht mehr beteiligt.

Bei aller Evidenz einer verbreiteten moralischen Verunsicherung lässt Schulze jedoch insgesamt gesehen nur wenige Figuren auftreten, welche die These von einem allgemeinen Werteverfall stützen könnten; die rechtsradikalen Gewalttäter bleiben im Hintergrund, und Beispiele echter Gewissenlosigkeit begegnen kaum; ›unmoralisches‹ Verhalten steht häufig im Kontext ökonomischer Zwänge wie im Falle Raffaels und Beyers, findet unter Alkoholeinfluss statt wie bei Harry Nelson – oder in Situationen psychischer Überlastung wie bei Martin Meurer. In den meisten Fällen ist auch (zumindest nachträglich) durchaus ein deutliches Schuldgefühl zu erken-

nen; damit stützt der Roman die alltägliche Erfahrung, dass erhebliche Reste moralischer Innen-
lenkung auch gegenwärtig noch zur charakterlichen Ausstattung gewöhnlicher Menschen gehören und ein vollständiger Übergang zur Außenlenkung nur selten anzutreffen ist. Das tatsächliche Verhalten der Romanfiguren bestätigt vielmehr die vermittelnde Auffassung von Klages, dass der Wertewandel seiner Haupttendenz nach in einer neuen Wertsynthese zwischen Pflicht- und Ak-

Andererseits muss man berücksichtigen, dass die ethischen Vorstellungen der Lebenswelt in der Öffentlichkeit eine große Rolle spielen, so dass Manager, Juristen und Wissenschaftler, vor allem aber Politiker immer wieder gezwungen sind, ihre Entscheidungen (wenigstens nach außen hin) als „Subpolitik“ vor dieser Alltagsmoral zu rechtfertigen (Münch 1991, 89f u. 100ff; Beck 1986, 303ff). Innerhalb dieser Lebensweltlichen Moralvorstellungen gibt es immerhin einen gewissen Basiskonsens, der sich an Grundwerten wie Gerechtigkeit, Chancengleichheit, freier Selbstentfaltung, Eigentum, körperlicher Unversehrtheit etc. orientiert; es lässt sich sogar argumentieren, dass die öffentliche Sensibilität im Hinblick auf diese Minimalmoral gewachsen ist,

Dass die fundamentalen ethischen Prinzipien jedenfalls ihre Geltung mitnichten völlig verloren haben, zeigt das Motiv der Schuld, das den ganzen Roman durchzieht. Es kommt (vielleicht mit Ausnahme Peter Bertrams) praktisch nie vor, dass gegen fundamentale ethische Prinzipien verstoßen wird, ohne dass sich Schuldgefühle oder doch zumindest Anzeichen dafür einstellen. Was allerdings in diesem Roman auffällt, ist die verbreitete Unfähigkeit, Schuld einzustehen und für sie die Verantwortung zu übernehmen. Das entspricht der soziologischen Erkenntnis, dass auch die Schuld von dem neuen Individualisierungsschub nicht unberührt geblieben ist: Sie hat ihren Zusammenhang mit Bekenntnis/Geständnis und Sühne, also ihre Rolle als kommunikativer Verarbeitungsmodus dysfunktionaler Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft weitgehend aus der Lebenswelt an das Rechtssystem abgegeben und ist ansonsten nur noch ein psychisches Problem, mit dem der Einzelne allein zurecht kommen muss (wenn er nicht therapeutische oder seelsorgerische Hilfe unbeteiligter Profis in Anspruch nimmt). Im Roman hat dies zur Folge, dass eine Bewältigung bzw. Überwindung der Schuldgefühle regelmäßig misslingt. 249 Dies gilt etwa für Ernst Meurer, der seine Schuld als Handlanger des DDR-Regimes nicht anerkennen will 250 und darin auch von seiner Frau bestärkt wird – dessen Verhalten jedoch ständig von einem unterdrückten Schuldgefühl gezeichnet ist, bis dieses ihn in eine Art Verfolgungswahn treibt. Die Versuche, sich von Schuld mit Geld „freizukaufen“, hatte ich bereits erwähnt.

---

249: Das gilt in weiterem Sinne auch für Martin Meurer, der die Schuldgefühle gegenüber seiner verunglückten Frau nicht wirklich sühnen kann, eben weil sie tot ist.
250: Er kann dies schon deshalb nicht, weil nach der Wende eine Zeitungskampagne gegen ihn geführt wird, während andere Parteifunktionäre ungeschoren davonkommen.
Die wichtigste Figur in diesem Zusammenhang ist sicher Barbara Holitzschek, die am Tod einer Radfahrerin beteiligt ist und Fahrerflucht begeht. Es gelingt ihr nicht, diese Schuld zu verdrängen, sie wird von Albträumen geplagt und leidet unter Schlaflosigkeit. Ihr wiederkehrender Albtraum ist für den Leser, der den realen Hintergrund inzwischen kennt, in seiner Plakativität nur allzu leicht zu entziffern: Der schreiende Mann mit blutigen Händen, der nach ihr greift, ist Martin Meurer, der Ehemann der Verunglückten, und die imaginierten Bestrafungen sind zugleich Ausdruck ihres Schuldgefühls und des Wunsches, es endlich durch Sühne abbauen zu können. In diesem Fall projiziert sie den Impuls zur Fahrerflucht sogar auf ihren Ehemann: „Und du hast behauptet, das macht nichts, so was passiert halt [...]. Wenn wir uns beeilen, hast du gesagt, merkt es niemand“ (SiSt 181). Dass das „Auge der anderen“ fehlt, lässt auch hier ganz im Sinne des außenorientierten „Radar-Typs“ den Impuls aufkommen, sich entgegen fundamentaler ethischer Prinzipien der Verantwortung für das eigene Tun zu entziehen. Die Stärke des nachfolgenden Schuldgefühls aber zeigt überdeutlich, dass der moralische „Kompass“ des innengeleiteten Menschen durchaus noch vorhanden ist, so dass hier zwei Instanzen ihrer Persönlichkeit im Streit miteinander liegen.

Die kaum verschlüsselte Nähe von Traum und Realität macht einige von Barbaras Aussagen sogar zu mehr oder weniger direkten Formulierungen ihres schuldbeladenen Lebensgefühls: „Du liegst da, stierst an die Decke, die Zeit vergeht nicht oder so langsam, dass es nicht der Rede wert ist, und dabei ist die Zeit der einzige Unterschied, der dir noch einfällt, das Einzige, was Tod und Leben noch voneinander trennt“ (SiSt 182). Unter der Bürde der Schuld erscheint ihr das Leben wie ein Tod, sie ist in leblose, katatonische Angststarre verfallen und unfähig geworden, irgendetwas zu genießen – auch die Zärtlichkeiten ihres Mannes gleiten an ihr ab, sein Körper und sein Atem wird sogar als beschwerlich und störend empfunden (SiSt 89). Gleichzeitig ist sie von einem gesteigerten Vergänglichkeitsgefühl beherrscht: „Ich rechne mein Alter um in Kat-

Trotz ihrer inneren Not ist Barbara Holitzschek auch im Wachzustand nicht in der Lage, ihre Schuld auf sich zu nehmen und Buße zu leisten, wenngleich sie ihrem Mann mit ihren Träumen überdeutliche Zeichen gibt; das höchste der Gefühle ist ein geflüstertes Geständnis ins Ohr des Schlafenden (SiSt 90). Die Angst vor der Scham erweist sich als größer als die Angst vor der Schuld. Das ursprüngliche Motiv der Neurologin wird von Lydia Schumacher recht prägnant zusammengefasst: „Lydia sagte, dass sie Babs verstehen kann [...] wenn man schon jemanden tot gefahren hat, wenn sowieso nichts mehr zu retten ist, muss man sich ja nicht auch noch selbst das Leben ruinieren“ (SiSt 192). Hinzu kommt noch die Rücksichtnahme auf ihren Mann: „Wer wählt dich dann noch, mit so einer Frau?“ (SiSt 187). Diese rational kalkulierende Denkweise ignoriert jedoch einen wichtigen Aspekt des Schuldbegriffs, der nichts mit einer Gewinn- und Verlustrechnung zu tun hat, den Umstand nämlich, dass Strafe nicht einfach nur ein Schadensausgleich, sondern als „Sühne“ ein ritueller gesellschaftlicher Ausgleich ist, der auch der psychologischen Entlastung des Täters vom Schuldgefühl dient – gerade da, wo eine „Wiedergutmachung“ gar nicht möglich ist.

Hier zeigt sich, dass auch die Befolgung oder Nichtbefolgung von ethischen Normen in höherem Maße als früher individuell entscheidungsabhängig und zugleich systemabhängig geworden ist. Ob – und wenn ja wie streng – eine Norm einzuhalten ist, muss vom Einzelnen in jeder Situation neu und nach differierenden, ja oft sogar konfligierenden Wert- und Normsyste-


Was Verunsicherung auslöst, ist also nicht so sehr der „Werteverfall“, sondern die (in diesem Ausmaß) ungewohnte Notwendigkeit, über die praktische Anwendung der Werte – und im Fall eines Wertekonflikts über ihre Hierarchie – in schwer vergleichbaren Situationen einer hochdifferenzierten Gesellschaft immer wieder selbst entscheiden und die Folgen selbst verantworten zu müssen. Dass sich unter den Romanfiguren ein allgemeines Misstrauen und eine teilweise paranoide Existenzangst ausbreitet, ist sicherlich zum Teil dieser Verunsicherung geschuldet, aber es sind erst die plötzliche Unsicherheit und Fremdheit der ökonomischen und bürokratischen Lebensgrundlagen nach der Wende sowie die Gewalt, die von den Verlierern dieser Entwicklung ausgeht, welche jener Verunsicherung ihre existenzielle Intensität verleihen. Als latentes Gefühl haftet diese Angst an dem geheimnisvollen Ticken, das in Martin Meurers neuer Wohnung zu hören ist (Kap. 21). Das Geräusch wird von ihm selbst in aufschlussreicher Weise gedeutet: „Wie ein Zeitzünder, wie ’ne Bombe“ (SiSt 208). Auch der Vermieter „hatte immer Angst, dass der Alte, der Hausmeister, daß der mal alles in die Luft sprengt“ (SiSt 209). Das Ticken repräsentiert also neben dem latenten Vergänglichkeitsempfinden das untergründige Gefühl der Bedrohung, das Martin bei der Einrichtung der neuen Wohnung begleitet – ein halbverdrängtes Wissen, dass all die Vorteile dieser Wohnung, die er so stolz präsentiert, keine wirkliche Lebenssicherheit und
keine Verwurzelung bieten können, sondern allenfalls den Schein davon. Drastischer begegnet die Existenzangst in einer nächtlichen Unterhaltung zwischen Marianne Schubert und Pit Meurer:

Wir [...] sprachen über Ängste und dass sich viele Leute im Dunkeln nicht mehr auf die Straße trauen, was schon an Hysterie grenzt.

»Man muss sich ja nur mal die Wohnungstüren ansehen«, sagte ich, »Was die jetzt alle für Schlösser haben.«

»Wenn ich abends noch allein im Möbelhaus bin«, begann sie, »krieg ich neues auch. Wahrscheinlich ist es jetzt nur noch ein Westsicherheitsschloss, kein Hindernis und beschuldigt sie, ihm schon zwei Monatsrenten gestohlen zu haben, „außerdem die neue Hose und seine braunen Sandalen“ (SiSt 38).²⁵¹

Ihr Wunsch nach einer Pistole wird abgelehnt, weil sie auf die Frage einer Psychologin, wohin sie im Ernstfall schießen würde, sofort Herz und Kopf angibt (SiSt 252). Auch Hannis Reaktion darauf, dass Christian Beyer in New York einen „wildfremden“ Makler in die Wohnung lässt, ist von diesem ängstlichen Misstrauen geprägt (SiSt 174f). Der alte Mann im Haus von Dannys Redaktion hat dieses tief sitzende Gefühl, seinen Mitmenschen alles zuzutrauen, bereits bis zum offenen Wahn kultiviert: Er sieht in der Journalistin eine „Meisterdiebin“, „eine, für die selbst ein Westschloss, ein neues Westsicherheitsschloss, kein Hindernis ist“ und beschuldigt sie, ihm schon zwei Monatsrenten gestohlen zu haben, „außerdem die neue Hose und seine braunen Sandalen“ (SiSt 38).²⁵¹

Die Pluralität und Widersprüchlichkeit der ethischen Maßstäbe manifestiert sich nach dem Ende der ideologisch gleichgeschalteten DDR-Medien besonders drastisch in der mediengesteuerten Öffentlichkeit – zumal hier nun nicht nur Grenzen zwischen richtig und falsch, sondern auch die zwischen wahr und unwahr ihre Schärfe verloren hatten. Diese Entwertung vormaligen

²⁵¹ Erstaunlich ist, dass die DDR-spezifische Unsicherheit der Stasi-Bespitzelung und der willkürlichen Verhaftungen nicht oder weniger als Bedrohung empfunden wurde – wahrscheinlich weil es dagegen immer das Mittel der Anpassung, der politischen Konformität gab, während die nun aufbrechende Gewalt unberechenbar erscheint.
**III. Zusammenfassung der Ergebnisse**

Ingo Schulzes Roman präsentiert – soviel ist erkennbar geworden – ein Bild von der Gesellschaft Ostdeutschlands nach der Wende, das in vielem erstaunlich genau den aktuellen Ergebnissen der soziologischen Forschung entspricht, zugleich aber – wie jeder literarische Text – eine Selektion vornimmt, die teilweise durch die Besonderheiten der narrativen Fiktion als Medium, teilweise durch die Konkurrenzbeziehung zu den nichtliterarischen Massenmedien zu erklären ist, teilweise aber auch als Ausdruck einer spezifisch künstlerischen Intention verstanden werden kann. Außergewöhnlichstes Selektionsprinzip ist die Konzentration auf Krisenerscheinungen, die dem Roman jenen gesellschaftlichen Problembezug gibt, der für die gesellschaftliche Funktion von Literatur-als-Kunst bereits vorab als zentral angenommen wurde.

Da der Text reine Darstellung ist und kaum diskursive Elemente enthält, präsentiert er die gesellschaftliche Wirklichkeit auf der Mikro-Ebene von Alltagserscheinungen; soweit es auf dieser Ebene möglich ist, stellt er exemplarisch auch erzählerische Verbindungen her, besonders zwischen den gewandelten ökonomischen Verhältnissen und den unmittelbaren sozialen Beziehungen in Ehe, Partnerschaft und Familie (Verbindungen, die dem Problemfokus gemäß fast ausschließlich negativer Art sind). Größere Zusammenhänge hingegen, die nur abstrakt bzw. diskursiv darstellbar sind oder größere Raum-Zeit-Kontinuen erzählerisch abdecken müssten (wie der soziale Roman des 19. Jahrhunderts dies tut), bleiben schon wegen der kleinteiligen, diskontinuierlichen Form des Textes außerhalb der Darstellung. Die dargestellten Alltagsphänomene bieten jedoch durchaus ein signifikantes Anschauungsmaterial für einige zentrale Thesen der Soziologen, ja man kann sogar sagen, dass sie einen ausgeprägt exemplarischen Charakter besitzen und insofern von gewissen soziologischen Kenntnissen und besonders von einer guten Beobachtungs-
gabe mit einem Sinn für das Typische zeugen, auch wenn die Figuren nie zu Schablonen geraten. Vor allem aber zeigt sich hier ein ausgeprägter Wille zum sozialen Realismus, was in unserem Sinne vor allem bedeutet, dass der Text enge Bezüge zum bestehenden kulturellen Wissen über die Gesellschaft aufweist. Das gilt auch über die ostdeutsche Provinz hinaus, denn die dortige Transformationsgesellschaft holt nur im Zeitraffer nach, was in Westdeutschland Jahrzehnte gebraucht hat. Zum exemplarischen Charakter der Figuren und ihrer Verhaltensweisen trägt bei, dass der Autor sich auf den unspektakulären Alltag von Durchschnittsmenschen konzentriert hat, also vorwiegend auf Mittelschichtangehörige einer Kleinstadt im Erwerbsalter.


Als eine besondere Stärke des Romans als Medium sozialer Erfahrungen hat sich erwiesen, dass hier über die empirischen, in Daten- und Fakten fassbaren Verhältnisse hinaus in besonderer Weise auch die kulturellen Wahrnehmungs-, Wertungs- und Interpretationsschemata the-
matisiert werden können, die das soziale Verhalten der Menschen leiten. Schulzes Roman macht besonders deutlich, dass die Schwierigkeiten von Menschen, mit einem rapiden gesellschaftlichen Wandel fertig zu werden, nicht nur den praktischen Übergang von alten zu neuen ökonomischen und administrativen Verhältnissen sowie die Gewöhnung an neue soziale Beziehungsmuster betreffen, sondern zu einem erheblichen Teil in den Orientierungsschwierigkeiten bestehen, welche durch die unauglich gewordenen alten kulturellen Erfahrungsmuster, Welt- und Menschenbilder bedingt sind; auch hier erzwingt der soziale Wandel Anpassungsleistungen, welche die Grundlagen der bisherigen Identität mindestens eben so sehr in Frage stellen wie die umgewählten Macht- und Besitzverhältnisse – zumal das Tempo der Veränderungen die Lernfähigkeit der meisten Menschen überfordern muss.


Mit den Massenmedien fehlen auch jene Bereiche der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die hauptsächlich durch deren Vermittlung ins Bewusstsein der Menschen gelangen – vor allem die Sphäre der Politik, die Ereignisgeschichte des Vereinigungsprozesses mit ihren gerade auch wirtschaftlich folgenreichen Entscheidungen, die fortbestehenden ökologischen Probleme – aber auch die Massenkultur der Zeit, die Werbung und mit ihr ein Großteil der zeitgenössischen Warenwelt. Des Weiteren kommt das soziale Spektrum im Romanpersonal nur sehr selektiv zur Darstellung,
so dass auch die Gesellschaftsstruktur als Ganze sich dem Blick des Lesers entzieht. Zwar entspricht die Unmöglichkeit, Klassenstrukturen, und die Schwierigkeit, Schichtstrukturen zu erkennen, dem soziologischen Befund für die nachindustrielle Gesellschaft, aber durch die Konzentration auf Mittelschichtangehörige wird das Thema der wachsenden sozialen Ungleichheit von Lebenschancen und –risiken von vornherein aus der fiktiven Romanwelt ausgeschlossen. In auffälligem Kontrast zur massenmedialen ‚Kapitalismuskritik‘ geht es nicht um die ‚Ungerechtigkeit‘ der Ressourcenverteilung und die dadurch bedingte Ungleichheit der Lebenschancen, um die unverhältnismäßigen Gewinne der Reichen und die besonderen Härten der Armen und Randgruppen, sondern um die unspektakulären Alltagsprobleme der breiten Masse mit dem System. Darin liegt durchaus eine Vermeidung von Vordergründigkeit zugunsten dessen, was nicht nur die Mehrheit der Menschen wirklich betrifft, sondern auch tiefer in die Problematic des Systems eindringt.

Indem jedoch zur Einengung des sozialen Spektrums noch eine weitgehende Aussparung des Freizeitverhaltens und der kulturellen wie politischen Präferenzen hinzukommt, wird auch der Aspekt des ‚Lebensstils‘ derart rudimentär repräsentiert, dass das Figurenpersonal des Romans in keiner Weise dem aktuellen Bild einer ‚Milieugesellschaft‘ entspricht, wie es Soziologen für die neunziger Jahre herausgearbeitet haben. Einerseits konzentriert sich Schulze (zumindest inhaltlich) auf eine traditionelle Vorstellung vom ‚Wesentlichen‘, von unmittelbaren sozialen Beziehungen sowie materiellen und institutionellen Zwängen, das die medienvermittelte und alltagsästhetische Ebene wie etwas ‚Unwesentliches‘ beiseite lässt, andererseits bleibt auf diese Weise die soziologisch konstruierte Struktur der Gegenwartsgesellschaft überhaupt undeutlich. Daher wird auch die soziale Identität der Figuren meist nur vage erkennbar. Sie erscheinen als Individuen, die neben ihren Intimpartnern und Familien keinen größeren sozialen Gruppen oder kulturellen Milieus angehören und die als Individuen, Partner und Familienmitglieder direkt den


Neben dem Privat- und Intimbereich konzentriert sich der Roman in zweiter Linie auf den Bereich des Arbeitslebens – und setzt beide in eine mehr oder weniger unvermittelte Beziehung. Auf diese Weise werden die Abhängigkeiten des Partnerschafts- und Familienlebens von ihrer ökonomischen Grundlage deutlich, auch die Gründe, warum die Figuren ihre Selbstverwirklichung nicht im Beruf, sondern fast ausschließlich im Privatleben suchen; vor allem aber werden die Auswirkungen in den Mittelpunkt gestellt, die das neue Wirtschaftssystem auf Partnerschaft und Familie hat – verstärkt, wenn nicht erst verursacht durch Selbst- und Weltbilder, die den sozialen Veränderungen hinterherhinken, aber durch sie bereits verunsichert worden sind. Dabei entspricht die Darstellung ganz der soziologischen Erkenntnis Becks und Bourdieus, dass nach dem Zerfall der gesellschaftlichen Großgruppen im Zuge der Individualisierung Partnerschaft und
Familie zu einem Handlungsfeld geworden sind, auf dem äußere gesellschaftliche Systemwidersprüche ausgetragen werden müssen.

der Transformationsgesellschaft (noch) eher als Belastung und Risiko denn als Chance empfun-
den.

Demgegenüber treten die positiven Leistungen der Marktwirtschaft stark in den Hinter-
grund. Die Warenwelt wird zwar durch die vielen eingestreuten Produktnamen als allgegenwärtig
dargestellt, aber die Rolle des Konsums für die Bedürfnisbefriedigung und die darin liegenden
Kompensationsmöglichkeiten entsprechen nicht annähernd dem Bild von der Wirklichkeit, das
Soziologen ermittelt haben. In den wenigen Fällen, wo der Konsum in der Darstellung eine Rolle
spielt, wird seine Erlebnisorientierung und deren erhöhtes Enttäuschungsrisko betont. Das zeigt,
dass es sich hierbei nicht nur um eine Aussparung handelt, welche die Allgegenwart der Werbe-
und Warenwelt voraussetzen kann, ohne mit ihr in Konkurrenz treten zu müssen; sondern darin
kommt offenkundig auch eine konsumkritische Haltung des Autors zum Ausdruck, die von der
Auffassung ausgeht, dass die von der Werbung suggerierten Befriedigungen und Identitätsver-
sprechen keine Nachhaltigkeit besitzen – der Roman vermittelt hier den Eindruck einer durchge-
henden Desillusionierung, ohne darauf einzugehen, dass jene mangelnde Nachhaltigkeit den
Konsum nachweislich noch zusätzlich anheizt. Jedenfalls entsteht der Eindruck, dass die erhöhten
Schwierigkeiten des Erwerbslebens keine angemessene Belohnung in einer größeren Konsum-
freude finden. Selbst die erheblichen Transferleistungen, die über das staatliche Sozialsystem
auch bei Arbeitslosigkeit meist ein relativ sicheres Leben gewährleisten, werden im Roman nir-
gendwo gewürdigt – das geschieht allerdings in anderen Medien zur Genüge, und Literatur ist
hier offenkundig nicht zur ›Ausgewogenheit‹ verpflichtet.

Trotzdem fällt auf, dass unter den Figuren und Erzähern kein Widerstand gegen die neu-
en Verhältnisse zu spüren ist, erst recht kein Bemühen, gemeinsam etwas gegen sie zu unterneh-
men; selbst kritische Äußerungen sind äußerst selten. Dabei konnten wir ebenfalls Übereinstim-
mung mit den soziologischen Analysen feststellen. Stattdessen erfahren die betroffenen Figuren

Obwohl in Schulzes Roman die Orientierungsprobleme, die erheblich gewachsenen Schwierigkeiten und die besonderen Risiken in der Auseinandersetzung mit dem neuen Wirtschaftssystem ebenso plastisch hervortreten wie in der Auseinandersetzung mit dem neuen staatlichen Institutionensystem und auch scheiternde Figuren nicht fehlen, muss nun allerdings festgehalten werden, dass Schulze doch in deutlicher Mehrheit Figuren darstellt, die sich mit bewundernswürder Hartnäckigkeit und trotz wiederholter Niederlagen in den neuen Verhältnissen wirtschaftlich irgendwie behaupten können und auch die damit verbundenen psychischen Belastungen auszuhalten und zu verarbeiten vermögen. Obwohl sie unter den Bedingungen vollständiger Individualisierung zumeist weitgehend auf sich selbst zurückgeworfen sind, stellen sie sich er-

255 Eine solche Kälte und Entfremdung hat es selbstverständlich auch schon in der DDR gegeben; es war allerdings eine andere Art davon. In dem totalitären Staat kümmerte man sich zwar mehr um seinen Nächsten, aber dies war zugleich eine Form sozialer Kontrolle; die Fürsorge des Staats zeigte diese Ambivalenz noch ausgeprägter. In der Gesellschaft der Bundesrepublik ist der Staat gegenüber den Bürgern ebenso gleichgültig wie es diese gegenüber dem Nächsten sind, dafür neigen aber auch beide weniger zu Kontrolle und Bevormundung. Diese ungewohnte Form der sozialen Kälte und Entfremdung war es, die sie für die ehemaligen DDR-Bürger deutlicher spürbar werden ließ.
staunlich schnell auf die neue Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt und von einem fremdartigen staatlichen Verwaltungssystem ein und finden sich in dessen Regeln, bringen ohne viel zu klagen die gesteigerte berufliche Flexibilität auf, überwinden den Bruch in ihrer Erwerbsbiographie, überbrücken Phasen der Arbeitslosigkeit, ertragen die gestiegene Unsicherheit ihrer neuen Beschäftigungen ebenso wie deren Härten und Sinndefizite, entwickeln auch im Umgang mit der Bürokratie die erforderliche Initiative und bewältigen die Anfechtungen ihrer Identität, die aus all diesem Anpassungsdruck hervorgehen – kurz: sie verarbeiten individuell und persönlich gesellschaftliche Übergangsprobleme, Krisensymptome und Systemwidersprüche.


So kommt es, dass der gesellschaftliche Umbruch zwar auf der Ebene der ökonomischen Selbstbehauptung von den Romanfiguren leidlich bewältigt werden kann, dass dafür jedoch im privaten, lebensweltlichen Bereich ein hoher Preis gezahlt wird. Gerade dort macht Schulze die negativen Auswirkungen des Transformationsprozesses sichtbar und wählt damit eine subtile, indirekte Darstellungsweise, die Vordergründigkeiten zu vermeiden trachtet. Der Leser wird vor
allem mit den wissenschaftlich bestätigten Auswirkungen konfrontiert, welche der Transformati-
onsprozess sowie die damit verbundene Unsicherheit, der Anpassungsdruck und Verlust der be-
ruftlichen Identität im Beziehungs- und Familienleben haben: Indem ökonomische Kriseneffekte
als persönliches Versagen erscheinen, werden sie zum Gegenstand wechselseitiger Enttäuschun-
gen und persönlicher Konflikte, zumal eine klare Trennung zwischen ökonomischem System und
privater Lebenswelt sich im Weltbild der Ostdeutschen noch nicht durchgesetzt hat und die öko-
nomische Krisensituation eine Funktionalisierung des Privaten (zum Schaden seiner psychosozi-
alen Ausgleichsfunktion) erforderlich zu machen scheint. Schuldgefühle und angegriffenes
Selbstbewusstsein schlagen sich in Dünnhäutigkeit und Vertrauensverlusten nieder. Es findet eine
Konfliktverschiebung in die Lebenswelt statt, die zu Desintegrationerscheinungen auf der Mik-
ro-Ebene führt – eine Darstellung, die mit den Erkenntnissen der Sozialpsychologen weitgehend
übereinstimmt. Dass gesellschaftliche Krisen als individuelle erfahren werden, reproduziert also
einerseits den herrschenden Schein, für den sensiblen Leser aber fungiert das alltägliche Privatle-
ben der Figuren dadurch umgekehrt als ein Feld von Symptomen, an dem sich die gesamtgesell-
schaftlichen Probleme ablesen lassen. Die Romandarstellung illustriert die soziologische Auffas-
sung, dass die spezialisierte Ausdifferenzierung der Liebespartnerschaft und der Familie für die
Funktion ganzheitlicher, emotionaler Kommunikation und intimer Interaktion durch eine ver-
stärkte Abhängigkeit von einem partnerschafts- und familienfeindlichen Wirtschaftssystem und
den staatlichen Institutionen verbunden ist, welche ihr Funktionieren beeinträchtigt und die Men-
schen daher unter Mangelerscheinungen bei Identität, Orientierungsfähigkeit und Sinn leiden
lässt. Dennoch ist die Romandarstellung mehr als bloße Illustration soziologischer Erkenntnisse:
Sie bezieht nicht nur die sinnlich-konkrete und die subjektive Dimension mit ein – das tut auch
die Reportage –, sondern geht außerdem über die bestehenden Wahrnehmungs- und Deutungs-
schemata des kulturellen Basiswissens hinaus.

461
vereinigung einer durchgehenden Ernüchterung gewichen, aber man ist ganz damit beschäftigt, sich in pragmatischer Anpassung über Wasser zu halten und dabei wenigstens das private Glück nicht aus den Augen zu verlieren.

Die kritische Perspektive des Romans zeigt sich eher indirekt über die Darstellung der weitgehenden Erfolglosigkeit der Figuren bei ihrem harten Glücksstreben im Bereich des Privaten. Viel ausgeprägter als dem soziologischen Kenntnisstand zufolge liegt für das Romanpersonal in der Intimpartnerschaft und der Familie die einzige verbliebene Sinnquelle. Um so schwerer wiegt, dass der Krisenfokus des Romans gerade hier am ausgeprägtesten ist; obwohl es hier und da an einem kleinen Hoffnungsschimmer nicht fehlt, kann doch im Unterschied zur materiellen Lebensbewältigung keine Rede davon sein, dass sich die Mehrheit der Romanfiguren halbwegs ›durchzuschlagen‹ vermögt – hier sind selbst vorläufige Erfolge die Ausnahme. Die Ursachen, die der Text erkennen lässt, liegen aber nur zum Teil in den negativen Auswirkungen des Wirtschafts- und Verwaltungssystems; zu einem anderen Teil gründen sie im gewandelten Charakter der Intim- und Familienbeziehungen selbst, wie er sich durch Enttraditionalisierung und Individualisierung ausgeprägt hat.

Obwohl gelingendes Beziehungsglück in Simple Storys nirgendwo dargestellt wird, zeigt sich doch an der Art der Krisenerscheinungen ex negativo, dass Ehe, Familie und andere Lebensgemeinschaften ihre Basis ganz im Sinne des soziologischen Erkenntnisstandes verändert haben: Sie sind von traditionellen Normvorstellungen weitgehend unabhängig, daher jederzeit kündbar und als letzte Form intensiver sozialer Gemeinschaft vollständig vom individuellen Bedürfnis nach diesseitigem Glück abhängig geworden – ein Bedürfnis, das sich letztlich nur im Liebesgefühl selbst beglaubigen lässt, sich aber tendenziell auf die wechselseitige Inkorporation aller individuellen Lebensbezüge durch eine Kommunikation richtet, in der alles von persönlicher Bedeutung ist. Dieser neuen Basis ist beim fortgeschrittenen Stand der Individualisierung, bei der weit-
gehenden Entscheidungsabhängigkeit der Biographien und dem entsprechend hohen internen Regelungsbedarf sehr anspruchsvoll; dass Abstriche dennoch nur begrenzt gemacht werden, stimmt mit der soziologischen Einsicht überein, dass es sich hier um unabweisbare Bedürfnisse handelt, die anderswo keine (hinreichende) Befriedigung finden. Als Folge sind die Intimpartnerchaften sehr viel labiler und flüchtiger geworden, so dass sie in der Regel nur noch bestimmte Lebensabschnitte abdecken, obwohl der Wunsch nach Dauer fortbesteht. Im Roman sind Partnerwechsel sogar noch deutlich häufiger als in der sozialstatistischen ‚Wirklichkeit‘.


Die inhaltlich-mimetischen Selektionsprinzipien von Simple Storys leisten zunächst eine Strukturierung, welche die Komplexität der Erfahrungswelt erheblich reduziert und in ein (trotz hohen Anspruchsniveaus) überschaubareres fiktionales Modell einfügt: Die Vielfalt möglicher

Damit lassen sich schon an dieser Stelle vorläufig erste Folgerungen im Hinblick auf die Funktion der Gegenwartsliteratur ziehen: Das fiktive Modell von Simple Storys ermöglicht in seiner reduzierten Komplexität Einsichten in bestimmte gesellschaftliche Strukturen und Zusammenhänge sowie deren Sinnpotential, die in der unmittelbaren Erfahrung des Lesers wegen der Überkomplexität der Realität und der durch Gewöhnung ›normalisierten‹ Einstellung nicht mög- lich wären, sondern außerhalb der Literatur auf die elaborierten Methoden der Wissenschaft angewiesen sind. Zwar bleibt der epistemologische Gehalt gegenüber den diskursiven Texten der Soziologie in Umfang und Komplexität defizitär, dafür verbleibt der literarische Text jedoch in

Zugleich führt Schulzes Roman schon durch seine inhaltliche Selektivität in einen Erfahrungsmodus ein, der sowohl über die Grenzen der ›natürlichen‹, gleichaufmerksamen Einstellung als auch über die Grenzen des massenmedialen Erfahrungsmodus (die gegenwärtig immer stärker konvergieren) hinausführt: Die unmittelbare kommunikative Gesellschaftlichkeit ohne die täglichen Informationen, Surrogate und virtuellen Elemente der audiovisuellen Medien als Zentrum und einzige Sinnquelle des Lebens zu erfahren, stellt eine erhebliche ›Verfremdung‹ dar – ebenso wie die direkte Unterwerfung dieser reduzierten Lebenswelt unter die Abhängigkeit von einem unkalkulierbaren Arbeitsmarkt (und in zweiter Linie von einer ebenso unkalkulierbaren Verwaltung). Diese Verfremdung ist zugleich eine ungewohnte Akzentuierung, welche die Bedeutung von Aspekten hervorhebt, die sonst von der Vielfalt des Aufmerksamkeitsheischenden relativiert wird – hier wird einer Dimension des Lebens problematisierende und nach Sinn fragende Aufmerksamkeit zuteil, die sonst höchstens am Rande Eingang in die Medien findet. Dabei ist entscheidend, dass nicht nur das faktisch-empirische Alltagsverhalten thematisiert wird, sondern auch die kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, welche die subjektive Verarbeitung der Alltagserfahrungen leiten und das eigene Alltagshandeln orientieren. Der literarische Text macht damit erfahrbar, was gewöhnlich der Erfahrung vorausgeht, macht bewusst, was gewöhnlich vorbewusst bleibt. Seine inhaltliche Selektivität erweitert damit nicht nur die Selektivität des alltäglichen und medialen Erfahrungsmodus und ergänzt sie gerade heute um ein wichtiges Ge-
genstück, sie ermöglicht vielmehr auch eine kritische (Selbst-) Distanz, die für eine selbstbestimmte Lebensgestaltung in der Moderne schon immer bedeutsam war und in der Spät- oder Postmoderne zwar schwieriger, aber gerade deshalb womöglich noch wichtiger geworden ist. All diese Funktionen der Literatur sind keineswegs neu; es ist jedoch angesichts weitreichender Zweifel an einer gesellschaftlichen Funktion der Literatur sehr wohl von Bedeutung, dass sie auch von den Texten der Gegenwartsliteratur unter erschwerten Bedingungen noch – oder wieder – erfüllt werden (können).

Auf der anderen Seite bestätigt die bisherige Untersuchung von Schulzes Text unsere Vermutung, dass manche der früher herausgearbeiteten Funktionen moderner Literatur von Gegenwartsromanen nur noch eingeschränkt erfüllt werden (können). So trifft Schulze mit den Auswahlprinzipien dieses Textes zwar zweifellos repräsentative Aspekte der Realität, denn in vielerlei Hinsicht kann die kleine fiktive Welt der thüringischen Provinz in ihrer weitgehenden Reduktion auf einen zentralen inneren Gegensatz für weitere Bereiche der Erfahrungswelt stehen. Allerdings wird im Blick auf die inhaltlichen Aussparungen auch hinreichend deutlich, dass *Simple Storys* – wie alle postmodernen Romane – nicht mehr den Anspruch erhebt, in modellhaft verdichteter Form das Ganze der Erfahrungswirklichkeit zu repräsentieren; besonders die Aussparung der Medienwelt und der von ihr beherrschten öffentlichen Sphäre, aber auch die bewusste Vernachlässigung der sozialen Ungleichheit und der kulturellen Grundeinstellungen, wie sie auch von den Soziologen für ein wesentliches Strukturierungsprinzip aktueller Gesellschaften gehalten werden, lassen bei aller realistischen „Welthaltigkeit“ des Romans keinen anderen Schluss zu. Als Deutungsmodell der Wirklichkeit deckt er nur noch Teile von ihr ab – auch wenn es sich um durchaus wichtige Teile handelt. Er beschränkt sich dabei tendenziell auf solche Teile, die von den Massenmedien vernachlässigt oder – in Bezug auf die kulturellen Bedürfnisse – nicht in allen wichtigen Aspekten dargestellt werden. Selbst wenn man den Schwerpunkt auf den ge-
stalteten Erfahrungsmodus und nicht so sehr auf inhaltliche Repräsentativität legen wollte, müssten derart einschneidende Aussparungen erhebliche Mängel an dessen Verbindlichkeit wecken.

Eine andere Funktion der inhaltlichen Selektion kann dagegen durchaus als traditionell modern gelten, nämlich die kritische: Wie so viele Werke der literarischen Tradition legt die ausgeprägte Konzentration der Darstellung auf Krisenphänomene den Finger auf die Probleme und Defizite und vermeidet, durch die Darstellung funktionierender und befriedigender Sozialbeziehungen implizit legitimatorisch wirken oder auch nur Lösungen vorschlagen zu wollen – allerdings tut Schulzes Roman dies nicht wie die Massenmedien durch das Aufgreifen des Außergewöhnlichen und Skandalösen, sondern, wie Literatur zumeist, durch die genaue Darstellung des Alltäglichen. Es gibt hier zwar kein literarisches ›Engagement‹ im engeren Sinne, aber auch durchaus keinen völligen Verzicht auf die Induzierung kritischen Bewusstseins. Dahinter kann die Absicht angenommen werden, kreatives lösungsorientiertes Denken, ja sogar ein entsprechendes Engagement anzuregen, ohne den Leser zu bevormunden oder sich auch nur die Kompetenz anzumaßen, ein funktionierendes ›Rezept‹ zu besitzen – auf diese Möglichkeit verzichtet die ernstzunehmende Gegenwartsliteratur nach dem endgültigen Kollaps der großen Weltanschauungen durchweg, zumal sie in dieser Hinsicht kaum mit dem Journalismus, der gesellschafts- und kulturkritischen Essayistik sowie einer entsprechenden Soziologie konkurrieren kann. Der Fokus auf Durchschnittsmenschen und deren alltägliche, unspektakuläre Krisenphänomene opfert zugleich das oberflächlich ›Interessante‹ dem massenhaft Relevanten. Zwar wird ein identifizierbarer politischer oder weltanschaulicher Standpunkt vermieden, zumal die soziale Ungleichheit außerhalb des Darstellungsfokus liegt und die ›Arbeitgeber‹ ebenso als Täter und Opfer gezeigt werden wie die ›Arbeitnehmer‹, aber ursächliche Zusammenhänge werden durchaus nahegelegt. Durch die selektive Darstellung des Krisenhaften impliziert der Roman nun zwischen Ökonomie und Privatsphäre ganz überwiegend negative, schädigende Beziehungen: Die

Vordergründig erfüllt die inhaltliche Selektivität der Romanfiktion erklärtermaßen auch eine apologetische Funktion: Der pragmatische Realismus der meisten Figuren und ihr hartnäckiger, durchaus nicht ganz erfolgloser Selbstbehauptungswille widersprechen dem (westdeutschen) Vorurteil vom unselbständigen, autoritätshörigen und stets unzufriedenen Ostdeutschen und sind darin, gemessen an den soziologischen Daten, tatsächlich ›realistischer‹. Die Figuren kommen dem, was der öffentliche ›Common Sense‹ von einem funktionierenden Bundesbürger unter Krisenbedingungen fordert, durchaus ziemlich nahe – das macht gerade die ›Biederkeit‹ der meisten Figuren aus. Die Ironie dieser Darstellung liegt jedoch darin, dass für den gründlicheren Leser gerade dieses ›angepasste‹ und leidlich erfolgreiche Verhalten im Bereich des Ökonomischen für die überwiegende Mehrheit der Figuren zum Misslingen der Glückssuche im Privaten führt. Gerade durch den Fokus auf dem Privatleben und besonders auf den Krisenerscheinungen in der Intimpartnerschaft zeigt der Roman den Preis an persönlichem Leid und zwischenmenschlichem Versagen, den eine Gesellschaft bezahlt, welche der privaten Lebensführung die biographische Auflösung der äußeren Systemwidersprüche aufbürdet und dabei äußeres Konfliktpotential in die Lebenswelt verschiebt. Schulze demonstriert, dass das westliche Lebenskonzept nur unter unakzeptablen persönlichen Opfern ›funktioniert‹, wenn das Wirtschaftssystem (wie die anderen gesellschaftlichen Subsysteme) nicht nur als Sinnressource mehr und mehr ausfällt, sondern darüber hinaus auch noch die Intimpartnerschaft, die Familie und das Freundschaftsnetz als letzte verbliebene Sinnressourcen in ihrem Funktionieren nachhaltig behindert. Damit erweist sich die kriti-
sche Funktion des Romans bei genauem Hinsehen als die dominierende: Der Sinn der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wie sie im Modell der Romans dargestellt wird, besteht quasi darin, den aktuellen Sinnmangel als Aufgabe zu präsentieren (eine Aufgabe, die eine Abkehr von der Strategie impliziert, sich an die Priorität des Ökonomischen anzupassen).


Die „Irrealisierung“ (Iser 1993), die *Simple Stories* schon auf inhaltlicher Ebene durch ihre Komplexitätsreduktion vornimmt, bringt insofern erst durch die Anleitung zur Überschreitung der

Auch wenn Schulzes Roman in den meisten Fällen das Scheitern dieses Strebens demonstriert, steckt darin doch die Vorstellung von einer Gesellschaft, die ernsthafte Kooperations-

256 Eine solche „Selbstüberschreitung“ ist freilich in der modernen Literatur ebenfalls nichts vollkommen Neues; es findet sich etwa schon in Flauberts Madame Bovary und Éducation Sentimentale sowie in der Vielzahl moderner Romane mit ausgeprägten ›Antihelden‹. Der Terminus Isers ist freilich nach meiner Auffassung nach dem Ende der Avantgarden nicht mehr mit absoluter Strenge auszulegen; wichtig ist, dass eine alltägliche und medial vorherrschende oder auch nur verbreitete Sicht auf die Wirklichkeit überschritten wird.
Zusätzliche Aspekte beim Zusammenspiel von Fiktivem und Imaginärem ergeben sich, wenn man die formalen Eigenheiten der Darstellungsweise berücksichtigt. Die diskontinuierliche, kleinteilig-fragmentierte und multiperspektivische Darstellungsweise lässt bewusst eine Menge großer und kleiner Lücken, deren interpolierende Ausfüllung durch den Leser dem Imaginären ausgesprochen viel Raum gibt; zugleich ist dieser Raum so groß angelegt, dass die Grenzen dessen spürbar werden, was vom Imaginären geleistet werden kann. Hier kommt die Funktion des Romans als epistemologisches Modell zum Tragen: Die formale Zersplitterung, die jedoch durch die räumlich und zeitlich überschaubare und sozial verdichtete Kleinstadtewelt bei entsprechender Mitarbeit des Lesers durchaus die Rekonstruktion biographischer und sozialer Zusammenhänge gestattet, berücksichtigt einseitig die (schon angejahrte, aber mehr denn je virulente) Erkenntnis, dass die (soziale) Erfahrungswelt nicht mehr als konsistentes Ganzes überschaut, geschweige denn mit einem übergreifenden Sinn versehen werden kann, und macht diesen Mangel durch die Brüche zwischen den Kapiteln mit besonderer Intensität erfahrbar – eine Intensität, die den Erfahrungen der ins westliche Gesellschaftssystem »geworfen« Ostdeutschen entspricht, die damit aber nur bewusst macht, was auch die Westdeutschen in einem unmerklichen Gewöhnungsprozess hinter sich gebracht haben.

Andererseits demonstriert die Form von Schulzes Roman, dass der Einzelne durchaus in der Lage ist, Zusammenhänge mittlerer Reichweite herzustellen und verbleibende Inkonsistenzen des Verhaltens und seiner Darstellung je nach Perspektive und gesellschaftlichem Handlungsbereich zu tolerieren, ja sogar nutzbar zu machen. Das gilt nur begrenzt für die Figuren und Ich-Erzähler des Romans, die mit ihren Versuchen, aus den neuen Verhältnissen Sinn zu ziehen, häufig scheitern; es gilt aber für die Leser, die zwar durchaus vor dieselbe Erfahrung gebracht werden, denen jedoch im Medium der Literatur die Mittel und die Rahmenbedingungen an die Hand gegeben werden, um jenseits ihres alltäglichen Verständnishorizontes einen durchaus komplexen
Sinnzusammenhang herzustellen – und Ähnliches gilt, wie wir sahen, auch über die Grenzen der einzelnen Kapitel-Storys hinaus. Der Text vermittelt dem konstruktiven Erkenntnisbemühen ohne Zweifel ein Sinnerlebnis, welches überzogener postmoderner Skepsis Widerstand leistet, selbst wenn er in seiner mangelnden formalen Geschlossenheit, einigen unausfüllbaren Lücken und Brüchen sowie vielen Mehrdeutigkeiten auch die Grenzen gesellschaftlicher Erkenntnis deutlich genug erfahrbar macht. Ähnliches gilt für die ausgesprochen lückenhafte Darstellungsweise, die den Leser durch ihre vielfältigen Aussparungen und die Beschränkung auf bloße Anspielungen an die Grenzen dessen führt, was er als kreativer Koautor mit Hilfe seiner Imagination leisten kann – die Simplicität von Simple Storys ist ja ein höchst kunstvolles Verfahren, das von vornherein von seinem Kontrast zum Komplexitätsbewusstsein der Gegenwartsrealität lebt und seine eigene ›mimetisches Unangemessenheit‹ als Aufforderung zur Ko-Autorschaft absichtsvoll vor sich herträgt. Durch diese Offenheit des Textes wird der Leser sich einerseits seiner konstitutiven Mitwirkung an der ästhetischen Erscheinung bewusst, andererseits aber auch der Unsicherheiten bei dieser Mitwirkung, der Willkürlichkeit bzw. mangelnden überindividuellen Verbindlichkeit dessen, was er aufgrund seiner eigenen begrenzten und perspektivisch verengten Erfahrungen als „Imaginäres“ einbringen kann.

Umgekehrt könnte man sagen, dass die kleinteilig-diskontinuierliche, lückenhafte und ›unterkomplexe‹ Darstellungsweise besonders den Umstand hervorhebt, dass das Wirklichkeitsmodell der fiktiven Welt von Simple Storys – wie das aller anderen medialen Fiktionen – vom Imaginären als eines Nicht-Darstellbaren prinzipiell gesprengt wird. Durch die leichte Überdehnung dessen, was zwischen den Zeilen und zwischen den einzelnen „Storys“ zu erschließen ist, werden die Grenzen der (schrift-) sprachlichen, literarischen Kommunikation bewusst gemacht – nicht nur im Hinblick auf die Repräsentation der gegenwärtigen Erfahrungswirklichkeit, sondern
eben auch im Hinblick auf dasjenige, was in derart fundamentaler Weise „zu wünschen übrig bleibt“, dass es ins Unbewusste abgedrängt wurde.


Was also Schulzes Roman von typischen Texten der achtziger Jahre unterscheidet, ist die Ersetzung einer ostentativen Verweigerungshaltung gegenüber der mimetisch-realistischen Tendenz durch ein Entgegenkommen, dass die entsprechenden Leserbedürfnisse anerkennt, um dann allerdings – trotz des Verzichts auf vordergründig provozierende Leser-Desillusionierung – um so wirkungsvoller ihre Problematik zu demonstrieren. Die vielbeschworene „Doppelkodierung“
postmoderner Werke, die vordergründig die Unterhaltungs- und Kompensationsbedürfnisse der Leser erfüllt, um sie für die anspruchsvolleren Leser wieder ironisch zu relativieren und auf einer tieferen Ebene deren Bedürfnis nach Offenlegung und Problematisierung der literarischen Verfahren zu befriedigen, lässt sich also auch in diesem Roman feststellen, und tatsächlich ist seine Popularität sicherlich zu einem Gutteil auf dieses auch kommerzielle ›Erfolgsrezept‹ zurückzuführen. Zugleich aber muss man Schulze zugute halten, dass er selbst auf der ›Oberfläche‹ der Darstellung nicht so sehr das Unterhaltungsbedürfnis bedient – dazu eignet sich der unsatirisch gesehene Alltag von Durchschnittsmenschen aus der Provinz wahrhaftig nicht –, sondern in erster Linie das Bedürfnis nach authentischer Wirklichkeitsbegegnung, wie es als Reaktion auf die universale Virtualisierung der Medienwelt auch in Bezug auf die Literatur sehr verbreitet ist – deshalb auch die Aussparung der modernen Massenmedien und der durch sie beherrschten öffentlichen Sphäre.

Hinzu kommt, dass *Simple Storys* einer oberflächlichen Lektüre einige Hindernisse entgegenstellt, die sich auch in manchen Leserkomentaren durchaus niederschlagen: Die Verweigerung von Empathie durch kühl registrierende Außensicht, der oft rätselhaft offene Ausgang der einzelnen Storys, der den Lesern einen ›Sprung‹ aus seinen gewohnten Deutungsmustern abverlangt, die nicht immer einfach zu erkennenden Zusammenhänge zwischen den Kapiteln und die Schwierigkeit, bei der fragmentarischen Darstellungsweise das komplexe Beziehungsgeflecht der Figuren zu erfassen, machen das Buch auch bei ›realistischer‹ Rezeptionshaltung zu einer Lektüre mit einigem Anspruch. Gut nachvollziehbar ist seine Popularität bei den Kritikern, wohingegen unsicher bleibt, ob für den Verkaufsberfolg des Buches diese werbewirksame Begeisterung des Feuilletons oder die tatsächliche Popularität beim breiten Publikum verantwortlich ist.

Die den anspruchsvolleren Lesern vorbehaltene semantische ›Tiefenebene‹ ist jedoch durch meine vorläufigen Bemerkungen zur Form des Romans erst zum kleineren Teil erfasst.
IV. Zitierte Literatur:

A. Primärliteratur – Texte von Ingo Schulze


**B. Sekundärliteratur:**

1. *Rezensionen und wissenschaftliche Sekundärliteratur zu „Simple Storys“:


Höbel, Wolfgang. 1998. Glücksritter auf Tauchstation. Ingo Schulze hat den langersehnten Ro-


Michalzik, Peter. 2000. Wie komme ich zur Nordsee? Ingo Schulze erzählt einfach Geschicht-

rianten der Verunsicherung. Die Presse, 4. April.


nem Roman „Simple Storys.“ Berliner Morgenpost, 8. März.

Steinert, Hajo. 1998. Heulsusen, Meckerer: Ingo Schulze erzählt „Simple Storys“, einfache Ge-

Steinfeld, Thomas. 1998. Ein Land, das seine Bürger verschlingt. Das Ereignis einfacher Ge-

480
2. Sonstige Sekundärliteratur:


http://www.psychoanalyse.org/Portals/0/vortrag/Oberlechner_Franz010306.doc


Sackmann, Reinhold. 2000a. Transformation, Arbeitsmarkt und Lebenslauf. In Sackmann, Wey-
mann und Wingens 2000, 41-56.


http://www.uni-siegen.de/ifm/lumis/?lang=de


